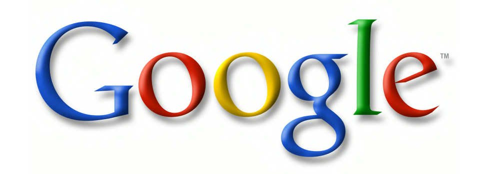


BT.HER3 / 5IDE / 69:1.1

HERDER,J.G.

ilosophie
e der

BT.HER3 / 5IDE / 69:1.1

HERDER,J.G.

Ideen zur Philosophie
der Geschichte der
Menschheit.

(Schmidt. 1869).

Vol.1. (1869).

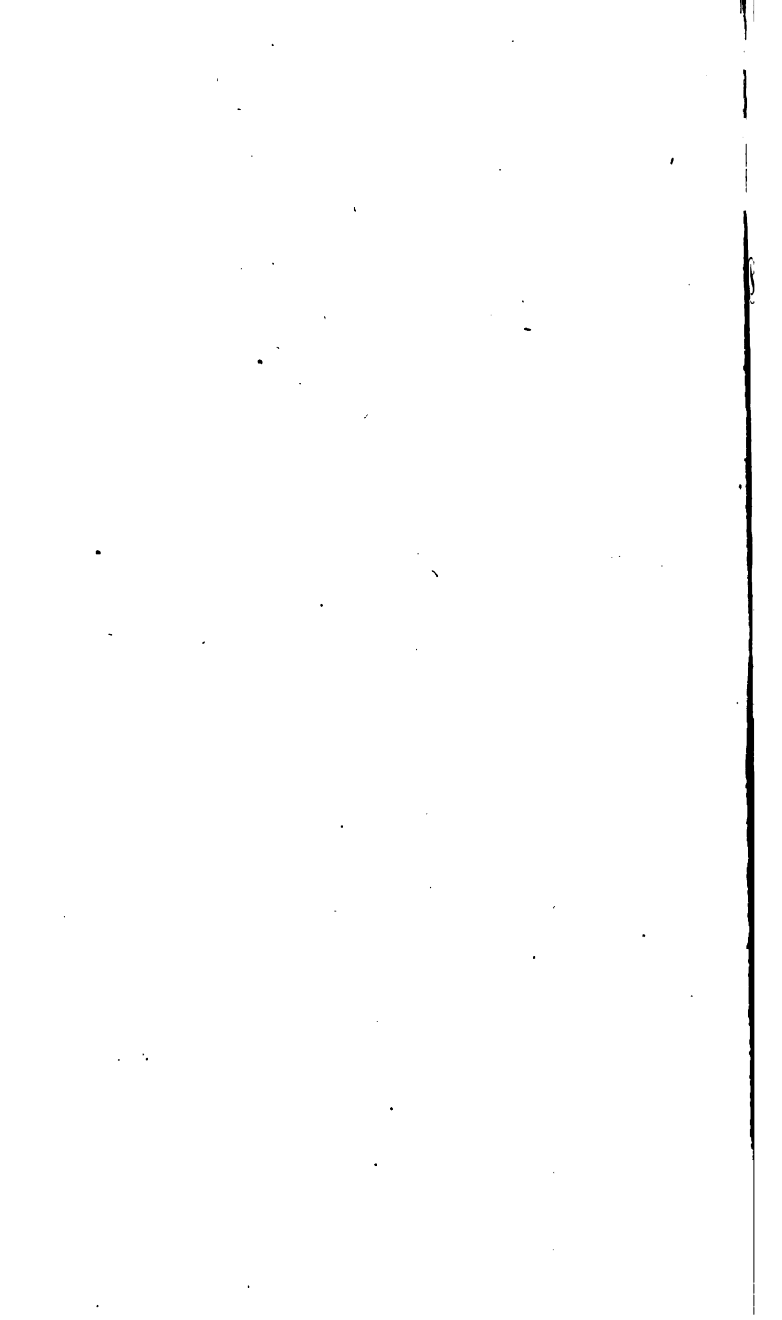
Bibliothek

der

Deutschen Nationalliteratur

des

achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.



Ideen

zur

Geschichte der Menschheit.

Von

Johann Gottfried von Herder.

Mit Einleitung und Anmerkungen

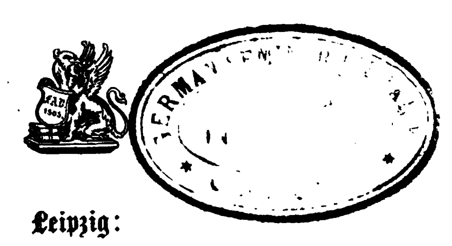
herausgegeben

von

Julian Schmidt.

In drei Bänden.

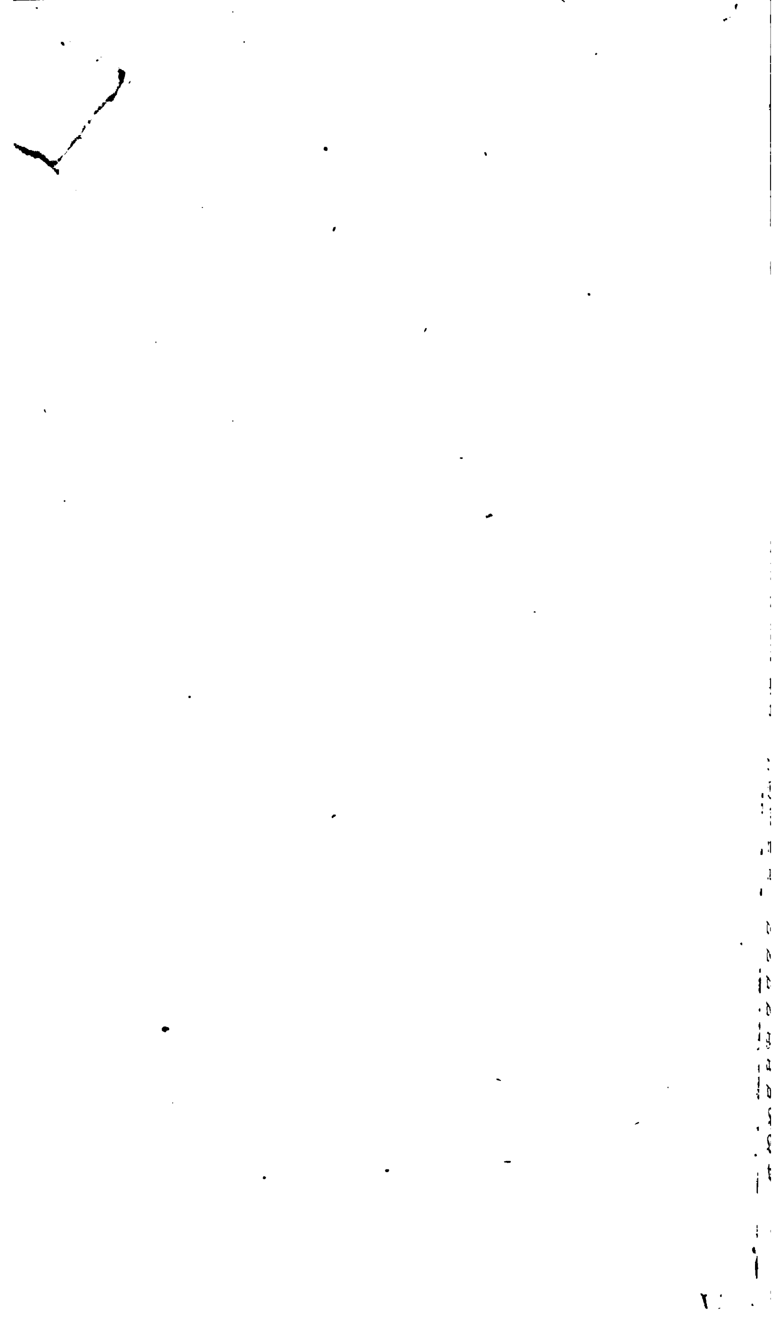
Erster Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.



Einleitung

von

Julian Schmidt.

Die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ sind der Knotenpunkt, in welchem sich Herder's wissenschaftliche Arbeiten verschlingen. Seine frühern Studien finden ohne Ausnahme darin ihren Platz, und was er später unternahm, sah fast durchweg wie eine Ergänzung und Erweiterung dieses seines Hauptwerks aus. Aber ihre Bedeutung liegt tiefer: sie fallen zugleich in den Knotenpunkt der gesammten deutschen Culturbewegung von der Mitte des vorigen bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Der rothe Faden, der die scheinbar oft divergirenden Bestrebungen der deutschen Speculation seit Leibniz verbindet, ist das Problem: Wie erhebt sich der Geist vom Erdboden? Wie geht das Denken vom Sein aus? Wie löst sich die Freiheit aus der Gebundenheit des Causalnexus? Wie zeigt sich Gott in den flüchtig vorüberrauschenden Erscheinungen der Zeit?

Sonst hatte man die Vorsehung Gottes immer nur im Schicksal des einzelnen Menschen, oder des von Gott begünstigten Volks, oder der Kirche aufgesucht. Seitdem nun die Renaissance, die Entdeckung der beiden Indien und das Kopernicanische System den Gebildeten daran gewöhnten, die Erde und auf ihr die Menschheit als ein gegliedertes Ganze anzusehn, gegliedert nach Racen und nach Perioden, als Alterthum, Mittelalter und Neue Zeit, mußte man den Plan und die Absicht der Vorsehung weiter ausdehnen: man suchte für das Labyrinth des gesammten Erdballs den Faden; man suchte das Licht, das Chaos der Jahrtausende zu einem zweckvollen architektonischen Bau zu gestalten.

Der wahrhaft Rechtgläubige freilich wird es ablehnen, im Erdenleben den Weg Gottes zu rechtfertigen. Ihm sind die Rathschläge Gottes unerforschlich, und das Erdenleben regiert der „Fürst der Welt". Aber solche Rechtgläubige hat es zu allen Zeiten nur wenige gegeben. Im „Discours sur l'histoire universelle" (1681) prüfte der große Bischof Bossuet, was Gott gethan, mit den Augen eines gebildeten Franzosen aus dem Kreise Ludwig's XIV., und fand alles gut. Vom entgegengesetzten Standpunkt verherrlichte der Pietist Arnold 1700 den göttlichen Gedanken in der Reihe frommer Ketzer, die, von der Welt freilich unterdrückt, doch die ewige Wahrheit nicht hatten untergehn lassen. Leibniz, dessen absolut freier Blick, dessen unerhörtes Wissen und gerader Sinn für das Wesentliche die herrlichsten Elemente für eine echte Philosophie der Geschichte boten, begnügte sich in der „Théodicée" (1710), mit den leichten Fechterkünsten eines gewandten Dialektikers ungebildete Fragen und Einwände abzuwehren.

Die englische Revolution von 1689 und die Colonisirung Nordamerikas eröffneten in die Geschichte eine ganz neue Perspective. Dort war der neue Staat wirklich durch einen Vertrag gegründet; hier sah man auf jungfräulichem Boden eine neue Gesellschaft entstehn, die ihre Rechtsbegriffe gleichsam aus sich selbst zu schöpfen schien. Die neue Periode fand ihren eigenen Philosophen in Locke: fortan hatte das Recht nicht mehr durch den jenseitigen Ursprung, sondern durch den innern Werth, durch seine irdische Zweckmäßigkeit sich zu beglaubigen. An Stelle der Theologen traten die Juristen und Politiker; auch die Schule von Halle und Göttingen, die Thomasius und seine Nachfolger, faßten den Geist der Geschichte nicht anders als Locke: auch sie hatten ein Staatswesen zu rechtfertigen, das sich der Tradition entzog: die Göttinger wiederum das Werk von 1689, die Hallenser das aufstrebende preußische Königthum.

Auch für die Bewegung des französischen Geistes ging der Anstoß von England aus. In den Tagen Racine's und der Maintenon hätte in der guten Gesellschaft kein Wohlgebildeter daran gezweifelt, daß Versailles die höchste Staffel der Civilisation erreicht habe in Wissen, Geschmack und guter Sitte; rechts und links sah man nur Barbaren. Nun kam die Regentschaft, und die sittliche Maske fiel. Montesquieu schrieb 1721 die „Lettres Persanes", in denen er unter der Maske eines reisenden Persers die bisher unangefochtene Convenienz verhöhnte: um liberal zu sein gegen die mannichfachen Formen der

Menschheit, mußte man sich erst seine eigene fremd zu machen suchen. Voltaire folgte 1733 mit den „Lettres Anglaises"; er hatte sie in London geschrieben, wohin er vor den Mishandlungen des frechen französischen Adels geflüchtet war. Den Glauben an die Höhe der pariser Civilisation wollte man nicht aufgeben; das Zeitalter Ludwig's XIV. blieb immer einer von den Lichtpunkten der Cultur neben dem Zeitalter des Perikles, des Alexander, des Augustus, des Hadrian, der Mediceer und verschiedener chinesischer Kaiser; aber man merkte, daß es noch zuviel von der Barbarei des Mittelalters enthielt, Aberglauben und Feudalismus. Ein Fortschritt der französischen Civilisation war denkbar und nothwendig, und dazu das Feldgeschrei: Écrasez l'Infame! d. h. den irrationellen Rest des Mittelalters, das Christenthum mit eingeschlossen. Daran hat die Encyclopädie mit unermüdlichem Eifer gearbeitet.

Im „Esprit des lois" (1749) war das Urtheil anscheinend von einer großen Liberalität: für jede Staatsform wurde das Lebensprincip gesucht, als ob jede gleiche Berechtigung habe; eigentlich aber schwebte als Ideal das Bild der englischen Staatsform von 1689 vor, wie sie sich Montesquieu's französisch gebildetem Auge darstellte. Das Buch machte Epoche, denn sein glänzender Witz und sein bequemer Dogmatismus rissen die ganze gebildete Welt in die Politik. Auch für die Wissenschaft macht es Epoche: mit der Abstraction muß man anfangen, um zu erkennen, wenn man auch später die Abstraction durch concrete Studien wieder zu vertiefen hat.

Die Philosophen — zu denen Montesquieu ebenso gerechnet wurde wie Voltaire, Diderot und Helvetius — gingen sämmtlich von der Ueberzeugung aus, der Mensch habe den Beruf, glücklich zu sein, und jeder, der die Fähigkeit dazu besäße, habe auch die Pflicht, für das Glück aller Menschen zu wirken. Um das zu unternehmen, mußten sie an die Möglichkeit glauben. Dieser Glaube an die Möglichkeit des Fortschritts warf sich dann gern in die Vergangenheit zurück: die Menschheit sei immer fortgeschritten. Wie damit freilich das barbarische Jahrtausend von Hadrian bis auf die Renaissance in Einklang zu bringen sei, das wußten sie nicht; und freiere Naturen spotteten über diesen Rest des Aberglaubens, namentlich seit dem Erdbeben von Lissabon 1755, das einen bösen Riß in das Bild der Vorsehung auf Erden machte. Aber auch diese Freidenker glaubten sich deshalb ihrer Pflicht keineswegs überhoben;

wohin sie zu streben hätten, das wußten sie ganz genau: nach dem Sturz des Aberglaubens und der Feudalität, nach der Vermehrung aller Kenntnisse und aller Fähigkeiten, das Leben zu genießen, nach der Richtung aller menschlichen Kraft auf den Zweck des gemeinen Wohls.

Die Naturwissenschaft, welche am meisten dazu beiträgt, die Beschwerden des Lebens zu entfernen und den Genuß zu erhöhen, war die Lieblingswissenschaft der Zeit und das Hauptmittel der Volkserziehung. Der Geschmack an der Naturwissenschaft wurde bei den Gebildeten ebenso durch Buffon's Werk, wie der Geschmack an der Geschichte durch Montesquieu's Werk — beide erschienen gleichzeitig — gefördert. Mit Interesse vertiefte man sich in das Leben der Thiere und freute sich an dem schönen Bilde, das Buffon von dem Erwachen der menschlichen Seele aus dem Nebel der rohen Sinnlichkeit entwarf. Hier hatte man auch ein Stück Geschichte, die freilich in jedem Menschenleben wiederkehrt, und ebenso ein Stück Theodicée. Nach Buffon wird das Gleichgewicht im Menschen, das sein Glück macht, durch die Imagination gestört, welche das Uebel vorwegnimmt und dadurch das Gute verkümmert. „Der Mensch verkehrt die Natur seiner Seele, wenn er sie nur anwendet, zu empfinden; sie ist ihm gegeben, zu erkennen. In dem ruhigen, aber unablässigen Fortschritt des Erkennens erhöht die Seele sich selbst; sie lernt sich selbst genügen und den Selbstgenuß im Genuß des Universums finden.“ Aehnlich tröstete Kant zwei Jahre später, 1755, in der „Naturgeschichte des Himmels“ die über das Erdbeben von Lissabon verzagte Menschheit: „Der Mensch ist von sich selbst so eingenommen, daß er sich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes ansieht, gleich als wenn diese kein Augenmerk hätten als ihn allein, um die Maßregeln in der Welt danach einzurichten. Der ganze Inbegriff der Natur ist ein würdiger Gegenstand der göttlichen Weisheit. Wir sind ein Theil derselben und wollen das Ganze sein. Die Regeln der Vollkommenheit der Natur im Großen sollen in keine Betrachtung kommen, und es soll sich alles blos in richtiger Beziehung auf uns anschicken.“

In der Betrachtung durfte man wol so resigniren; aber auch in dem praktischen Streben der Zeit entdeckte man bei näherm Zusehen einen innern Widerspruch. Der Mensch ist zum Glück bestimmt; zum höchsten Glück gehört Vielseitigkeit des Genusses

und der Bildung, und diese kommt nur einzelnen zugute, sie nimmt der Menge Luft und Licht. Der Genuß der Civilisation ist nur für die Minderzahl der Menschen. Das 18. Jahrhundert galt als ein hochcivilisirtes Zeitalter, Paris als eine hochcivilisirte Stadt; sah man aber hinter die Coulissen, so entdeckte man Elend und Schlechtigkeit, wovon minder cultivirte Völker keinen Begriff gehabt. Eben kamen Weltumsegler aus der Südsee zurück und entwarfen von den dortigen Naturmenschen ein Bild, das an Geßner's Idyllen erinnerte. Das Wort mußte einmal gesprochen werden, und Rousseau war es, der es aussprach: „Der Fortschritt der Civilisation vermehrt nicht, sondern vermindert das Glück und die Tugend der Menschen; um die Menschen glücklich zu machen, muß man den umgekehrten Weg einschlagen: man muß sie durch die Erziehung künstlich zur Natur zurückführen. Von Natur ist alles gut; alles entartet unter den Händen der Menschen."

Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Rousseau: ein Herz, in dem jeder Pulsschlag der Natur auf das lebhafteste nachschwingt, das mit einer gewissen Angst sich der herrschenden Unnatur des Zeitalters zu erwehren sucht, bald trotzig, bald verzagt, aber selbst angekränkelt von den verderblichen Einflüssen einer aus ihrer Richtung getriebenen Civilisation, deren giftige Genüsse er anklagt, ohne sie doch entbehren zu können. Er selbst kleidet sich in einen armenischen Talar, aber in seiner Umgebung bedarf er des Parfums, eleganter Toiletten und eleganter Empfindung; er grollt beständig mit jenen ätherischen Wesen, deren gesundes Denken und Empfinden in Empfindelei und Grübelei untergegangen ist, und er kann nicht leben ohne sie, er kann nicht denken, nicht empfinden als mit ihnen. Er verschmäht das gegebene Gesetz als frevelhaftes Menschenwerk, aus dem Herzen soll die Quelle des guten Handelns fließen; und so ist sein Herz verdorben und mit der Natur verfeindet, daß er eins seiner Kinder nach dem andern ins Findelhaus schickt und sich noch cynisch damit brüstet, er habe sie dadurch dem Fluch der Civilisation entzogen.

Von seinem ersten Auftreten an erregte Rousseau in Deutschland ein Interesse wie kein anderer von den französischen Schriftstellern. Lessing, Wieland, Hamann, Kant verfolgten jede seiner Lebensäußerungen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme. Max

hatte hier nicht blos einen Schriftsteller, sondern eine Persönlichkeit von ausgesprochener Physiognomie vor sich, welche auch in ihrer Krankhaftigkeit die Einbildungskraft aufs lebhafteste beschäftigte. Die andern Philosophen verschmolzen den Fernerstehenden in die gestaltlose Masse der Encyclopädie; gegen Voltaire hatte man den doppelten Groll im Herzen, daß er dem deutschen Theater ein schlechtes Vorbild gab, und den großen König dem deutschen Denken und Empfinden entfremdete. Man studirte ihn im Stillen, man lernte aus ihm den treffenden prägnanten Ausdruck; aber man sprach nicht gern anders von ihm als mit Misbehagen über seine Frivolität in Sachen der Religion, seine unphilosophische Verbindung mit Königen und Marquisen. Als anerkannten Führer der Philosophenpartei machte man ihn für all die cynisch-materialistischen Schriften verantwortlich, die aus jenem Kreise hervorgingen. Die Wolfianer tadelten seine Ungründlichkeit, sein desultorisches Wesen, die Historiker vom alten Schlage die respectwidrige Ausdrucksweise gegen alle anerkannten Autoritäten. Man fühlte in ihm eine Macht, deren Einwirkung auf Deutschland man fürchten müsse. Anders stand es mit Rousseau: er war der Leidende, der Verfolgte, und der sympathische Zug für seine Ueberzeugungen und Träume wurde verstärkt durch das Mitgefühl für sein Schicksal. Rousseau hat früher auf Deutschland gewirkt als auf Frankreich. Kaum waren 1762 seine beiden großen Werke, „Contrat social“ und „Émile“ erschienen, so begann in Deutschland eine flutende Bewegung, die Menschheit dadurch zu verjüngen, daß man die Kinder dem Einfluß der Civilisation entriß und sie auf dem angeblichen Boden der Natur durch freie Entwickelung ihrer Instincte erzog. Wenn der „Gesellschaftsvertrag“ bei einem politisch wenig entwickelten Volk nicht die gleiche Wirkung übte, so nöthigte er doch alle Forscher der Geschichte und des römischen Rechts, bei jedem Urtheil über eine Phase der menschlichen Entwickelung sich die Frage vorzulegen: Wie hat sich das höchste Gut der Welt, wie hat sich das gute Herz dazu verhalten?

So war die Bewegung der deutschen Civilisation, als Herder in Königsberg studirte. Der Freund, an den er sich zunächst anschloß, Hamann, war von Rousseau vielfach angeregt und dachte wie er über die Segnungen der Civilisation. Um diesen Mann kennen zu lernen, muß man nicht seine spätern kleinen Schriften

zu Grunde legen. Hier hat er sich eine eigenthümliche, oft ganz unverständliche Kunstform des Humors angeeignet, indem er durch Ideenassociation fortschreitet, und Spaziergänge macht, statt auf ein Ziel loszugehen. Auch nicht seine Briefe, so köstliche Einfälle sich darin finden. Man lernt ihn am besten kennen aus seinen ersten, halb arglosen Jugendaufzeichnungen, seinen Anmerkungen über die Bibel und seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates. Zu jenen wurde er durch ein starkes Sündenbewußtsein getrieben; aber wenn er sich dem Kampf der Pietisten gegen die Vernunftgläubigen anschließt, so thut er das nicht aus einem tiefern religiösen Drang, der seine ganze Seele erfüllte, sondern als Historiker. Die Rationalisten versuchten, Christus und Mohammed, Moses und Sokrates, die Propheten und die Apostel, wenn nicht gerade in die Tracht des gebildeten Europäers von 1760, so doch wenigstens in den Talar des großen Philosophen Mendelssohn zu kleiden; sie gingen nicht so weit, ihnen den Bart zu scheren und ihnen eine Perrüke aufzusetzen, aber sie liehen ihnen Gedanken und Empfindungen, die dem aufgeklärten Berliner verständlich waren. Gegen diese Modernisirung historischer Gestalten hatte Hamann einen nervösen Haß, und wußte für diesen Haß die härtesten Worte zu finden. Wie liberal er sonst in religiösen Dingen dachte, ist ganz unglaublich, und er wenigstens durfte mit Recht für seine Specialreligion und für seine Specialauslegung der Bibel dieselbe Duldung in Anspruch nehmen, die seine Gegner für sich forderten. In die Natur der Propheten thut er mitunter einen Blick, der wahrhaft historisches Gefühl verräth und der weiter geführt haben würde, hätte ihm nicht alle Energie des Willens gefehlt. Er begnügte sich damit, mit den goldenen Schätzen seiner Anschauung ein im Ganzen zweckloses Spiel zu treiben.

Rousseau's und Hamann's Einfluß wurde durch verschiedene andere Schriftsteller unterstützt. Percy gab die Volkslieder heraus und wies damit nach, daß die Poesie von der Civilisation unabhängig sei. Gelehrte und Reisende — Michaëlis, Niebuhr u. a. — gaben Bilder von der Natur des Ostens, von der die nüchterne Anschauung des damaligen Europa keine Ahnung gehabt. Der Blick in das echt deutsche Leben ward durch Justus Möser geöffnet, der an Feinfühligkeit für concretes Sein die bedeutendsten Rechtslehrer der Zeit überragte. Wenn Montesquieu's Lehrsätze Verallgemeinerungen sind, die auf der Gewalt des Witzes beruhen,

so kennt Möser keine allgemeinen Sätze, keine allgemeinen Worte: er kennt nur Bilder und Anschauungen. Sobald man ihm mit einem allgemeinen Satz kommt, hat sein Humor und seine Phantasie ein helles in satten Farben ausgeführtes Bild daraus gemacht, so schlagend, daß er auch im Unrecht die Lacher auf seine Seite zieht. Und meist hat er nur scheinbar unrecht; denn bei dem Humoristen darf man nicht auf die äußerste Schale des Gedankens, man muß auf den Kern sehen. Möser war nicht blos gelehrter Jurist, er war praktischer Verwalter; aus den Rechtsverhältnissen seiner osnabrücker Bauern und Bürger lernte er den Tacitus, aus den britischen Colonien in Indien die Geschichte des römischen Reichs, aus dem Pflanzerleben in Nordamerika die Völkerwanderung verstehen. Um deutlich zu werden, sucht er das derbste, das ungesittetste Wort, ja er scheut den Cynismus nicht; aber hinter diesem Cynismus versteckt sich oft eine ideale Erhebung des Gedankens. Gegen die allgemeine Ueberzeugung nun verfocht Möser stets die Paradoxie, das Faustrecht sei die beste Zeit Deutschlands gewesen. Er kannte die Geschichte zu gut, um ein System daraus zu machen; seine Worte waren an das deutsche Lakaienthum jener Zeit gerichtet, das allen Sinn für Farbe, Eigenart, freie Bewegung erstickt hatte; so faßten es Hamann, Herder und endlich der Dichter des „Götz von Berlichingen" auf.

Was Herder seinem Freunde Hamann verdankt, hat er laut und wiederholt anerkannt. Die Hauptsache, abgesehen von einigen allerdings sehr glänzenden und durchgreifenden Aperçus, möchte doch sein, daß Hamann, der alles las und alles in eigenartigem Sinn interpretirte, die Kenntniß, die Vielseitigkeit und Liberalität seines Urtheils gefördert hat. Weniger offen liegt zu Tage, wie weit er Kant verpflichtet ist. Man kennt nur den Brief, den er von Riga an Kant schrieb, und das Urtheil über seinen alten Lehrer in den „Humanitätsbriefen", das in hohem Grade anerkennend ist, obgleich er damals bereits in bitterer Fehde begriffen war. Er dankt ihm namentlich für die Anleitung in den naturhistorischen und geographischen Studien, sowie für die geistige Freiheit, die er in ihm entwickelt habe. Aber in den gleichzeitigen Briefen ist der Ton noch viel wärmer. Statt aller nur eine Stelle, 30. Oct. 1772 an Lavater: „Von Kant, der mein Freund und Lehrer ist, dessen alle Lieblingsmeinungen ich nicht blos so oft gehört und besprochen, sondern der mir auch seine Träume bogen-

weise überschickt hat u. s. w., scheinen Sie sein erstes, recht Jünglingsbuch nicht zu kennen: es ist die Allgemeine Theorie des Himmels". Die „Träume" können nichts anderes sein, als die „Träume eines Geistersehers" (Swedenborg), die 1766 erschienen, die also Kant nach Riga geschickt haben muß, und die auf Herder's Darstellung in der That einen großen Einfluß übten. Mehr noch findet man, selbst in den „Ideen", Spuren aus frühern Schriften Kant's, „Ob die Erde veralte?", „Ueber die Evidenz", „Ueber das Schöne und Erhabene". Leider sind Kant's Briefe verloren gegangen, und Herder hat seinen Lehrer nicht wiedergesehn.

Die deutschen Schriftsteller, denen er in Riga hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zuwendete, sind Lessing und Winckelmann. Die Franzosen und Engländer von Bedeutung hat er alle gründlich studirt; die Frage, ob er Vico gekannt, an dessen Schriften seine Ideen vielfach erinnern, erledigt sich durch einen Brief Goethe's aus Neapel, 5. März 1787, der damals erst den Namen dieses Mannes erfährt und ihn als neue Entdeckung Herder mittheilt. Sehr früh betrat Herder selbst den literarischen Schauplatz.

Herder's erste Druckschrift: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?" (1765) zeigt noch keine Spur von den dithyrambischen Sprüngen, welche die Werke der ersten siebziger Jahre charakterisiren: es ist eine plane und solide Haltung. Herder entscheidet die Frage verneinend, und belegt das durch die Geschichte der Hebräer, Griechen und Römer. Bei den Hebräern trägt das ganze Volk die Last der Gebote, Fluch und Segen, auf seinen Schultern; eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und gedrängten Volks. In Griechenland haben die Rhapsoden, die Tragiker, die Ringer und Wettkämpfer, die Historiker und Sykophanten die gesammte Nation zu ihrem Publikum; die Kunst steht in einer beständigen Wechselwirkung zum Leben; selbst die Philosophie fügt sich in die Formen der attischen Conversation. Ebenso bei den Römern. Das ist alles anders geworden, am meisten bei den Deutschen, da Franzosen und Italiener wenigstens im Theater einen Punkt der Vereinigung finden und sich in eine Mitte des Gebens und Nehmens, des gegenseitigen Genießens und Belehrens setzen. Bei uns hat das Ganze so wenig gemeinschaftlichen Schritt in der Cultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Theile als auf ein

gemeinsames Publikum mit gleicher Macht wirkte. Nicht nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweit, daß ihnen ein zutrauliches, gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle fehlt. Es gibt kein wahres Verständniß der Gemüther, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Zusammenempfindung. Das Publikum wird nur als Pöbel zur Decoration von Hoffestlichkeiten zugelassen. „Mit Wohlgefallen haben wir eine Cultur angenommen, von der ganze Stände und Provinzen nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhm. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde."

Durch die Heldenthaten des Siebenjährigen Kriegs war römischer Patriotismus wieder in Schwang gesetzt; Abbt hatte eben „Vom Tode fürs Vaterland" geschrieben und war mit Begierde gelesen worden. An dieser Wendung nimmt Herder keinen Theil. In die patriotischen Ideen Griechenlands und Roms sich zurück zu wünschen wäre thöricht; schwerlich würden wir auch bei dem Tausche gewinnen. Sparta ruhte auf dem Helotenthum, Athen auf der Knechtung der Colonien, die römische Vaterlandsliebe auf der Knechtung aller Welt. „Unser Vaterland hat kein hohes Alter, keine berühmten Götter; wir haben ein Gemisch von Verhältnissen und Zwecken; die reine antike Bildung kann uns nicht zutheil werden. Wir haben nicht das Vaterland der Alten, aber wir haben ein Vaterland; denn wir haben ein Vaterhaus mit bestimmten Rechten und Pflichten. Unserm Vaterlande thut Gemeinsinn noth, edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen von jeher gethan: Deutsche zu sein auf eigenem wohlbeschützten Grund und Boden."

Herder hatte das Unglück, keinem Staat anzugehören. Als er aus Preußen schied, hatte er schwören müssen, zurückzukehren, wenn er zum Militär ausgehoben würde: eine tröstliche Aussicht! Später fand er weder in Bückeburg noch in Weimar ein entwickeltes Staatsleben. Das einzige Gemeinwesen, von dem er sich ein wirkliches Glied fühlte, war Riga, wo das Communalleben kräftig genug blühte, wenn auch Katharina die Große als Göttin darüber schwebte; daher in all seinen geschichtlichen Versuchen die entschiedene Vorliebe für die Hansa, daher die ausschließliche Zurückführung der nationalen Gemeinschaft auf die sprachliche.

„Es fehlt uns die sinnlich große Wirkung auf das Volk, aber wir haben das Band der Zunge. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütten, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum Volk dieser Zunge. Die Kernsprüche der alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; meine Stimme, so schwach sie sei, bewegt Wellen dieses ätherischen Weltmeers; von den Millionen, die deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, und diese erregen ihre Wellen weiter. Und so ist's mit dem sittlichen Handeln: wir wirken schweigend durch unser Beispiel, durch unser Sein, und diese stille Wirkung ist reell, in ihr ist nichts Schein und Schminke."

Herder war 21 Jahre alt, als er diese Abhandlung veröffentlichte, die in den gesammelten Werken sich in den Anhang zu den Humanitätsbriefen versteckt; in seiner reifsten Zeit kehrte er zu den Ueberzeugungen seiner Jugend zurück.

In dieser Schrift findet sich auch der erste Ausdruck von dem Glauben an die Fortentwickelung der Religion. Das Christenthum hat sich von dem einzelnen Volksthum gelöst; sein Zweck war die Auferbauung eines moralischen Gebäudes bis zum Ende der Zeiten. „Seine Lehre muß werden wie ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Particularmeinungen als früherer Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt und absetzt. So thaten schon die ersten Boten des Christenthums mit ihren jüdischen Vorurtheilen, je mehr sie die Idee eines Evangeliums für alle Völker ausbildeten. Diese Läuterung des Christenthums muß mit dem Jahrhundert fortgehn. Manche Formen sind zerbrochen, andere werden sich auflösen: nicht durch äußere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim."

Mit diesem freien Blick auf seine eigene Kirche unternahm Herder die Analyse des religiösen Gefühls. Schon in den „Fragmenten" sind einzelne bedeutende Anschauungen über die Entstehung der Mythologie; Epoche machten für seine Auffassung Hume's Schriften. Es war Kant, dem Herder die Bekanntschaft Hume's wie die Rousseau's verdankte. Man weiß, eine wie entschiedene Anregung Kant, Hamann und Jacobi dem großen schottischen Skeptiker schuldig waren, der auch im Leben Rousseau's eine so bedeutende Rolle spielte. In den ersten Jahren in Riga waren Hume und Rousseau Herder's tägliche Lektüre. Mit dem Datum 1. August

1766 findet sich unter Herder's Papieren ein Auszug aus Hume's „Natürliche Geschichte der Religion", welche auch Michaelis bei seinen Commentaren zum Alten Testament benutzt hatte. Etwa zwei Jahre später arbeitete Herder den Versuch „Ueber Entstehung und Fortpflanzung der ersten Religionsbegriffe" aus, der aber ungedruckt blieb. Hume's Deduction hatte sich in den paradoxen Satz zugespitzt, die Furcht habe die Götter erfunden. Diesem Satz gibt Herder eine neue Bestimmung. Die Furcht regt wol an, Götter zu suchen, aber an sich erfindet sie nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und, wahr oder falsch, zu ahnen. Als die Menschen den Tagen der Noth entkamen, als sie, mit der Natur der Dinge etwas vertrauter, gleichsam den ersten Sabbat ihrer Gedanken feierten, da ward eine ruhigere Frage an den Ursprung der Dinge natürlich, und auf die erste rohe Religion, die fast in allen Sprachen von Furcht den Namen hat, folgte eine Art von historisch-physischer Philosophie. Nichts aber in der Natur geht sprungweise, und so ist auch aus dem Zustand der barbarischen Mythologie zur ersten heitern Kosmogonie kein Sprung gewesen. Wenn eine menschliche Seele mit Begriffen einer starken sinnlichen rohen Art ihre ganze Jugend hindurch genährt ist, und all ihr Denken nach solchen gebildet, so verarbeitet sie noch immer, auch wenn sie frei denken will, diese Materialien. So konnte kein Volk über den Ursprung der Welt anders als nach Prämissen seines vorigen Zustandes denken; die erste Quelle zur Beantwortung solcher Fragen war die Tradition, die Mythe. Mit der Sprache empfängt der Mensch von seinen Aeltern Kenntnisse und sittliche Vorstellungen; diese gehen mit der täglichen Gewohnheit in ihn über: Vätersage ist der Urquell aller Weisheit. Dieser Schatz von Erfahrung wird wie ein Heiligthum gehegt, dann durch Tradition vermehrt oder verfälscht. Von solchen Ueberlieferungen bestimmt, beschäftigte jede Nation ihren Gott oder ihre Götter, so gut sie konnte, mit dem Weltbau, mit der ersten Haushaltung der Welt. Ueberall wurden diese uralten Traditionen in eine sinnliche bildervolle Sprache eingekleidet. Zu einer Zeit, da kaum noch an eine Schreib- und Buchstabenkunst zu denken war, sollte die Ueberlieferung sie aufbehalten; sie mußten also kurz, voll weniger starker ausgewählter Worte, voll bestimmter und gleichsam unzertrennlicher Wortbildungen, voll unzuverwirrender Absätze und Ruhestellen sein, da ihnen nichts angeflickt noch weggeraubt werden

sollte. Eine Zusammenordnung von Strophen, Rhythmen, Reimen, diesen Merkstäben der Erinnerung, fiel, da überhaupt die Sprache lebhaft brausend, voll starker Abfälle und Erhebungen war, in die Modulation eines rohen Gesangs.

Auf diese Weise denkt sich Herder, nach dem ursprünglichen Entwurf zur „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts", der, wie Herder's Sohn nachgewiesen hat, noch in Riga geschrieben war, die biblische Schöpfungsgeschichte entstanden. „Ich behaupte, daß nie ein physisches System, die Naturlehre mag sich erweitern wie sie will, der Schlüssel zu Moses sein wird. Das ganze Stück ist offenbar nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, das ganz auf den sinnlichen Anschein, auf die Meinungen des Nationalglaubens, sogar auf durchaus falsche Meinungen, auf Irrthümer der Volksvorstellung, auf Blendwerke der Einbildungskraft baute." Der Verfasser wußte von Kopernicus und Newton nichts, seine Irrthümer machen ihm keine Schande. Aber für uns sind sie nicht. „Unsere Erde ist nicht mehr auf ewige Pfeiler gegründet; der menschliche Geist hat gethan was Hiob ihm nicht zutraute: über die Erde von Pol zu Pol die Meßschnur gezogen, sie wie in der Faust gewogen; er hat den Lichtstrahl getheilt, er schickt Blitze aus, und sie gehen und sagen, hier sind wir; die Luft, seine Nährerin, hat er wie seine Sklavin bezwungen u. s. w. Hätten die Schriftsteller des Alten Testaments das Zauberbuch dieser Offenbarungen vor sich gehabt, wer von ihnen hätte noch von Wassern über der Veste u. s. w. gesprochen?" Als Quelle für naturwissenschaftliche Kenntniß ist die Schöpfungsgeschichte werthlos, aber sie ist vom höchsten Werth als poetische Darstellung. Die Welt wird in der Weise geschaffen, wie sie sich in jeder Morgendämmerung Schritt für Schritt dem Blick des Sterblichen offenbart. Die Schöpfungsgeschichte ist ein Lied, für das Ohr und das Gedächtniß bestimmt, in einem siebengliederigen, streng festgehaltenen Rhythmus, ein Lied zur Feier und Verherrlichung des Sabbats. Von Moses — oder wer sonst Verfasser der Bücher Mosis sein mag — ist es nicht. Die Schöpfung des Menschen wird anders erzählt: die hieroglyphische bildliche Form widerstrebt der buchstäblichen genauen des Gesetzgebers; der Eiferer für den Eingott Jehovah hätte nimmermehr von Göttern (Elohim) geredet. Es ist älter als Moses, und dieser hätte es gern vertilgt, wenn es sich nicht bereits dem Gedächtniß zu fest eingeprägt

hätte. — Wo kommt es her? — Herder sucht zuerst die Quelle in Aegypten, dann bei den Magiern, bis er endlich, immer von der Siebenzahl geführt, auf das geheimnißvolle Urvolk kommt, was bei der letzten Ausgabe den ursprünglichen Sinn der Forschung völlig verkehrt.

Mit diesen historischen Studien gingen philosophische Hand in Hand. Bereits in den „Fragmenten“ finden sich gehaltvolle Untersuchungen über den philosophischen Sprachgebrauch; viel bedeutender ist die für das vierte „Kritische Wäldchen“ bestimmte Streitschrift gegen Riedel, die, bereits in Riga fertig, damals ungedruckt blieb. Herder ist noch Anhänger der Wolf'schen Schule, wie sie durch Baumgarten und Mendelssohn fortgebildet und durch Kant in den Schriften von 1762—1766 berichtigt war; die damaligen Resultate Kant's hat er sich ganz angeeignet. Was aber am meisten bemerkt zu werden verdient: Haller's Physiologie und Buffon's Naturgeschichte haben innerhalb der Metaphysik bereits einen breiten Platz gefunden.

„Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? Weil man die Sprache der Vernunft von der Sprache des Verstandes getrennt und sich dunkler Wortkrämerei anvertraut hatte.“ — „Die einzig wahre Methode der Philosophie ist die analytische; diese muß nothwendig die Begriffe des gemeinen Sprachgebrauchs zu Grunde legen. Alle wahrhaft philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie nicht in einem Verstande nehmen wie er will. Er muß den Gedanken von seinem Ausdruck ablösen, ihn in andere kleinere Bestimmungen auflösen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat.“

„Jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch blos eine Wirkung der Abstraction ist, ist ein Scheinbegriff. Die Scholastiker verfielen in Wortkrämerei, weil sie abstracte Begriffe wie anschauende Gedanken sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen.“ — „Wir haben von der ersten Lebenszeit an gedacht, geurtheilt, geschlossen; alles dies oft wechselsweise, untereinander, zusammen; alles hat sich also in einen Knoten verwickelt, oder vielmehr die mancherlei Fasern so fest in einen Faden zusammengewebt, daß er wirklich, wenn man ihn nicht genau zertheilt, als ein einfacher Staubfaden das Auge betrügen kann. Die ersten Begriffe von Farbe, Figur, Weite der

Körper lernten sich blos durch ein langes Gegeneinanderhalten einzelner Empfindungen; allein eben durch das lange Gegeneinanderhalten wurden sie uns geläufig; die Mittelglieder zwischen ihnen verdunkelten sich, sie blieben als simple unmittelbare Empfindung, und so nehmen wir sie in Gebrauch, im Uebersehen der Anwendung, in der fertigen, schnellen, unbemerkenden Gewohnheit." — „Unsere Kindheit ist ein dunkler Traum von Vorstellungen, wie er gleichsam nur auf das Pflanzengefühl folgen kann; aber in diesem dunkeln Traum wirkt die Seele mit allen Kräften. Sie zieht, was sie erfaßt, scharf und bis zur innersten Einverleibung in ihr Ich zusammen; sie verarbeitet es zum Saft ihrer Kraft; sie windet sich immer allmählich aus dem Schlaf empor und wird sich zeitlebens mit diesen früherfaßten Traumideen tragen, sie alle brauchen und gleichsam daraus bestehen. Weil sie aber alle der Form ihrer Entwickelung nach dunkel sind, so bleiben sie auf dem Grund unserer Seele liegen und falten sich so nahe an unser Ich, daß wir sie für angeborene Gefühle halten. Sie bleiben immer der Stamm unserer Begriffe, stark, prägnant, sicher, von der innersten Gewißheit, als ob sie Grundkräfte wären."

„Ist's mit dem Gewissen anders? Wo ist inneres Gefühl, das sich nicht auf sittliches Urtheil gründen sollte? Dies freilich ist seinem obersten Grundsatz nach so bestimmt und gewiß, als Vernunft Vernunft ist; aber die Ausbildung dieses Urtheils, die stärkere oder schwächere Anerinnerung dieses oder eines andern Grundes der Sittlichkeit modificirt das Gewissen so vielfach, als es nur sittliche Subjecte gibt. Das Gewissen ist nichts als die Fertigkeit, nach sittlichen G r u n d s ä t z e n zu handeln. Diese Grundsätze mögen sich so tief in einzelne Eindrücke und Empfindungen verhüllen und einwickeln, Grundsätze bleiben sie immer: als sittliche Urtheile sind sie gebildet; nur da die Form des Urtheils verdunkelt ward, so wurden sie durch Fertigkeit und Gewohnheit einem unmittelbaren Gefühl analog. Nicht anders kommt man aus dem Streit über die Ursprünglichkeit und Allgemeinheit des Gewissens, als durch Aufmerksamkeit auf die Wurzeln seiner Bildung und seines Wachsthums."

„In unserer Zeit philosophischer Anarchie ist das Beste, daß man sich jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt wählen läßt. Jeder Mensch hat seine eigene Art, sich die Ideen einzuprägen und sie in der Seele umzusetzen; er hat seine eigene Seele, er

empfindet also nach der einzelnen Bildung und Stärke seiner geistigen Organe. Eigentlich muß sich jeder Mensch seine Sprache erfinden, und jeden Begriff in jedem Wort so verstehn, als wenn er ihn erfunden hätte." Daher ist die übliche systematische Philosophie nicht viel werth. „Mit Unrecht eifert der an Abstractionen gewöhnte Gelehrte gegen die Anwendung der Bildersprache in der Wissenschaft. Es war meist ein neues Bild, eine Analogie, ein auffallendes Gleichniß, das die größten und kühnsten Theorien geboren. Was wir wissen, wissen wir nur aus Analogie; ich verstehe die Gesetze der Natur, soweit ich etwas Aehnliches in mir selbst finde. Wäre in der Seele nichts dem Licht Analoges, so wäre auch kein Begriff davon möglich. Es gibt keine Philosophie, die zu erklären vermöchte, was Kraft ist. Was sie thut, ist bemerken, untereinander ordnen, erläutern, nachdem sie Kraft, Wirkung, Reiz voraussetzt. Philosophische Begriffe, denen keine Anschauung, keine Erfahrung zu Grunde liegt, sind taube Worte. Fortschritt der Wissenschaft heißt Vermehrung der Erfahrungen."

Nicht weniger bezeichnend für seinen damaligen Standpunkt sind die analytischen Auszüge aus Leibniz und Spinoza, die er gegen das Ende seines Aufenthalts in Riga anfertigte; wir sehen daraus, daß er den Spinoza schon ebenso verstand wie 18 Jahre später. In dem Tagebuch seiner Seereise von Riga nach Nantes ist für das Verständniß der „Ideen" das Wichtigste der Entwurf eines ganz neuen Erziehungssystems. Herder will die Jugend ungefähr auf die Weise und in der Reihenfolge in die verschiedenen Disciplinen der Naturwissenschaft, Philosophie und Geschichte einführen, wie es in den ersten Bänden der „Ideen" geschieht: der Gang dieses Buchs hatte also ursprünglich einen pädagogischen Sinn. Da in der „Philosophie der Geschichte" von 1774 von der Combination zwischen Naturkunde und Geschichte, welche die „Ideen" charakterisirt, nichts vorkommt, so würde man versucht sein, diese Gedankenverbindung in eine spätere Zeit zu verlegen, wenn nicht diese Stelle im Reisetagebuch wäre, die durch ein anderes Schriftstück ein deutlicheres Licht erhält. October 1772 wurde Herder von der Gräfin von Lippe ein junger Edelmann, von Zeschau, zur Erziehung übergeben; für dessen Unterricht arbeitete Herder einen Entwurf aus, den die Herausgeber unter die gesammelten Schulreden versteckt haben, und den man daher leicht über-

sieht. Er ist für Herder's Bildungsgang höchst wichtig, denn er enthält die fast vollständige Disposition zu den spätern „Ideen". Der erste Theil, die Offenbarung Gottes in der Natur, beginnt von dem Weltall und den Kräften, die dasselbe regieren, geht dann zum Leben der Erde über, von den Pflanzen durch die Thiere zum Menschen, sucht den gefundenen Gesetzen eine teleologische Wendung zu geben und schließt mit einer Untersuchung über das Wesen Gottes. Der zweite Theil, die Geschichte des Menschengeschlechts, beginnt mit der Schöpfung und dem Sündenfall. Geologische Untersuchungen nehmen einen größern Platz ein als in den „Ideen"; die Reihenfolge der Völkerbetrachtungen ist ungefähr die nämliche. „Bei jedem dieser Völker hat das Licht nur eine Zeit gedauert, Wachsthum, Blüte und Abfall sind aufeinandergefolgt, sodann ist der Genius der Cultur weggeflohen und hat sich ein nah gelegenes Land voll frischer Kräfte ausersehen, dieselbe Scene durchzuspielen." — „Es scheint ein gewisser Fortgang durch die Geschichte der Völker zu laufen; nicht aber, daß sie an Kräften oder Glückseligkeit gewachsen, sondern nur immer auf andern und neuern Seiten von Fähigkeiten und Bestrebungen gebildet, d. h. entwickelt, geprüft, verändert worden. Meist aber sind diese Eigenschaften ausschließend gegeneinander gewesen, und nie hat also die Menschheit auf einem Fleck, zu einer Zeit, von einer Situation gebildet, ein Gefäß der Vollkommenheit sein können oder sollen. Indeß scheinen bei Anreihung der Völker Spuren einer Weisheit zu sein, die entzückend sein müßte, wenn wir sie ganz übersähen." — Also stand der Plan zu den „Ideen" im wesentlichen fest, ehe Herder die seltsame Episode „Auch eine Philosophie" schrieb.

Das Reisetagebuch ist auch für die eigentlich historischen Studien höchst ausgiebig. Durch die Ostseefahrt entdeckte Herder den Einfluß des Seelebens auf die Sagen und Sitten der Griechen und Skandinavier, den qualitativen Gegensatz gegen die mythologischen Bilder der Wüstenbewohner. „Da man, unkundig der Natur, auf Zeichen horchte und horchen mußte, da war für Schiffer, die nach Griechenland kamen, der Flug des Vogels eine feierliche Sache, wie er es auch wirklich im großen Expansum der Luft und auf der wüsten See ist. Mit welcher Ehrfurcht betete man da nicht den silbernen Mond an, der groß und allein dasteht und so mächtig wirkt auf Luft, Meer und Zeiten! Mit welcher Andacht lassen sich auf dem Schiff Geschichten hören und erzählen,

und ein Seemann, wie sehr wird er zum Abenteuerlichen disponirt! Diese Begierde, Wunder zu sehen, diese Gewohnheit des Auges, Wunder zu finden, macht die natürliche Entstehung einer poetischen Erzählung ohne alle Lüge begreiflich. Einer erzählt's dem andern weiter, und es wird endlich Volksglaube. Eine spätere Vernunft kann die Träume der Kindheit nicht zerstören, die oft in uns schlafen und durch eine zufällige stark sinnliche Erregung wie ein Wunder wieder hervortreten. Für jedes Volk hat das Gefühl für Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit eine eigene Gestalt: es richtet sich nach ersten Eindrücken, nach ihrer Masse, Gestalt und Vielheit; nach dem Maß der Seelenkräfte, nach Proportion der Einbildungskraft zum Urtheil, des Verstandes zur ersten Lebhaftigkeit der Eindrücke. Dieses geistige Leben jeder einzelnen Nation zu charakterisiren und den innersten Kern zu verfolgen, ist die wahre Aufgabe des Historikers. Jede Zeit hat ihr eigenes Maß; das menschliche Geschlecht hat in allen Zeitaltern, nur in jedem auf andere Art, Glückseligkeit zur Summe: es wird nicht vergehen, bis der Genius die ganze Erde durchzogen." So hat Herder schon jetzt den Satz gefunden, den zu verfechten er sein ganzes Leben durch bemüht war.

Die Periode, in der Herder Paris sah, ist auch für Frankreich eine Art Wendepunkt. Es war die Zeit, wo Diderot, den er persönlich kennen lernte, offen zum Atheismus überging, wo Holbach sein „System der Natur" vollendete, Raynal seine „Geschichte der europäischen Ansiedelungen in Indien" schrieb. Eben damals erschien des Genfer Bonnet „Philosophische Palingenesie, über den künftigen Zustand lebendiger Wesen". Bonnet arbeitete im wesentlichen in der Richtung Buffon's; seine frühern Schriften neigen sich dem Materialismus zu; diesmal suchte er durch die eigenthümliche Lehre von der Präformation der Keime die Unsterblichkeit der Seele und das Christenthum überhaupt zu vertheidigen. Das Buch machte Aufsehn; Lavater, der bereits mit Herder correspondirte, übersetzte es und schickte es Mendelssohn zu, mit der Aufforderung, es entweder zu widerlegen, oder Christ zu werden. Das Bestreben, zwischen dem Naturleben und dem Leben des Geistes eine tiefere Verbindung herzustellen, nahm Herder's Theilnahme stark in Anspruch, der durch die „cimmerischen" Abstractionen des „Systems der Natur" angewidert wurde. Ueberhaupt ist er der französischen Bildung abhold; er findet, daß der

einseitige Kampf für die Aufklärung zum Verderben ausschlägt. Dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn endlich alt, schwach und nichtstauglich. Aufklärung ist nie Zweck, sondern Mittel; wird sie jenes, so ist das ein Zeichen, daß sie aufgehört hat, dieses zu sein. Die Encyclopädie, welche die Franzosen für einen Triumph halten, ist ein Zeichen ihres Verfalls.

Was Goethe, 42 Jahre später, in „Wahrheit und Dichtung“ über seinen strasburger Verkehr mit Herder erzählt, ist ungenau. Er hatte vergessen, daß er mit Herder ein volles Halbjahr zusammenlebte; daß dieser ihm nicht blos die Siegelsammlung, den Ovid und den Domenico Feti, sondern die Franzosen und Wieland verleidete; daß er ihn nicht blos mit Goldsmith, Sterne, Swift und Hamann, sondern auch mit Shakspeare, Homer, Plato, den Volksliedern und Möser bekannt machte. Es scheint außerdem, wenn man Herder's Briefwechsel mit Merck und Hamann vergleicht, unzweifelhaft, daß er ihn auch bei seinen philosophischen Studien geleitet habe. Allerdings war Goethe von den Mystikern, den Glaubensbrüdern seiner Klettenberg, ausgegangen; aber für Bayle und das Système de la nature hatte er eine andere Anleitung. Er selbst spricht immer in der Form „wir“; damit war unmöglich Salzmann und Lerse gemeint, es konnte nur Herder bezeichnen. Was dieser in den gleichzeitigen Briefen und Excerpten über jene Schriftsteller urtheilt, stimmt genau mit dem überein, was Goethe nachträglich referirt. In Goethe's Tagebüchern jener Tage heißt es: „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mislich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und alles umfaßt.“ Was nun folgt, zeigt freilich, daß er den Spinoza noch nicht kannte. In den nächsten Jahren zeigt sich bei Goethe keine Spur von weitern Studien derart; die sittliche Weltanschauung, die er nach „Wahrheit und Dichtung“ aus Spinoza geschöpft haben will, war die der Resignation, und davon war in den Jahren des „Werther“ und „Faust“ keine Rede; sie tritt erst ein, als Herder nach Weimar kommt.

Der Zusammenhang zwischen den beiden Freunden wurde fest-

gehalten durch gemeinsame Unternehmungen: erst die „Frankfurter Gelehrte Zeitung", dann die „Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst" (Januar 1773), in welche Herder Goethe's Abhandlung über den strasburger Münster aufnahm, wie er auch die Erscheinung des „Götz" im voraus begeistert verkündete. Das Wesentlichste in dieser Sammlung, auch für die Philosophie der Geschichte, ist Herder's Abhandlung über das Volkslied, die im Grunde nur weiter ausführt, was Herder in seinen ältesten Entwürfen über die Einheit des Worts und des Gedankens bei den Naturvölkern angedeutet hatte.

Je wilder, d. h. je lebendiger, je frei wirkender ein Volk ist, desto wilder, d. h. desto lebendiger, sinnlicher müssen seine Lieder sein; je entfernter es ist von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, desto weniger sind seine Lieder fürs Papier gemacht. Vom Lyrischen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, von Zusammenhang und gleichsam Nothdrang des Inhalts der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Silben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gang der Melodie: von all diesem Dunkeln und Unnennbaren, das uns mit dem Gesang stromweise in die Seele fließt, hängt die wunderthätige Kraft ab, die diese Lieder haben. Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, daß sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen. — Es ist aus Reisebeschreibungen bekannt, wie stark und fest sich immer die Wilden ausdrücken. Immer die Sache, die sie sagen wollen, sinnlich klar, lebendig anschauend, nicht durch Schattenbegriffe und Halbideen zerstreut, noch minder durch Künsteleien und Prämeditation verdorben, über all diese Schwächungen des Geistes selig unwissend, erfassen sie den ganzen Gedanken mit dem ganzen Wort und dies mit jenem. Sie schweigen entweder, oder reden mit einer unvorbedachten Sicherheit und Schönheit, die alle wohlstudirten Europäer haben bewundern müssen und müssen bleiben lassen. Sie haben Seele und Mund in den festen Bund gebracht, sich einander nicht zu verwirren, sondern zu unterstützen. — Man wundert sich über die Sprünge, Würfe und überraschenden Wendungen des Volksliedes: aber gerade diese sind für den sinnlichen Verstand, also für die Seele des Volks das Natürliche. Wenn der Grönländer von seinem Seehundsfang erzählt, so redet er nicht, sondern malt, mit Worten und Be-

wegungen, jeden Umstand, jede Bewegung: denn alle sind Theile von Bildern seiner Seele. Dieselben Sprünge und Würfe und Inversionen finden sich in den Propheten des Alten Testaments, in den Kirchenliedern unsers Luther. Sie sind der ursprünglichen freien und unentnervten Sprache besonders eigen, die Einbildungskraft führt natürlich darauf, und das Volk, das mehr Sinne und Einbildungskraft hat als der Gelehrte, wird leicht mit ihnen vertraut. Das kühnste Lied Klopstock's, voll Sprünge und Inversionen, einem Kinde beigebracht und von ihm einigemal lebendig gesungen, wird tiefer und ewiger in ihm bleiben als das schulgerechte, schläfrige Lied, wo kein Zwischenpartikel und Zwischengedanke ausgelassen ist. Mein Gott, wie trocken und dürr stellen sich doch manche Leute die menschliche Seele, die Seele eines Kindes vor!

Je wahrer, je kenntlicher und stärker sie der Ausdruck unserer Empfindungen ist, desto stärker, wahrer und bleibender der Eindruck der Poesie. Nicht sie, sondern die Natur, die ganze Welt der Leidenschaft und Handlung, die im Dichter lag und die er durch die Sprache aus sich zu bringen strebt, diese wirkt. Der wahre Dichter ist nur Dolmetscher der Natur in die Seele und das Herz seiner Brüder. Was auf ihn wirkt und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, nicht durch willkürliche, sondern durch Naturkräfte. Und je offener die Menschen sind, diese zu fühlen oder zu ahnen, je mehr sie Augen haben, zu sehen, was in der Natnr geschieht, desto stärker wirkt die Dichtkunst in ihnen und aus ihnen weiter. Je mehr sie auf Menschen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinschaftlich empfangen und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne mittheilen, desto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung zu, die aus ihr quillt: der dichterische Glaube wird Glaube des Volks, Quell seiner Sitte und seiner Glückseligkeit. Solange ein Mensch noch unter Gegenständen der Natur lebt, die ihn ganz berühren; jemehr er Kind dieser lebendigen, vielförmigen, kräftigen Mutter ist, sich im ersten Spiel mit seinen Mitbrüdern, seinen Nebenzweigen auf einem Baum des Lebens freut; je mehr er ganz auf diese wirkt und sie ganz auf sich wirken läßt, nicht halbirt, meistert, schnitzert; je freier er, was er empfangen hat, in Sprache bringen kann und darf; endlich je treuer die Menschen um ihn dies alles empfangen, wie er's gab, und in seinen Ton gestimmt sind: — da lebt, da wirkt

die Dichtkunst. Je mehr Kunst an Stelle der Natur tritt und gemachtes Gesetz an Stelle der lautern Empfindung; Zustände, in denen die Menschen, was sie sind, ewig verfehlen: — da dichtet immer, im wirklichen Verstande erdichtet euch eine Natur! Empfindung, Handlung, Sitte, die Flamme der Poesie ist erloschen, und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Asche übrig.

Herder zeigt, daß Homer, Shakspeare, alle großen Dichter auf der Basis des Volksgesangs weiter gearbeitet haben. Er macht auf die gemeinen Volkssagen und Märchen aufmerksam: sie sind Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen unzertheilten und ungebildeten Seele wirkt. Er zeigt der Forschung den Weg, ihrem Zusammenhang nachzuspüren und aus ihm den Gang des deutschen Geistes sich zu versinnlichen, der in den alten Chroniken, Reden und Schriften da ist.

Es ist von Interesse, bei den bedeutendsten Köpfen der Nation die verwandte Tendenz wahrzunehmen. In demselben Monat veröffentlichte Lessing in dem ersten „Beitrag aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek" ein Volksgedicht über die Grumbach'schen Händel. „Es war", sagt er in der Einleitung, „die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu fassen. Und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein, für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen gibt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber, wenn Gott will, sehr zuverlässige Belege aus dem bedächtlichen Cabinet, und wir finden uns trefflich verbessert."

Die Begeisterung für die volle Kraft der ursprünglichen Stimme der Natur in Sängern und Propheten, die leidenschaftliche Abneigung gegen das Unechte und Gemachte der französischen Conventionsdichtung und der deutschen Stilübungen, die sich ihr anschlossen, muß den seltsamen Ton erklären, in welchem sich Herder's theologische Schriften von 1774—76 gegen den nüchternen, nivellirenden, phantasielosen Rationalismus aussprechen; der modernen

Bildung, die an nichts mehr glauben kann, zum Trotz wird er Gläubiger und Prophet. Die Farbe wird noch durch einige äußere Umstände motivirt.

Ebenso wie Goethe, empfand er damals die Anziehungskraft Lavater's als einer eigenartigen und mächtigen Natur: in seinen religiösen Empfindungen suchte er sich an ihm zu stärken, mußte ihm aber auch wol seinerseits zu Hülfe kommen. Lavater, außerordentlich glaubensbedürftig, aber nicht in demselben Grade glaubensstark, fiel bei dem Tode eines geliebten Verwandten in die schwersten Zweifel über die Unsterblichkeit der Seele, und beschwor seinen Freund, ihn zu beruhigen. Herder gerieth auch sofort in den Eifer des Predigers (März 1773); er häufte alle möglichen Bilder und Gleichnisse zusammen, wie man etwa das Schluchzen eines Kindes beschwichtigt. Der Brief, der z. B. die Begründung der Unsterblichkeit durch die Analogie des Naturlebens und der Reihe seiner aufstrebenden Kräfte enthält, ist später in den ersten Band der „Ideen“ übergegangen, wo er sich wunderlich genug ausnimmt. — Dazu kam eine zweite Bekanntschaft. Er stand in Bückeburg sehr isolirt; wie ein Sonnenstrahl fiel nun in sein Leben die Beziehung zur Gräfin Maria. Eine junge, schöne Frau, bei den Herrnhutern gebildet, etwas schwindsüchtig, von einer rührenden Milde und Hingebung der Seele, nahte sie sich dem jungen Prediger wie die Gläubige einem Heiligen und Propheten, und auch er wurde durch ihren Umgang verklärt, und ohne daß er es wollte, suchte sein Gefühl, sein Ton eine höhere Weihe. Sie wurde ihm halb die Madonna, zu der er emporblickte, halb das fromme Beichtkind, das er zu trösten und zu stärken hatte. Bei allen Schriften, die etwas mehr vom innern Leben enthalten, denkt man zunächst nicht ans ferne Publikum, sondern an bestimmte Personen, von denen man verstanden sein möchte. Gräfin Maria und Lavater waren in jenen Jahren die Personen, um deren Verständniß Herder zu thun war; nicht daß er ihnen sich unwahr gezeigt hätte, aber er suchte instinctartig aus dem, was sich in seinen Gedanken producirte, dasjenige hervor, wofür er bei ihnen ein Verständniß hoffen durfte.

Für die Heftigkeit des Tons in jenen Schriften findet sich noch ein weiterer Grund. Als er an der „Aeltesten Urkunde“ schrieb, unterhandelte er über eine Stelle in Hannover, und mußte zu seinem Verdruß hören, daß man an seiner Rechtgläubigkeit zweifle, daß man von

ihm verlange, sich erst einer Prüfung zu unterziehen. Seine Rechtgläubigkeit bezweifelt von ausgesprochenen Rationalisten, denen aller historische Sinn fehlte; in einer Periode, wo er fest überzeugt war, gegen den nivellirenden deistischen Zug des Jahrhunderts das historische Christenthum zu vertheidigen! Diese Stimmung wirkte nun wol nicht auf den Inhalt seiner Ueberzeugung ein, aber sie erklärt die Leidenschaftlichkeit des Tons, die stolze Misachtung seiner Gegner, in denen er nicht ebenbürtige, eigenartige Individuen, sondern eine willenlos fortgetriebene Heerde sah.

Unter dem Einfluß solcher Stimmungen wurden die „Provinzialblätter“ geschrieben und die „Aelteste Urkunde“ in eine neue Form gegossen, die in den Resultaten dem ersten Entwurf vielfach widerspricht. Schon der dithyrambische Prophetenton macht das Verständniß schwer, die ruhige Deduction geht ganz in Ausrufungen unter. Herder hat über seine Hieroglyphe der siebengliederigen Strophe weiter nachgedacht und findet dieselbe in allen asiatischen Völkern wieder. Sie scheint ihm nun als Ueberlieferung der ältesten Urzeit die Quelle aller Weisheit. „Die Menschheit wird sich im Licht sehen, ihre unmittelbare Gotteskraft fühlen, die älteste Philosophie wird als Summe aller Erfahrungen, Zwecke, Hoffnungen erscheinen und göttlich siegen, die Hypothesen unserer Weisen werden Fabeln werden“ u. s. w. Das Buch mit seiner bösen „Sieben“ hat unglaublich gewirkt: von Kleuker und Plessing ging es in allmählicher Folge durch Kanne auf Creuzer und Görres über, und die ganze mythologische Grübelei zu Anfang dieses Jahrhunderts findet in ihm ihren Prototyp. Kant kam es äußerst komisch vor, und man wird in der That nicht leugnen, daß selten ein Schriftsteller sich in seinem eigenen Werk so versündigt hat wie Herder in diesem Fall.

Es war indeß dieselbe Abneigung gegen das dogmatisirende Geschwätz der Modephilosophen, welche eben damals Goethe im „Werther“ zu dem heftigen Ausfall gegen die rationalistische Predigersfrau bestimmte, wie er auch in seinen biblischen Studien ganz in Herder's Sinn die nackte historische Gestalt einzelner Stellen von dem modernen Ueberwurf befreite. In denselben Tagen, 2. Februar 1774, schrieb Lessing den berühmten Brief an seinen Bruder: „Was ist sie anders, unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?“ Er findet, daß sich im System und am System der Orthodoxie der mensch-

liche Scharfsinn mehr geübt habe als an irgendeinem Ding der Welt; das neue Religionswerk nennt er ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen; er findet die Orthodoxie toleranter als den Rationalismus, der unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, uns zu höchst unvernünftigen Philosophen mache. Freilich mußte er selber nach nur vier Jahren die Erfahrung machen, daß, wenn die Orthodoxen erst zu toben anfangen, sie das Toben viel besser verstehn als die Rationalisten. Aber vorläufig fanden sich die lautesten, unermüdlichsten und anmaßendsten Schwätzer in den Reihen der Vernunftgläubigen.

Jeder von den Vorkämpfern für die Historie hatte einen bestimmten Gegner im Auge, der ihm besondern Verdruß gemacht. Lessing hatte es mit Eberhard zu thun, der später auch Kant herausforderte; Hamann mit dem alten Steinbart, der mit dem Vernunftglauben auch eine Vernunftorthographie einführen wollte; Goethe mit Bahrdt; Herder in den „Provinzialblättern“ mit Spalding; das Buch „Auch eine Philosophie der Geschichte, Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“ (1774), hat es auf Iselin abgesehen. — Iselin war ein ehrenhafter patriotischer Schweizer, der sich bemühte, sein Vaterland in die große europäische Culturbewegung zu ziehen. Er war hauptsächlich französisch gebildet, von Voltaire, Montesquieu und Rousseau; aber von der Frivolität des erstern hatte er keine Spur, und den Unglauben des letztern an die Verbesserung der Moral durch den Fortgang der Wissenschaften suchte er zu widerlegen. Wie alle deutschen Rationalisten, suchte er im Gegensatz gegen die Franzosen das geläuterte Christenthum mit dem Fortschritt der Menschheit zu versöhnen. Seine „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit“ erschienen 1764; vier Jahre darauf erfolgte eine Umarbeitung, und dann noch weitere fünf Auflagen; Lehrer der Philosophie, z. B. Wieland in Erfurt, legten sie als Lehrbuch ihren Vorlesungen zu Grunde. — Iselin vergleicht die Geschichte der Menschheit mit den Lebensaltern. Der Orient habe in den Banden der Kindheit gelegen und sei daher von Despoten gemisbraucht worden. In dem Jugendalter der Welt, bei den Griechen und Römern, habe die Phantasie zu ausschließend geherrscht und zwar sehr glänzende, aber vergängliche Erscheinungen hervorgebracht; dann sei eine tausendjährige Finsterniß gefolgt, bis endlich in der Renaissance die Menschheit sich wiederfand und nun, zur

vollen Manneskraft gereift, in sicherm Schritt ihrem Ziel entgegenstrebte, der Einheit von Tugend und Glückseligkeit. — Herder behält das Bild von den Lebensaltern bei, nur verlegt er das Mannesalter in die Römerzeit und findet in unserm Zeitalter alle Schwächen greisenhafter Cultur. Es ist nichts als ein Witz, der in der Polemik seine gute Berechtigung hat, von dem man aber, ohne die Beziehung zu Iselin zu kennen, nicht begreift, wie ein gebildeter Mann ihn zur Disposition eines ernsthaften Werks benutzen konnte. Ebenso misversteht man die Heftigkeit, mit der die Patriarchen und das Mittelalter verherrlicht werden, wenn man sich nicht daran erinnert, daß eben diese Entwickelungsphasen der Menschheit bei Iselin am härtesten beurtheilt waren.

Herder bemüht sich, jedem kräftig ausgesprochenen, eigenartigen Dasein, so fremd es unserer Bildung erscheinen möge, sein Recht zu verschaffen. Jedes Volk — schon damals wird dieser Grundsatz festgestellt — hat sein eigenes Maß der Glückseligkeit, sein höchstes Zeitalter gehabt. In diesem Sinn vertheidigt er Aegypten und die alten dunkeln Monarchien des Orients nicht blos gegen die Encyclopädisten, sondern auch gegen die griechischen Berichterstatter, die ihr einseitiges Maß der Schönheit an eine ihnen unverständliche Weltanschauung legten. — Von diesem Standpunkt ist auch die Apologie des Mittelalters zu begreifen. „Die dunkeln Seiten dieses Zeitalters stehen in allen Büchern: jeder classische Schöndenker, der die Potenzirung unsers Jahrhunderts für das Nonplusultra der Zeitalter hält, hat Gelegenheit, ganze Jahrhunderte auf Barbarei und Aberglauben zu schmählen. Aber es lag in diesen dem Schein nach gewaltsamen Auftritten und Verbindungen oft ein Festes, Bindendes und Edles, das wir mit unsern feinen Sitten kaum mehr fühlen können: jene Idee barbarischer Ordnung, vom Element herauf bis zum Gipfel, mit den immer veränderten Versuchen, alles zu binden, daß es doch nicht gebunden wäre; Chaos, wo alles nach neuer, höherer Schöpfung strebte, ohne zu wissen, wie und in welcher Gestalt. Hätte uns der Himmel die barbarischen Zeiten nicht vorher gesandt und sie so lange unter mancherlei Würfen und Stößen erhalten — armes policirtes Europa, wie wärst du mit aller deiner Weisheit wüste!" „Wir klagen über den engen Kreis der Ideen, die im Mittelalter Nation von Nation trennten; bei uns sind gottlob! alle Nationalcharaktere ausgelöscht. Wir lieben uns alle, oder vielmehr keiner bedarf's, den andern

zu lieben; wir gehen miteinander um, sind einander völlig gleich, gesittet, höflich, glückselig, haben zwar kein Vaterland, keine Unseren, für die wir leben, aber sind Menschenfreunde und Weltbürger. Schon jetzt alle Regenten Europas, bald werden wir alle französisch reden. Und dann fängt wieder die güldene Zeit an, da hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache, wird ein Hirt und eine Heerde werden!"

Wol ging im Mittelalter, wie in jeder gährenden Zeit, der Fortschritt zum Bessern oft von Zufall und wüsten Leidenschaften aus: aber wann hätte auch Gott anders gewirkt als durch menschliche Triebfedern? „Ist's nicht eben Gottheit, die so all ergossen, einförmig und unsichtbar durch all ihre Werke wirkt?" „Warum ist nicht jeder Fortschritt ohne Revolutionen geschehen?" ruft der sanfte Philosoph; „man hätte den menschlichen Geist nur seinen stillen Gang sollen gehen lassen, statt daß die Leidenschaften im Sturm des Handelns neue Vorurtheile gebaren und Böses mit Bösem wechselte." Antwort: weil so ein stiller Fortgang des menschlichen Geistes zur Verbesserung der Welt kaum etwas anderes als Phantom unserer Köpfe, nie Gang Gottes in der Natur ist. Ein Samenkorn fällt in die Erde, da liegt's und erstarrt; aber nun kommt Sonne, es zu wecken: da bricht's auf, die Gefäße schwellen mit Gewalt auseinander, es durchbricht den Boden. Der Grund jeder Reformation war allemal solch ein kleines Samenkorn. Es fiel still in die Erde, kaum der Rede werth. Die Menschen hatten's schon lange, besahen's und achteten's nicht; aber nun sollten dadurch Neigungen, Sitten, eine Welt von Gewohnheiten geändert, neu geschaffen werden — ist das ohne Leidenschaft möglich? Was Luther sagte, hatte man lange gewußt; aber jetzt sagte es Luther. Habe er immer Leidenschaften gehabt, die die Sache selbst nicht forderte: die Einführung der Sache forderte sie. Und daß er sie hatte, genug hatte, um durch ein Nichts zu kommen, wozu ganze Jahrhunderte durch Anstalten, Maschinerien und Grübeleien nicht hatten kommen können — eben das ist Creditiv seines Berufs.

Auch das Christenthum war, als es eintrat, mit schlimmen irdischen Elementen zersetzt; aber ebendarum wirkte es auf alle irdischen Elemente. An das Lebensprincip bestimmter Völker gebunden, mußten die altheidnischen Religionen mit demselben untergehen. Zu keiner andern Zeit hätte eine Religion, die mit dem

Anspruch auftrat, Religion des Weltalls zu werden, sich einführen können. Das menschliche Geschlecht mußte zum Deïsmus Jahrtausende hindurch bereitet, aus Kindheit, Barbarei, Abgötterei und Sinnlichkeit allmählich hervorgezogen, seine Seelenkräfte durch mannichfache Nationalbildungen stufenweise entwickelt sein; der römische Eroberungsgeist mußte einen politischen Zusammenhang zwischen Völkern anbahnen, der voraus unerhört war. Der Horizont ward so erweitert, so aufgeklärt; und da sich nun zehn neue Nationen der Erde auf diesen hellen Horizont stürzten, ganz andere Empfänglichkeiten für die Religion mitbrachten, sie allesammt in ihr Wesen verschmelzten: so wurde das Christenthum das große Ferment des menschlichen Fortschritts.

In dem Streben, der Kette der Ueberlieferungen nachzugehen, die sich von der Schöpfung der Welt an bis zur Abfassung der alttestamentlichen Bücher durch alle asiatischen Völker gezogen haben sollte, war für Herder ein höchst willkommener Fund die Entdeckung der Zendavesta, die ihn 1775 veranlaßte, „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle" zu schreiben. Es ist der Culminationspunkt seiner Auflehnung gegen die Ideen des Zeitalters, und die Consequenzen, zu denen er sich in der Hitze des Gefechts verleiten läßt, sind mitunter arg.

Die deutschen Rationalisten waren der Meinung, oder stellten die Sache wenigstens so dar, daß die Reinheit der christlichen Moral der Hauptgrund für die Verbreitung des Christenthums gewesen sei. Herder fühlte das Unhistorische dieser Ansicht. Auf der einen Seite das Glaubensbedürfniß einer an ihrem innersten sittlichen Kern verzweifelten Welt, verbunden mit einer starken Empfänglichkeit der Phantasie für alles ihr überlieferte Wunderbare, ohne die Kraft, das Wunder zu erzeugen; auf der andern die volle sichere Gewalt des Glaubens an die erfüllte Zeit. Wären die christlichen Apostel blos gescheite Denker und klare Moralisten gewesen, so hätten sie ihrer Zeit nichts geboten. Ihnen war vielmehr das Wunder die einzige wirkliche Welt, und mit dieser Kraft des Glaubens beherrschten sie das wundersüchtige unkräftige Jahrhundert. Mit andern Worten: nicht das moralische, sondern das mythische Moment des Christenthums war es, was ihm Zugang in die Gemüther schaffte. Diese unzweifelhafte historische Wahrheit liegt unausgesprochen Herder's Anschauungen zu Grunde, und wenn

er behauptet, daß die Wunder im Neuen Testament nicht poetisch oder allegorisch, sondern historisch gemeint sind, so kann man ihm nur beipflichten. Aber im Eifer geht er weiter, er vertheidigt nicht blos den Glauben der Apostel an die historische Wahrheit dessen, was sie aussagten, sondern diese historische Wahrheit selbst. „Das alles ist Betrügerei und der gröbste Aberglaube, oder Wahrheit; ich sehe kein drittes."

Man muß ihn nicht beim Wort nehmen, wenn er sich in Hitze redet. Es fällt ihm dann doch zuweilen ein, daß er für Theologen schreibt, die freilich mit ihrer Redlichkeit in Conflict kommen, wenn sie in ihrem Amt bleiben, ohne von der Wahrheit des historischen Christenthums überzeugt zu sein. So sehr er gegen die Manier der Zeitgenossen eifert, in der Bibel Epopöen, Oden, Elegien u. s. w. zu finden, so stellt er ihren Inhalt doch beständig mit der „Edda", „Voluspa" u. s. w. in Parallele, und nennt einmal selbst die Geschichten des Alten Testaments Meisterstücke historisch-poetischer Erzählung: „das Wort poetisch nämlich so genommen, daß es die sinnlichste, wahrste, nachahmendste Beschreibung der Sachen bedeutet, wie sie sich in ihrem Zeitalter zutrugen und von den Mitlebenden angesehen wurden".

Consequent spricht sich Herder gegen jeden Versuch aus, die Dogmen metaphysisch oder speculativ zu erläutern. Die Grübeleien über die Dreifaltigkeit hatte er immer verworfen; diesmal wird die Stelle, auf welche man jenes Dogma gebaut hat, so ausgelegt: drei sind, die da zeugen, d. h. Zeugniß ablegen für das Evangelium; nicht drei Personen, sondern drei Begebenheiten: das Wort des Vaters bei der Taufe, die Auferstehung des Sohnes, die Ausgießung des Geistes am Pfingstfest; Wasser, Blut und Feuer, die alten Symbole. Das Zeugniß ist nicht speculativ, sondern mythisch zu fassen.

„Es ist gar nicht wahr", heißt es in demselben Buch, „daß Christus Unsterblichkeit der Seele demonstrirt habe; das Christenthum weiß nichts davon, und ich weiß nicht, ob jemand sich überhaupt viel dabei denkt. Auferstehung der Todten lehrt es, und helle moralische Entscheidung nach diesem Uebergang. Spinoza war ohne Zweifel kein Christ und kein Schwärmer; man nehme aber, abgezogen von seiner Metaphysik, seine Sittenlehre, und sehe, in welcher Religion sie durch Facta bestätigt wird. Nichts soll in jene Welt hinübergehn, als was in Christo gethan ist. Von

allem, was Ich ist, sucht seine Religion uns in Begriffen, Neigungen und Handlungen zu befreien, was Bild ist, vergessen zu lehren. Sie überwindet Raum und Zeit, wirft Einbildungen, Sinne und Leidenschaften wie Nebel weg, mitten auf Erden wandelt sie im Himmel, d. h. unter ewigen Dingen. Je mehr wir in diese Himmelsnatur verwandelt werden, desto mehr trinkt unsere Seele Saft des Lebens; und da hat sie schon ewiges Leben in sich, sie kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen."

Charakteristisch ist die Verbindung des Christenthums mit Spinoza — über welchen, im Verhältniß zu Leibniz und Shaftesbury, Herder, wie wir aus der Vorrede zu „Gott" ersehen, in demselben Jahr zu schreiben vorhatte. — Die Verwandtschaft ist in der That evident: nach den christlichen Vorstellungen leben die Seligen nicht mehr, was man auf Erden leben nennt, sondern sie lobsingen Gott, d. h. sie vertiefen sich in die Anschauung seines Wesens; und so wirft auch nach Spinoza der Heilige das, was ihn an die Individualität fesselt, von sich, um sich an die anschauende Erkenntniß des Ewigen zu versenken.

Nun finden sich freilich in diesem Buch neben spinozistischen Ideen mystische Einfälle der wunderlichsten Art. „Was wissen wir von unserer Erde? von der Bildung des Irdischen? vom unsichtbaren Reich der Kräfte, aus denen doch nur das Sichtbare gedacht werden kann? Was wissen wir von der ganzen großen Maschine, in die unser kleines Rad der Sichtbarkeit greift? Wir stehen auf der ersten Stufe überm Thier, genießen die Vernunft im ersten Keim, und wir wollen über das Unendliche und das Reich der Unsichtbarkeit entscheiden! — Was in die Sinne, unter Zahl und Maß fällt, das sehen, das untersuchen wir; Erfahrungen der Seele sind schon lange nicht so sehr unsere Sphäre, weil wir alle in einem einförmigen, künstlichen, zwang- und methodevollen Zustand leben. Die unsichtbare Welt ist uns endlich ganz verschlossen. Wir schauen nicht an, viel weniger schauen wir Geister und wirkende Urkräfte. Warum werden jetzt nicht Zeichen sichtbar? Jesus hat's gesagt: es fehlt am Gefäße, wo er's hineingießen konnte. Wir dürfen zu unserer Zeit nicht erst streiten und zuletzt beweisen, daß uns keine Wunder möglich sind; das weiß jeder, der Christum gefühlt hat und uns sieht. Nur durch den Glauben werden wir jener Religion fähig, die Raum und Zeit überwindet."

Man hat die Hamann, Lavater, Jacobi, Herder, Claudius u. s. w. mehrfach mit den frühern Pietisten zusammengestellt, und die Verwandtschaft ergibt sich leicht; es ist aber ebenso wichtig, den Unterschied festzustellen.

Die Pietisten wollten im Gegensatz zur alten rechtgläubigen lutherischen Kirche das Christenthum sich nicht äußerlich geben lassen, sondern innerlich erfahren und erleben; sie wollten die Vergebung der Sünden nicht blos lernen und glauben, sondern haben und ergreifen. Darin stehen sie auf einem Boden mit jenen Schriftstellern, mit der ganzen Literaturperiode Herder's und Goethe's. Die Dichter und Denker dieser Periode, soweit sie wirklich leben, gehen darauf aus, zu erfahren. — Aber die Pietisten — und das ist nicht blos spätere Entartung, sondern zeigt sich gleich bei ihrem ersten Auftreten — schreiben der innern Erfahrung eine allgemeine conventionelle Form vor, sie wissen ganz genau voraus, was man zu erfahren verpflichtet ist, und beschreiben es so ausführlich und quälen die Seele so lange mit dem, was sie zu erwarten hat, bis sie endlich wirklich erfährt oder zu erfahren glaubt. Das gilt nicht blos von der gemeinen Masse des Pietismus, sondern von Männern wie Spener, Franke, Zinzendorf, J. J. Moser. Dadurch wird die Geschichte des Pietismus so einförmig und bekommt auch bei den besten Naturen einen Beischmack von Unwahrheit.

Dieser äußerlichen Regel entziehen sich die jüngern Glaubensphilosophen: sie verlangen von den Propheten und den Gläubigen eine eigenartige Natur, sie verlangen Genie. Zu welchen Verkehrtheiten auch das geführt hat, weiß man aus der Geschichte der Rosenkreuzer. Auf alle Fälle war aber nun dem christlichen Leben die Aufgabe gestellt, Neues zu erfahren, den Schatz der Empfindungen zu vermehren. Wenn sie freilich durch diese Experimente mit dem Historischen ihrer Religion in Conflict und dadurch in innerliche Zweifel kamen, dann rief der Freieste unter ihnen, Goethe, ihnen zu: „Nur so schätze, liebe, bete ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausend oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gestempelt oder als Fragmente hingestellt haben; und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder

Machiavell, darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir: im Einzelnen sentirst du herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Herder theilte in hohem Grade den Drang, an Stelle des leeren Syllogismus die Erfahrung des wirklichen Lebens zu setzen, der auch Faust aus dem akademischen Herkommen in die Magie trieb. Er glaubte an Träume und Ahnungen, nach seiner Ueberzeugung war die ganze Natur von Geist erfüllt, und er forschte aufmerksam in alten und neuen Mystikern, um Spuren dieser geheimnißvoll waltenden Kräfte zu entdecken. Während aber bei Lavater und zum Theil auch bei Jacobi diese Hast des Glaubens oft durch eine ebenso fieberhafte Angst des Zweifels abgelöst wurde, war es bei Herder anders: wenn er mit schneller Beweglichkeit aus seiner Phantasie heraus fremde Welten ans Licht gezogen und seine Phantasie an dieser Arbeit erschöpft hatte, folgte nicht Furcht und Zittern, sondern kalte, ruhige, fast behagliche Betrachtung, bis dann freilich ein neuer elektrischer Strom hervorschoß. So war er immer im Stande sich zu corrigiren, und das war von der äußersten Wichtigkeit in einer Zeit, wo in das „Magazin der Erfahrungsseelenkunde" denn doch Experimente aufgenommen wurden, ob 2 × 2 unter Umständen nicht auch 5 gäbe?

Herder's erste Lossagung von der Mystik (Nov. 1776) wurde durch eine Frage veranlaßt, die Wieland im „Mercur" stellte: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet?" Die meisten Antworten, die eingingen, waren heftige Angriffe gegen die lucianischen Geister. Auch Lessing wurde zu einer Untersuchung angeregt, die er aber in sein Pult verschloß. Er wies nach, daß der Fragesteller sich selber nicht verstanden habe; daß man nicht anders philosophiren könne als kaltblütig, daß dem kaltblütigen Philosophen keine Menschengattung so fremd sei als die lucianischen Spötter, kein Gegenstand so bedeutend und lehrreich als der Enthusiasmus, eigener und fremder, Enthusiasmus der Darstellung und Enthusiasmus der Empfindung; daß Schwärmerei, d. h. die Neigung Schwarm zu machen, bei lucianischen Geistern ebenso vorkomme als bei Enthusiasten, und daß der kaltblütige Philosoph mit ihr nichts anderes zu thun habe, als sie gelegentlich im natürlichen Gang seines Denkens zu zertreten.

Herder's Antwort behauptete eine gewisse Verwandtschaft zwischen Philosophie und Schwärmerei, da beide aus der Abstraction hervorgehen. Der Schwärmerei liegt ursprünglich eine ebenso große Realität zu Grunde als der Philosophie: keine Lüge auf der Welt ist anders als aus Wahrheit entstanden. Als der Schwärmer seine Empfindung in warme, dunkle, verflochtene Sprache schuf, hatte er daran Wahrheit; es waren warme Abstractionen der Gegenstände, die ihn umgaben. Wichen aber die Gegenstände in ihrer Fülle hinweg, und man wollte den Dunst der warmen Abstraction als solchen ohne jene unmittelbar haschen und nachempfinden, so entstand Lüge. Aehnliches begegnete der Philosophie, wenn sie die Wortformeln der Abstraction, die sich auf bestimmte Gegenstände und ein bestimmtes Verhältniß der Seele zu ihnen bezogen, für sich festhalten wollte. Daraus geht eine Form des Denkens hervor, die man kalte Schwärmerei oder schwärmende Kälte nennen könnte.

Im Gehirn laufen viele unendlich feine Striche durcheinander, die das Messer des Zergliederers kaum mehr verfolgen kann. Ebenso fein laufen in der menschlichen Seele die Linien des Wahns und der Wahrheit durcheinander. Wenn alles das Wahn ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen, so ist der größte Theil unserer Erfahrungen, Kenntnisse, Gewohnheiten und Neigungen auf Wahn gegründet. Wir lachen über fremde Abstractionen, weil wir unsern Verstand von Jugend auf in andere Formen gossen. Wer darf sich rühmen, den Scheitel der Wahrheit errungen zu haben, der über alle Dünste weg ist? — Man hat lange gestritten, ob es angeborene Ideen gibt; nimmt man das Wort für die Anlage zum Empfängniß, zur Verbindung, zur Ausbreitung gewisser Ideen und Bilder, so spricht alles dafür. Unter manchen Nationen herrschen Krankheiten der Phantasie, von denen wir keinen Begriff haben. Die Denkart eines Volks ist die Blüte seiner Empfindungsweise; die größten Wahrheiten und die scheußlichsten Irrthümer eines Volks wachsen meist aus Samenkörnern, die nicht erkannt werden. Jedes sinnliche Volk hat sich mit seinen Begriffen in seine Gegend umschränkt; seine Vorstellungsart ist ihm um so tiefer eingeprägt, weil sie ihm eigen, mit seinem Himmel und seiner Erde verwandt, aus seiner Lebensart entsprossen, von Urvätern vererbt ist. Wobei ein Fremder am meisten staunt, glauben sie am deutlichsten zu begreifen; wenn sie

thun, als ob sie Worte verstehen, die ihnen von ganz fremden Dingen gesagt werden, so hat man Ursache, an diesem Verständniß zu zweifeln.

Schrecklich ist, wie der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt ist. Schwärmerei ist eine ansteckende Krankheit, vielleicht die ansteckendste, der unsere Natur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des andern, in seiner Art, Bilder oder Phantasmen zu entdecken, sich und andern ein Reich der Glückseligkeit, einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen bald in andere über; und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zufliegt.

„Wenn's unglückbringende Menschen gibt, so sind es nicht jene Trübsinnigen, die sich selbst dafür halten, sondern jene kecken, stolzen, frechen Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verstanden und misverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen ihnen ihre Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Die größten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäft des Lebens gehört eine Art bleibenden Wahnsinns.“ — Was Herder „halb wahnsinnig“ nennt, bezeichnet Goethe später als „dämonisch“. — Die Wahrheit ist, daß nicht die Nüchternen, sondern die Besessenen die Weltgeschichte machen.

„Alle Schwärmerei ist durch Abstraction geworden: deshalb soll man aber die Abstraction nicht schelten, denn nur durch Abstraction, d. h. durch allgemeine Begriffe, wird die Menschheit was sie ist.“ Der weitere Verfolg dieses Gedankens leitet Herder (Jan. 1777) zu einer seiner tiefsinnigsten Schriften „Ueber die dem Menschen angeborene Lüge“. „Es ist ungerecht, nur den Menschen der Lüge zu zeihen; die Materie selbst ist eine ewige Lüge, d. h. ein Phänomen von lauter wirksamen Kräften, die in ihrer Existenz

gehindert sind und durch positive Kräfte und Bahnen, deren Ursachen außer ihnen liegen, bestimmt werden. Jede physische Kraft wirkt, wie der Stolz des Menschen, in gerader Linie; diese Kraft wird aber durch gewisse Brennpunkte des Anziehens gebrochen und in eine Bahn tiefern Lebens gelenkt. Die Contrarietät ist durch den ganzen Weltbau verbreitet: überall zwei Kräfte, die, sich einander entgegengesetzt, doch zusammen wirken müssen. Wie unendlich mehr Leben kommt in die Schöpfung, wenn der Planet um die Sonne kreist; ohne sie verliefe er sich in den Abgründen einer wüsten Schöpfung. Alles Leben entspringt aus dem Tod niedrigern Lebens, alle Ordnung aus divergenten, einander entgegengesetzten Kräften. Es ist ein ewiges Geben und Nehmen, Anziehen und Zurückstoßen, Insichverschlingen und Aufopfern seiner selbst. Im Menschen ist dieser Widerspruch am offenbarsten, weil er das entwickeltste Wesen unserer Welt ist. Das Streben nach Freiheit, durch das er fiel, der Wille, den Mittelpunkt seines Daseins in sich selbst zu haben, lag in seiner Natur begründet; er fiel, d. h. er handelte nach Gesetzen einer niedern Ordnung, und aus dem Naturgesetz ward Sünde und Unglück. Aber je tiefer der Fall, desto höher der Aufschwung, wenn der Mensch die überwiegende Gegenkraft ergreift. Je tiefere Leidenschaft, desto mehr Energie, wenn die Leidenschaft durch freilich so größern Kampf geläutert war. Es ist ein falsches Ideal, die Menschheit hinieden als lauter Licht, Wahrheit, leidenschaftslose Güte zu denken. Das Licht kann nur aus überwundenen Schatten werden, die Wahrheit nur aus besiegtem Vorurtheil, die Leidenschaft für Gott und das Gute nur aus besiegten und gebändigten Leidenschaften der Sinnlichkeit, die den Stoff dazu geben müssen. Durch und an den Leidenschaften hat unser Geschlecht seine Vernunft geschärft; ein leidenschaftloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet, es läge noch in irgendeiner Troglodytenhöhle. Alle Heiligkeit der Engel, welche kein Mensch gesehen hat, zusammt der Immutabilität des Fortschreitens in gerader Linie ist nicht Menschenlos, es ist eine Abstraction. Das Gesetz des Widerspruchs ist es, worauf Christus zum Himmel stieg und wir alle ihm nachklimmen müssen; die Contrarietät des Menschen ist das Siegel Gottes in unserer Natur."

„Jede starke Seele hat Anlage, auch die tugendhafteste zu werden; sie hat mehr Mühe, sich zu überwinden, aber auch mehr

Kraft dazu. Selbst jede mißrathene große Seele beweist das in ihren bessern Stunden. Nur in harten Kämpfen wächst die starke Seele auf. Luther kämpfte lange mit sich, ehe er mit der Welt anfing zu kämpfen, und blieb immer, trotz eiserner Härte und Stärke im Werk seines Berufs, im Privatleben der weichste Mann, der mit sich selbst mehr rang als manche glauben. Ueberhaupt ist's Knabengeschrei, was von dem angeborenen Enthusiasmus, der heitern, immer strömenden und sich selbst belohnenden Quelle des Genius geredet wird. Der wahre Mensch Gottes fühlt mehr seine Schwächen und Grenzen, als daß er sich im Abgrund seiner positiven Kraft mit Mond und Sonne bade. Er strebt, und muß also noch nicht haben, stößt sich oft wund an der Decke, die ihn umgibt. Je unendlicher die Weltseite ist, für die er unmittelbar hinter seiner Erdscholle Sinn hat, desto mehr wird er Kraftlosigkeit, wüste Verbannung spüren und nach neuem Saft, nach höherm Auffluge lechzen. Nur der Alltagskopf hat, wie man sagt, alles gleich weg: er kann den Ocean in einer Nußschale zum Nachtisch aussaufen."

Alle diese psychologischen Studien concentriren sich nun in den „Bemerkungen und Träumen vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" (1778), einer höchst merkwürdigen Schrift, die flüchtig aber geistvoll vieles vorausnimmt, was die spätern Naturphilosophen, Schelling, Novalis u. s. w., zu Systemen erweitert oder zu Paradoxien zugespitzt haben. Man leitet diese Theorien gewöhnlich von dem Schotten Brown her, aber dieser schrieb seine „Elementa" erst 1779, ein Jahr nach Herder; in Deutschland bekannt wurden sie erst in den Revolutionsjahren; zudem stimmt manches, namentlich bei Novalis, wörtlich mit den Wendungen, die Herder ganz eigen angehören. Als eigentlicher Forscher hat der letztere seine Lehre nun freilich nicht erfunden. Die ethische Farbe gab ihm Spinoza, der in dieser Schrift „göttlicher als der heilige Johannes" genannt wird; die einzelnen Angaben entnahm er aus Haller's „Physiologie", die er sehr gründlich studirte; außerdem hat er Diderot's „Lettre sur les sourds et les muets", Buffon und Bonnet's Schriften zu Rathe gezogen. Aber die Fassung und Formulirung ist die seinige. Ergänzt werden die „Bemerkungen" durch die „Plastik" (das Verhältniß der Sinne) und die Abhandlung „Ueber die Fabel", welche ein eingehendes Studium der „Kritik der reinen Vernunft" verräth.

Die Welt stellt sich auf der untersten Stufe als ein System der Reize dar: das gereizte Fäserchen zieht sich zusammen und breitet sich wieder aus. Das gilt vom kleinsten unscheinbarsten Leben wie vom menschlichen Herzen. Das Leben besteht in der Continuität der Reize; mit dem Aufhören der Reize tritt der Tod ein. Zum Empfangen und Geben ist der Mensch geschaffen, zu Wirksamkeit und Freude, zum Thun und Leiden. In der Einziehung und Ausbreitung liegt das Glück des Lebens. Die Pflanze zehrt Wasser und Erde und läutert sie zu Theilen von sich hinauf. Der Mensch verwandelt Pflanzen und Thiere in Organe seines Lebens, bringt sie in die Verarbeitung höherer, feinerer Reize. So läutert sich alles hinauf. Höheres Leben muß von geringerm durch Aufopferung und Zerstörung werden. — Alle Leidenschaften, ums Herz gelagert und mancherlei Werkzeuge regend, hängen durch unsichtbare Bande zusammen und schlagen Wurzeln im feinsten Bau unserer beseelten Fibern. Im Abgrund des Reizes und solcher dunkeln Kräfte liegt der Same zu allen Unternehmungen. Die Innigkeit, Tiefe und Ausbreitung, mit der wir Leidenschaft empfangen, verarbeiten und fortpflanzen, macht uns zu den flachen oder tiefen Gefäßen, die wir sind. — Die Seiten der Schöpfung sind so vielartig, und da jede Seite sollte gefühlt, geahnt, hinanempfunden werden, so mußten die Instincte, Reize und Wurzeln der Empfindung so mancherlei sein, daß oft kein anderes Wesen begreift oder ahnt was das andere empfand. Es ist gut, daß die tiefste Tiefe unserer Seele mit Nacht bedeckt ist: unsere arme Denkerin war nicht im Stande, das Samenkorn in gleicher Empfindung in seinen ersten Bestandtheilen zu fassen; sie war nicht im Stande, ein rauschendes Meer so dunkler Wogen laut zu hören, ohne daß es sie mit Schauder und Angst umfinge.

Das Weltgebäude wäre für uns ein zusammengeflochtener Knäuel dunkler Reize, wenn nicht durch die Sinne in uns dasselbe geschieden, getrennt, buchstabirt würde. Wir haben fünf Sinne, durch deren Vergleichung untereinander die Einbildungskraft die Gegenstände vorstellt: für tausend andere Medien kann der Gegenstand etwas ganz anderes in sich selbst, ein Abgrund sein, von dem wir nichts ahnen; für uns ist er nur das, was der innere Sinn uns zeigt.

Der Mensch ist ein so zusammengesetzt künstliches Wesen, daß trotz aller Anstrengung in ihm nie ein ganz einfacher Zustand

möglich ist. Zu eben derselben Zeit, da er sieht, hört er auch, und genießt unvermerkt durch alle Organe seiner vielartigen Maschine Einflüsse von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe seines ganzen Zustandes insgeheim mitwirken. Er schwimmt in einem Meer von Eindrücken der Gegenstände, wo eine Welle leiser, die andere fühlbarer ihn berührt, immer aber mancherlei Veränderungen von außen sein Inneres reizen. Hätten wir nur einen Sinn und hingen mit der Schöpfung gleichsam nur von einer Weltseite zusammen, wäre kein Umsatz der Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder andere Zeichen für uns möglich, so bliebe unsere Vernunft stets unvollkommen. Indem der Mensch Gesicht und Gefühl unaufhörlich verbindet, eins durchs andere untersucht, erweitert, formt er sein erstes Urtheil. Da wir von Kindheit auf unsere Sinne in Verbindung brauchen, so verschlingen und gatten sich alle. Die schweren Begriffe, die wir uns langsam und mit Mühe ertasten, werden von Ideen des Gesichts begleitet: dies klärt uns auf, was wir dort nur dunkel faßten, und so wird uns endlich geläufig, mit einem Blick wegzuhaben, was wir uns anfangs langsam ertasten mußten. Das Gesicht wird eine verkürzte Formel des Gefühls. Als der Körper unserer Hand vorkam, ward zugleich das Bild desselben in unser Auge geworfen; die Seele verband beide: und die Idee des schnellen Sehens läuft nachher dem Begriff des langsamen Tastens vor. Da in der Natur der Dinge keiner unserer Sinne für sich allein wirkt und wir immer eine Aeolsharfe sind, sofern wir von mancherlei Winden und Elementen belebt werden, so beruht die Lebhaftigkeit der Vorstellung gerade auf der Mannichfaltigkeit dessen, was wir beim Genuß dieses Gegenstandes damals auf einmal fühlten. Der innere poetische Sinn weiß dies so wahr und genau zusammenzuknüpfen, daß wir in seiner Kunstwelt abermals seine ganze lebendige Welt fühlen; denn eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte und die der kältere Afterverstand als Ueberfluß wegstreicht, sind gerade die wahrsten Striche des eigenthümlichsten Gesichts. — Hier ist nun die tiefere Begründung für das, was über das Volkslied gesagt war.

Alle Gegenstände unserer Sinne werden nur dadurch unser, daß wir sie gewahr werden, d. h. sie mit dem Gepräge unsers Bewußtseins mehr oder minder hell und lebhaft bezeichnen. Ueber

das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen werde ich nur dadurch Herr und Meister, daß ich Gegenstände von andern trenne, ihnen Umriß, Maß und Gestalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit schaffe und sie mit dem Gepräge meines innern Sinns, als ob dieser ein Stempel der Wahrheit wäre, lebhaft und zuversichtlich bezeichne. Unser ganzes Leben ist also gewissermaßen eine Poetik: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. Wir dichten nichts, als was wir in uns fühlen; wir tragen, wie bei einzelnen Bildern unsern Sinn, so bei Reihen von Bildern unsere Empfindungsart in die Gegenstände hinüber, und dies Gepräge der Analogie, wenn es Kunst wird, nennen wir Dichtung. Es ist die Natur unserer Seele, daß sie überall lebendige Wesen, Liebe und Haß, Geschlechter in die Welt projicirt. Der Zustand kalter Besonnenheit ist ein künstlicher, durch Erfahrung, Lehre und Gewohnheit allmählich erworbener, dessen Besitz in völlig unerwarteten Fällen, wie in Träumen, zu erhalten uns oft schwer wird.

Alle Empfindungen, die zu einer gewissen Helle steigen, werden Gedanke. Unser Erkennen wird nur aus Empfindung, indem wir die Kraft besitzen, aus vielem, das uns zuströmt, ein lichtes Eins zu machen. Die Geburt unserer Vernunft ist das Wort. — Die Vernunft ist nichts als etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte; sie ist dem Menschen nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, die innere Energie, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, je nachdem ist seine Vernunft anders beschaffen. Reine Luft zu athmen sind wir nicht fähig, da wir eine so zusammengesetzte Organisation sind; wir athmen den gesunden Dunstkreis der Erde.

Im Erkennen ist bereits das Wollen gegeben, sie sind nur eine Energie der Seele. Erkennen ohne Wollen ist nichts als ein falsches und unvollständiges Erkennen. Das wahre Erkennen ist Lieben. Selbst- und Mitgefühl sind die beiden Aeußerungen der Elasticität unsers Willens. — Jeder Versuch, die Seelenkräfte zu trennen, zerreißt das Leben; bloßes Speculiren stumpft die Seele, bloßes Empfinden das Herz ab. Große und gute Menschen sind nie seltener gewesen als in Zeitaltern, wo die Seelenkräfte sich trennen. In solchen Zeiten drängt das sogenannte Genie den Strom seiner Erkenntnisse und Empfindungen auf einen Punkt

hin und sucht durch Uebertreiben ein Einzelner seiner Art zu werden. Glücklich, wen früh die Natur vor solcher Sucht bewahrte, wem zeitig sich der Engel entgegenstellte und allenfalls auch, wenn er sein Thier schlug, diesem den Mund aufthat, sich seiner Fahrt zu widersetzen, damit er nicht weissage nach Gelüsten, sondern sein Herz und seine Art in Unschuld bewahrte.

„Der erste Keim zur Freiheit ist, fühlen, daß man nicht frei sei, und an welchen Banden man hafte. Die stärksten, freiesten Menschen fühlten das am tiefsten. Je tiefer und reiner unser Erkennen, desto tiefer und reiner unser Wirken im allgemeinen, desto voller unsere Freiheit.“ — Hier schließt sich nun der erste Band der „Ideen“ an. „Je niedriger die Organisation, desto unbedingter die Herrschaft des Reizes; je höher, desto mannichfaltiger die Kreuzung der Triebe, desto eingeschränkter die Herrschaft des einzelnen Triebes, desto nöthiger die Auswahl, desto größer die Anlage zur Freiheit. Der Mensch hat die größte Anlage zur Freiheit, weil bei ihm die Zahl der sich kreuzenden Reize und Triebe am mannichfaltigsten ist.“

Die Analyse der Sinnesthätigkeit war die Hauptaufgabe der „Plastik“; dieselbe spricht sich über die antike Bildung aus, die in der gleichzeitigen herrlichen Preisschrift „Ueber die Wirkung der Dichtkunst“ und in der spätern „Nemesis“ tiefer begründet wird. Die Paradoxie der „Plastik“ war, daß die Sculptur echter die Formen gebe als die Malerei; von diesem Gesichtspunkt aus wird die Perspective in das antike Leben genommen. — Kunst und Leben der Griechen war plastisch; das moderne Leben ist malerisch. Uns ist die Kunst der Alten verloren gegangen, weil wir die Plastik des Lebens verloren haben, weil wir alle Dinge als Gemälde und vorüberstreifende Schatten ansehen. — Die Griechen wußten wenig, aber das Wenige ganz und gut: sie erfaßten's und konnten's geben, daß es zu ewigen Zeiten lebe. Wie das Profil ihres Angesichts gebildet und nicht gemalt ist, so sind's auch ihre Werke. Keine andere Nation hat den feinen Umriß in der Gestalt und Kunst des Lebens so klar und schön ausgedrückt. Ihnen hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten, jenes nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriß, eine so bedeutungsvolle Grazie anschuf. Freilich ist ihr Horizont nicht weit. Er erstreckt sich wenig hinaus über dieses Leben, das

ihnen der Mittelpunkt ihres Daseins war. Von diesem Mittelpunkt aus aber, wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen, wie schön wußten sie diese in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden! Nichts Zügelloses war ihnen recht, und wenn es auch Untersuchungen über Gott beträfe: dies, meinten sie, sei der Natur des Menschen, seinem Maß von Kräften und seinem Umfang völlig entgegen. Keinen, auch nicht den edelsten Wunsch müsse man übertreiben, und sich selbst bei dem wirksamsten Streben der hohen Haushaltung des Schicksals unterwerfen. — Es scheint, daß wir diesen sanften Umriß eines menschlichen Daseins ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir so gern das Unendliche im Sinn haben und glauben, daß die Vorsehung immer nur dazu beschäftigt sein müsse, uns aus unsern Grenzen zu rücken, unsere Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. h. den Ocean in der Nußschale zu genießen zu geben. Unsere Metaphysik und unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kennt keine Schranken, und so gewinnen wir nicht einmal das Ideal, das wir doch wirklich erreichen könnten. Die Alten sahen ihr Dasein als einen Marmor an, dem sie in allen Verhältnissen eine schöne Gestalt geben sollten.

Das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen der Lebensanschauung der Alten und der Modernen hat unserer Philosophie der Geschichte die Gliederung gegeben. Dieser Gegensatz wurde am schärfsten charakterisirt von Goethe in seinen Sicilianischen Briefen (1787), von Schiller in den „Göttern Griechenlands“ (1788) und in der Abhandlung über „Naiv und Sentimental“ (1795), und von Fr. Schlegel in der „Poesie der Griechen und Römer“ (1794—96). Alle drei hatten Herder's „Nemesis“ vor sich. Schiller gesteht in den Briefen an Körner ein, wie gewaltig diese Schrift auf ihn gewirkt habe, was er freilich später vergaß. Alle drei sind in dem Pfade fortgegangen, den Herder gebahnt, und haben im Princip nichts Wesentliches geändert. Diese culturhistorische Stellung Herder's muß wieder anerkannt werden.

In der Preisschrift „Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Regierungen und umgekehrt“ (1779) — in der seltsamerweise das drei Jahre zuvor erschienene epochemachende Werk Adam Smith's gar nicht erwähnt wird — macht sich schon sehr stark der Einfluß geltend, den die Erhebung Nordamerikas auf die politischen

Ansichten Europas ausübte. „Die kühnsten göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, die schönsten und größten Werke sind in Freistaaten vollendet worden. Nicht blos im Alterthum, auch in den mittlern und neuern Zeiten ist die beste Geschichte, die beste Philosophie der Menschlichkeit und Staatskunst immer republikanisch, und zwar wirkt die Republik nicht durch directe Einmischung, sondern mittelbar, durch ihr bloßes Dasein.“ Es finden sich starke Ausdrücke über die menschenfeindlichen Wirkungen der Monarchie. Auch die Kirche kommt diesmal nicht viel besser weg. Europa war im Mittelalter ein Gemisch von Barbaren, das in einer Flut gekommen und hier und da wie erstarrte Wellen sitzen geblieben war. Die Träger der Cultur des Alterthums, die Pfaffen, waren ihnen verächtlich, die Wissenschaft derselben selbst von der schlechtesten Art. Die Kirche hatte zwar das Verdienst, Spuren der alten Cultur nothdürftig zu erhalten, aber viel mehr hat sie dafür gethan, die Finsterniß ehrwürdig zu machen. Erst aus Reibungen an den Grenzen der Sarazenen entsprangen die ersten Funken des Lichts; die größten Erfinder des Mittelalters sind Schüler der arabischen Wissenschaft. Um dieser Wissenschaft eine Zuflucht gegen die allgemeine Barbarei zu bereiten, wurde das gothische Gebäude der Universitäten aufgerichtet, die, in ihrem Entstehen eine Freistätte der Bildung, durch künstliches Festhalten die Bildung einengten, indem die meisten Lehrer, von aller Uebung der Wissenschaft frei, ohne Ansicht des Staats, der Nutzbarkeit des gemeinen Lebens, oft des gesunden Verstandes, in ewiger Wiederholung derselben Logik, Metaphysik und Dogmatik veralteten und durch ihren Zunftzwang jedes freie Denken erstickten. Die Reformation blieb auf halbem Wege stehen, und es folgte ein Jahrhundert der Pedantereien und der theologischen Zänkereien. Das blinde Herkommen schien verewigt zu werden. Der wahre Fortschritt erfolgte erst durch das Aufkommen des physisch-mathematischen Geistes, der keineswegs von den Universitäten ausging. Ohne Zweifel sind die Wissenschaften die besten, die nicht vom Wahn der Menschen abhängen, sondern ihre Nutzbarkeit in sich haben. Wenn alles Geschwätz der Sophistik zerfressenes Holz sein wird, so werden wahre Versuche und Beobachtungen der Natur dauern und in fruchtbaren Theorien sich bewegen.

„Woher kommt's, daß unsere deutsche Literatur ein solches Gemisch ist, das bei aller Fruchtbarkeit zu keinem Bestande kommt?

Wie Deutschlands Verfassung und Geschichte, so ist auch seine Literatur. Bei uns dauert das 16. Jahrhundert noch fort, oder soll wenigstens noch fortdauern. Eine Trümmer dieser alten Verfassung, nährt es Wissenschaften, die mit sich selbst und mit dieser Verfassung im sonderbarsten Gegensatz sind und sich doch forterben. Sein wollen und nicht sein ist schlimm, sein sollen und auch nicht sein sollen ist das Aergste vom Argen."

In den „Briefen über das Studium der Theologie" (1780) verwirft Herder, ebenso wie Lessing, die Evangelienharmonien. Jeder Evangelist muß für sich gelesen und nach seiner Absicht gemessen werden; wir dürfen nichts in ihn hinein interpretiren, wenn wir aus seinem Zeugniß über Christus etwas entnehmen wollen, wir müssen uns nach seinen Vorstellungen und Begriffen richten. „Sonderbar ist, daß wir bei den heiligen Schriften immer anders verfahren als bei allen andern guten, schönen, menschlichen Schriften, da sie doch auch, sofern wir sie lesen, verstehen, empfinden und anwenden sollen, völlig menschlich, für menschliche Augen, Ohren, Herzens- und Seelenkräfte geschrieben sind. Den Geist Homer's, Plato's lasse ich aus ihren Schriften auf mich wirken, sie sprechen zu mir, ich bin um sie, lese in ihr Herz und ihre Seele: so allein wird mir ihr Buch verständlich, so allein habe ich das Siegel, daß es von ihnen ist, weil ihr inneres Bild auf mich wirkt. Unmöglich kann ich von dem Geist der heiligen Schriften erfüllt und von ihrer Göttlichkeit überzeugt werden als auf die nämliche Art. — Warum schrauben wir jeden Zug im Leben Jesu so hoch? Da soll er nichts wie andere Menschen gethan, gedacht, gefühlt haben: er, der doch nach dem Zeugniß der Apostel und dem offenbarsten Anblick seines Lebens ein Mensch wie wir an Gesinnung und Geberden, an Lebensplan und Lebensweise, selbst an Mitgefühl unserer Schwachheiten war. — Je menschlicher, d. h. mencheninniger, vertrauter, natürlicher man sich Werk und Wort Gottes denkt, desto gewisser kann man sein, daß man sich's ursprünglich, edel und göttlich denke."

Der beste Beweis des Christenthums ist das Christenthum selbst, seine Gründung und Aufbewahrung, der Eindruck seines großen Baues, am meisten seine Darstellung in Unschuld, in thätiger Hoffnung und in dem Leben, wie Christus es lebte. Dies ist der Beweis des Geistes und der Kraft, der dem Christenthum nie absterben sollte, oder es wäre mit seinen alten Wunder- und Weissagungsbeweisen gegen Ungläubige mislich daran.

Christus war historisch zunächst ein Bild, eine Weissagung, eine Aussicht in die Zukunft, beides im Gesichtskreis und in Veranlassung einer bestimmten historischen, dunkeln Zeit. Es ist Thorheit zu denken, daß die Propheten in irgendeinem Umstand hell und klar gefühlt hätten: sie arbeiteten wie andere Menschen unter der Last des Lebens; die Worte, die sie sprachen, kamen aus dem Drang ihres Herzens und also aus veranlassenden Zeitumständen. Später verglich man ihre einzelnen Sprüche und suchte auf den Zweck Gottes bei seinen Gesetzen, Verheißungen, Gebräuchen und Begebenheiten zu merken. Immer mehr erklärte sich derselbe, er veranlaßte, daß gewisse Dinge auffielen, daß andere Dichter und Propheten sie ausmalten und darauf weiter bauten, bis aus allen vollständig ein ziemliches Licht zusammentraf. Jeder spätere Prophet baut auf den frühern weiter, führt, von den Bedürfnissen seiner eigenen Zeit getrieben, näher aus was jener gesagt, gibt ihm eine deutlichere Bestimmung. Das ganze Alte Testament beruht auf einer immer ausführlichern Entwickelung gewisser primitiven Verheißungen, Bilder, Erfolge und ihres gesammten zusammenstrahlenden Sinnes, ihrer immer weitern und geistigern Absicht. So ward Christus des ganzen Alten Testaments Mitte und Absicht, aller Bilder Erfüllung, aller Verheißungen Kraft und Leben. Näher oder ferner konnte, mußte nun alles von ihm handeln, man konnte, man mußte ihn, d. h. sein Reich, seine Lehre, seine ganze bis in die Ewigkeit reichende Absicht, sein Leben und alle Facta, die ihn betrafen, überall, d. h. im gesammten Zweck der Propheten finden. So erklärte er den Aposteln die Schrift.

So ging das Christenthum zuerst, in die Bilder des Alten Testaments gehüllt, verkleidet einher; Gott suchte sein Volk zur Pflicht und zum Nachdenken zu bringen durch alles, was er ihm in einer sinnlichen Sprache und Denkart gebieten und versprechen konnte. Die Blüte ward immer mehr Frucht, und die Erscheinung derselben konnte nicht anders bewirkt werden, als daß die Blätter der Blüte durch die Gefangenschaft und das Elend des Volks traurig zerstreut wurden. Nach langen Zubereitungen ward der Geist des Alten Testaments im Christenthum sichtbar, aber zuerst niedrig, verachtet, verborgen, bald mit mancherlei Greueln bedeckt. Was ihm in bedrückten Zeiten so viel Herzen gewonnen hat, ist, daß Christus sich insonderheit der armen, verfallenen, verlassenen Menschheit annahm und recht eigentlich ein Arzt für Kranke, ein

Heiland der Sünder wurde. Die natürliche Religion hat viele Gründe und Kräfte, das Gute im Menschen zu stärken und zu entwickeln; sein Böses aber kann sie ihm nur zeigen, nicht nehmen. Die Religion des Weltheilands lockt die Sünder an, sie macht den Mangel selbst zum Quell des Ueberflusses. Das war der irdische Knoten seines Lebens, im Gehorsam, Geduld und Mitgefühl unserer Schwachheiten geübt zu werden, um dann Richter und Vorsprecher sein zu können. — In diesem Sinn ist Christus mit seinem unsichtbaren ewigen Reich der lebendige Funke, der das Menschengeschlecht erhält und vor der Verwesung sichert. Die Kämpfe und Krämpfe, die seine Lehre hervorgerufen haben, gaben Bewegung der Welt und schützten sie vor Verwesung: Stillstand ist Verwesung.

Das Neue Testament war die Erfüllung des Alten, sowie der Kern erscheint, wenn alle Schalen und Hüllen abgeworfen sind. Sie wurden immer feiner abgewunden, bis Christus dastand, und werden einst allgemein als eine Gottesabsicht erkannt werden, wenn Er kommen wird mit seinem Reich. Dann wird niemand mehr glauben dürfen, dann wird jeder fühlen und sehen. So ist das Christenthum von einem sehr großen Entwurf, von dem wir noch das wenigste erlebt haben. Noch leben wir in der mittlern Scene, dem wahren Knoten aller Geschichte, und können vielleicht jetzt am wenigsten über die eigentliche Wirkung des Christenthums auf die Erde historisch urtheilen. Seine besten Wirkungen sind verborgen; in der Kirchengeschichte erfährt man davon das wenigste: die geht auf den Landstraßen, um die Mauern der Bekenntnisse einher und zeichnet sie von außen; in das Innere der Häuser kommt sie nicht, und ins Heiligthum schaut nur der jetzt noch verborgene Christus.

Es ist ein edles Bild, das Herder entwirft, und von einem tiefern historischen Blick als die sehr harte Darstellung im vierten Band der „Ideen", die in den Einzelheiten sich freilich viel bestimmter der Geschichte anschließt. Für die Zeit machte es Epoche, wie wir uns aus J. Müller's Briefen überzeugen können: hier zuerst lernten die freiern Denker Religion und Bildung in Einklang zu setzen. Für Herder's innere Entwickelung war es auch insofern von Wichtigkeit, als es zum Bruch mit Lavater führte.

Gleichzeitig mit den „Briefen" erschien Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts"; die ersten 53 Paragraphen waren aller-

dings schon 1777 veröffentlicht und hatten auf Herder eingewirkt, aber zum Nachtheil, da sein Standpunkt ursprünglich historischer und freier war, und er sich nun von Lessing manche exoterische Wendungen aneignete. Gott als einen Pädagogen vorzustellen, der Gedanke gehört freilich Lessing nicht eigen an: es war die allgemeine Vorstellung einer Zeit, die nach dem Vorgang des Emile von nichts träumte, als wie man den Kindern gewissermaßen durch List vernünftige Begriffe beibringen könne. Wie der Pädagog dem Kinde gegenübersteht, so in der „Erziehung des Menschengeschlechts" ein extramundaner Gott, oder, wenn dieser Ausdruck zu stark sein sollte, ein Gott, der an dem Leben der Erde und dem irdischen Leben der Menschenwelt nur moralisch, aber nicht natürlich, nicht aus seinem innersten Wesen heraus betheiligt ist. Er hat mit dem Menschengeschlecht einen Plan. Um diesen auszuführen, gibt er einem verachteten Volk, dessen Gemüth in gewissem Sinn tabula rasa war, ein Elementarwerk in die Hände, für ihr Verständniß eingerichtet und daher sehr exoterisch. Durch eine Reihe von Schicksalen werden sie nun erzogen, über die Voraussetzungen dieses Elementarwerks hinauszuwachsen; und nun gibt er ihnen ein zweites, höheres, wie man den Schülern einer höhern Klasse eine neue Grammatik gibt. Dies Lehrbuch wird auch den andern Völkern importirt, und auch diese wachsen nun immer mehr darüber hinaus, bis sie endlich ein absolutes Kunstwerk der Moral und Gotteserkenntniß erwarten dürfen. Die Zeit dieses Kunstwerks wird kommen: alsdann bleibt aber Gott noch die Aufgabe, alle Seelen für dasselbe reif zu machen; und das wird dadurch möglich, daß in beständiger Wiedergeburt die Seelen auf Erden wieder erscheinen, sodaß jede einzelne Seele im Lauf der Zeiten die Erziehung durchmacht, die Gott dem Menschengeschlecht bestimmt hat.

Lessing hatte gefragt, ob die Hypothese von der Seelenwanderung darum so lächerlich wäre, weil sie die älteste ist. „Alt ist sie gewiß", erwidert Herder, „aber nicht als Speculation, sondern als Wahn sinnlicher Menschen." Mit großer Feinheit wird auseinandergesetzt, wie die Idee der Seelenwanderung mit dem träumerischen Wesen der Indier zusammenhängt: für sie war es ein schmerzstillendes Opium; aber was soll es uns? Eine Hypothese, die uns den klaren Anblick der Dinge nimmt, wie sie sind und werden.

„Für mich gestehe ich", sagt Charikles in Herder's „Gesprächen

über Seelenwanderung", die Januar 1782 im „Mercur" erschienen, „ich habe herzlich genug, einmal auf der Erde als Mensch gewesen zu sein und mein Leben durchlebt zu haben. Was zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts im einzelnen und ganzen gehört, zu kennen: haben wir es einmal versäumt, so dürften wir es auch im wiederholten Leben versäumen."

In einem Aufsatz, der erst 1793 gedruckt wurde, den also Herder noch nicht kannte, hatte Lessing die Frage, ob mehr als fünf Sinne sein könnten, bejahend beantwortet. Wie mit dieser Theorie die irdische Wiedergeburt als Mensch, der dann doch wieder nur fünf Sinne habe, in Zusammenhang gebracht werden soll, ist schwer zu sagen. Herder, der von derselben Ansicht ausgeht, ist consequenter: nicht auf Erden, sondern in einem Jenseits, mit höhern Organen ausgerüstet, wird der Mensch wiedergeboren. „Was sollte", heißt es in den „Gesprächen über Seelenwanderung", „meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an: Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt nur ihn hinieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpften: welche irdische Macht könnte ihn festhalten! Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg, er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung. Entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, dazu er gehört. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht; vielleicht ist er uns nah, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in Augenblicken seliger Ahnung. Vielleicht sind uns andere Welten bestimmt, auf denen wir wie auf einer goldenen Himmelsleiter immer leichter, thätiger, glückseliger zum Quell alles Lichts emporklimmen und den Mittelpunkt einer Wallfahrt immer suchen — und nie erreichen, denn wir sind und bleiben endliche Wesen."

„Unser Verstand", heißt es im ersten Band der „Ideen", „ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmählich gebildet. Es kann aber noch einen höhern Verstand geben, denn es mögen noch viel Medien in der Schöpfung sein, von denen wir nicht das mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben. Die ganze Schöpfung sollte durchgemessen, durchgefühlt, durchgearbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also

mußten Geschöpfe sein sie zu genießen, Organe sie zu empfinden, Kräfte sie dieser Stelle gemäß zu beleben. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner; jedes Geschöpf hat also seine eigene, eine neue Welt. — Wir Menschen haben freilich nur den Verstand unserer fünf Sinne; die Bewohner anderer Weltkörper haben wahrscheinlich andere Sinne, einen andern Verstand; wir sind offenbar mit unserer ganzen Erde nur ein kleiner Bruchtheil des Ganzen. Das Licht der einen Sonne des Wahren und Guten bricht sich auf jedem Planeten verschieden, aber alle Radien streben zum Mittelpunkt des Kreises. Sollten wir uns nicht die Möglichkeit denken, daß einmal die verschiedenen Organisationen, die Resultate der verschiedenen Vernunftthätigkeit, einander begegnen, einander cultiviren? — Der Mensch ist zur Humanität bestimmt. Entweder wissen wir nichts von unserer Bestimmung und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen, oder wir können dieses Zwecks so sicher sein als Gottes und unsers Daseins. Und wie selten wird dieser unendliche Zweck hier erreicht! In der Natur stimmt sonst alles mit sich überein, der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde. Entweder irrte also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und mit der Organisation, die er zur Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte.“ —

Kant hat in seiner Kritik gerade die Beweise, die Herder für die Unsterblichkeit der Seele beibringt, mit hartem Spott verfolgt. Seine Gründe sind unwiderleglich. In den Analogien sind es verschiedene Wesen, welche die mancherlei Stufen der immer vollkommenern Organisation besetzen; also würde nach einer solchen Analogie nur geschlossen werden können, daß irgend anderswo, etwa in einem andern Planeten, wiederum Geschöpfe sein dürften, die die nächsthöhere Stufe der Organisation über den Menschen behaupten, nicht aber, daß dasselbe Individuum hinzugelange. Kant dachte aber schwerlich daran, daß er selber zu einem Theil jener Deductionen Veranlassung gegeben hatte. In der „Naturgeschichte des Himmels“ (1755) findet Kant ebenfalls den Widerspruch im Wesen des Menschen in seinem Erdenleben nicht zu lösen. „Er erreicht unter allen Geschöpfen am wenigsten den Zweck seines Daseins, weil er seine vorzüglichen Fähigkeiten zu solchen

Absichten gebraucht, die die übrigen Creaturen mit weit mindern und doch weit sicherer und anständiger erreichen; er würde auch das verachtungswürdigste unter allen sein, wenn die Hoffnung des Künftigen ihn nicht erhöbe, und den in ihm verschlossenen Kräften nicht die Periode einer vollständigen Auswickelung bevorstände." — Und diese Auswickelung denkt sich Kant ungefähr wie Herder. „Sollte diese Seele wol in der ganzen Unendlichkeit ihrer Dauer, die das Grab selbst nicht unterbricht sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraums geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines nähern Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ob es ihr nicht zugedacht ist, dereinst jene entfernte Kugeln in der Nähe kennen zu lernen?" u. s. w. Freilich setzt Kant sofort hinzu: „Es ist erlaubt, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben, so wird der unsterbliche Geist mit einem unendlichen Schwunge über alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältniß gegen die ganze Natur, welche aus einer nähern Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringt, sein Dasein fortsetzen." — Wenn der unsterbliche Geist über alles, was endlich ist, sich emporschwingt, muß er sich auch über seine Individualität emporschwingen.

Bei Herder's Unsterblichkeitstheorien muß man unterscheiden, was er selbst nicht immer unterschieden hat: die Frage nämlich, wie der Mensch als empfindendes und phantasiereiches Wesen aus Wünschen und Hoffnungen seine Zukunft construirt, und wie die Philosophie sich diese Fortdauer zu denken hat. Herder hat mit seinem Gemüth bis an seinen Tod an der Hoffnung einer individuellen Fortdauer festgehalten, wo er aber seinem Denken den ruhigen, klaren Ausdruck gestattet, ist er zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen. Bereits im ersten Band der „Ideen" findet sich eine Stelle, die eine andere, eine metaphysische Auffassung der Unsterblichkeit anzudeuten scheint. „Mein Schicksal ist nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält. Ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wieder-

kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben auf Ewigkeiten hin. Wo und wie ich sein werde, werde ich sein der ich jetzt bin: eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes." —

Seit 1780 fing Goethe an sich ernstlicher mit der Naturwissenschaft zu beschäftigen. Die Anregung hatten ihm Buffon's „Epoques de la nature" gegeben; gleichzeitig war Blumenbach's „Handbuch der Naturgeschichte" erschienen; Forster, Kästner und Lichtenberg weckten in ihren Zeitschriften das Interesse aller Gebildeten. Nun ging Goethe sofort gründlicher ans Werk als Herder, dem es mehr auf die allgemeinen Ideen ankam. Er hörte ganz ordentlich Collegia über Anatomie, Osteologie, Geologie, Botanik, und stellte an Schädeln u. s. w. auf eigene Hand Untersuchungen an. Bei dem innigen geistigen Verkehr, in den er seit 1783 mit Herder trat, würde es gewagt sein, in jedem einzelnen Fall bestimmen zu wollen, von welchem der beiden Freunde die Anregung ausging; was aber den Grundgedanken betrifft, der sich durch Goethe's naturhistorische Studien zieht, gibt es äußere Gründe, aus denen man Herder die Priorität zusprechen muß.

In dem mehrfach erwähnten Brief an Lavater, März 1773, leitet Herder das allmähliche Uebergehen der niedern Organisationen in die höhern, endlich des Menschen in die Geisterwelt, aus der ursprünglichen Einheit der Naturformen her; in dem Erziehungsentwurf für von Zeschau wird auf eine weitere Ausführung hingewiesen. Diese findet sich in den „Gesprächen über Seelenwanderung" (Februar 1782). Theages bewundert die Annäherung der verschiedenen Organisationen: „gerade als ob auf unserer ganzen Erde die formenreiche Mutter nur einen Typus, ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sie alles bildete. Wissen Sie, was dies für eine Form ist? Die nämliche, die auch der Mensch an sich trägt. — Selbst bei Insekten hat man ein Analogon des menschlichen Gliederbaues gefunden, nur freilich, gegen uns betrachtet, eingehüllt und im scheinbaren Misverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen einwirkenden Kräfte sind noch unentwickelt, noch nicht organisirt zu unserer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung sei dieser Fingerzeig der Natur ein Faden der Ariadne durchs Laby-

rinth der Thiergestalten hinauf und hinunter." — Ferner im ersten Band der „Ideen": „Es ist unleugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues zu herrschen, und daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheint." — An einer andern Stelle sagt Herder: „Buffon verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von innen und außen bei Gelegenheit der Affen bestreitet. Die Facta, die er von ihnen selbst gesammelt hat, widerlegen ihn genugsam, und der gleichförmige Organismus der Natur von innen und außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar." — Diese Stellen standen in dem Band der „Ideen", welchen Herder dem Freunde, November 1783, vorlas. Am 27. März 1784 meldet ihm Goethe, trunken vor Entzücken, die Auffindung des Os intermaxillare beim Menschen, da die frühern Forscher in dem Mangeln desselben den Unterschied gegen den Affen gefunden hatten; er freut sich, wie schön dieser Schlußstein zu dem Ganzen der „Ideen" stimmen werde.

Goethe liest den Band der Herzogin vor: „er wird sie erheben, aufrichten und wenigstens augenblicklich über das Gefühl der Vergänglichkeit hinüberheben." Mit gleicher Wärme sprechen sich G. Forster, J. Müller, F. H. Jacobi aus. Der letzte hat eben in Bezug auf seine Entdeckung, daß Lessing ein Spinozist gewesen, mit Mendelssohn angeknüpft; er verficht gegen diesen die Theses: die Spinozistische Philosophie sei die einzig consequente, aber sie führe von Gott ab; die Natur überhaupt verberge Gott, nur die menschliche Seele zeige ihn; sich zu Gott zu erheben, sei nur durch einen Saltomortale möglich: sich auf dem Schwungbret des absoluten Gemüthsbedürfnisses aus dem Netz der syllogistischen Philosophie hinauszuschwingen.

Jacobi schickt dies Glaubensbekenntniß an Herder und Goethe. Herder erwidert, 6. Februar 1784: „Seitdem ich in der Philosophie geräumt habe, bin ich immer mehr inne geworden, daß eigentlich nur die Spinozistische mit ihr selbst ganz eins sei." — „Wenn man keinen Saltomortale zu thun nöthig hat, warum braucht man ihn zu thun? Und gewiß, wir dürfen's nicht, denn wir sind in der Schöpfung auf ebenem Boden." — „Was ihr lieben Leute mit dem außer der Welt existiren wollt, begreife ich

nicht; existirt Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar überall ungemessen, ganz und untheilbar (denn die ganze Welt ist nur eine Erscheinung seiner Größe für uns erscheinende Gestalten), so existirt er nirgend." — „Eingeschränkte Personalität paßt aufs unendliche Wesen ebenso wenig, da Person bei uns nur durch Einschränkung wird, als eine Art Modus oder als ein mit einem Wahn der Einheit wirkendes Aggregat von Wesen. In Gott fällt dieser Wahn weg: er ist das höchste, lebendigste, thätigste Eins — nicht in allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, sondern durch alle Dinge, die nur als sinnliche Darstellung für sinnliche Geschöpfe erscheinen."

September 1784 kommt Jacobi selbst nach Weimar; die Unterhaltung zwischen den drei Freunden dreht sich hauptsächlich um Spinoza. Nach seiner Abreise setzt Herder brieflich die Unterhaltung fort: „Mache mir nicht das Wesen zum abstracten Begriff, das allein da ist, durch welches ich nur sofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieser ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne. Gott ist freilich außer Dir und wirkt zu, in und durch alle Geschöpfe; aber was soll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir ist, und Du sein Dasein auf unendlich innige Art fühlst und schmeckst, und er sich selbst auch in Dir als in einem Organ seiner tausend Millionen Organe genießt? Du willst Gott in Menschengestalt, als einen Freund, der an Dich denkt. Bedenke, daß er alsdann auch menschlich, d. h. eingeschränkt an Dich denken muß. — Er spricht zu Dir, er wirkt auf Dich aus allen edeln Menschengestalten, die seine Organe waren, und am meisten durch das Organ der Organe, das Herz der geistigen Schöpfung, seinen Eingeborenen; aber auch durch ihn nur als ein Organ, sofern er, wie wir, sterblicher Mensch war; und auch in ihm die Gottheit zu genießen, mußt Du selbst Mensch Gottes, d. h. es muß etwas in Dir sein, das seiner Natur theilhaftig werde. Du genießest also Gott nur immer nach Deinem innersten Selbst, und so ist er als Quelle und Wurzel des geistigsten ewigen Daseins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Dies ist die Lehre aller Apostel, Weisen und Propheten, nur nach dem Maß der Tiefe von der Erkenntniß und Genußkraft eines jeden anders gesagt. — Ich muß Dir gestehen, mich macht diese Philosophie sehr glücklich; könnte ich nur meinen innersten Sinn aufschließen, sie ganz und unverrückt zu genießen! — Goethe hat, seit Du weg bist,

den Spinoza gelesen, und es ist mir ein großer Probierstein, daß er ihn ganz so verstanden, wie ich ihn verstehe." — Aus der letzten Stelle ergibt sich mit Evidenz, daß Goethe damals den Spinoza wie etwas Neues, daß er ihn unter Herder's Leitung las.

Auf den Kampf gegen Jacobi folgte der größere gegen Kant. November 1784 erschien von diesem die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", April 1785 die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", Januar 1785 die Recension der „Ideen". Die letztere war eine Kriegserklärung in der schlimmsten Form, die man sich vorstellen kann, in der Form des Hohns.

„Der Geist unsers sinnreichen und beredten Verfassers zeigt in dieser Schrift seine schon anerkannte Eigenthümlichkeit, sie dürfte ebenso wenig als manche andere aus seiner Feder geflossene nach dem gewöhnlichen Maßstab beurtheilt werden können. Es ist als ob sein Genie nicht etwa blos die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste sammelte, um sie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, sondern als verwandelte er sie nach einem gewissen Gesetz der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine specifische Denkart, wodurch sie von denjenigen, dadurch sich andere Seelen nähren, merklich unterschieden und der Mittheilung weniger fähig werden. Was ihm Philosophie heißt, möchte etwas ganz anderes sein als was man gewöhnlich darunter versteht: nicht etwa logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender vielumfassender Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauch derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühl und Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wol geradezu in denselben antreffen würde." — Herder habe bei der Herleitung des Geistes aus der Natur versucht, das, was man nicht begreift, aus demjenigen zu erklären, was man noch weniger begreift: „von jenem können wir doch wenigstens die Gesetze durch Erfahrung kennen lernen, obgleich freilich die Ursachen derselben unbekannt bleiben; von diesem ist uns sogar alle Erfahrung be-

nommen.“ — „Uebrigens trägt die geheimnißvolle Dunkelheit, in welche die Natur selbst ihre Geschäfte einhüllte, einen Theil der Schuld wegen der Dunkelheiten und Ungewißheit, die diesem ersten Theil einer philosophischen Menschengeschichte anhängen, der dazu angelegt war, die äußersten Enden derselben, den Punkt, von dem sie anhob, und den, da sie sich über die Erdgeschichte hinaus im Unendlichen verliert, womöglich aneinanderzuknüpfen: welcher Versuch zwar kühn, aber doch dem Forschungstrieb unserer Natur natürlich und selbst bei nicht völlig gelingender Ausführung nicht unrühmlich ist. Desto mehr ist zu wünschen, daß unser geistvoller Verfasser in der Fortsetzung des Werks, da er einen festen Boden vor sich finden wird, seinem lebhaften Genie Zwang auflege, und daß Philosophie, deren Besorgung mehr im Beschneiden als Treiben üppiger Schößlinge besteht, ihn nicht durch Winke, sondern bestimmte Begriffe, nicht durch gemuthmaßte, sondern durch beobachtete Gesetze, nicht vermittels einer durch Metaphysik oder Gefühle beflügelten Einbildungskraft, sondern durch eine im Entwurf ausgebreitete, aber in der Ausübung behutsame Vernunft zur Vollendung seines Unternehmens leiten möge.“

Das sind harte und kränkende Worte, aber der unparteiische Beurtheiler könnte ihnen im ganzen beipflichten, wenn Kant das nöthige Gegengewicht gegeben hätte. Aber er läßt sich nur bei einigen ohnehin ganz unhaltbaren Behauptungen zu einer Widerlegung herab, im übrigen begnügt er sich mit einer schnöden Aufzählung der Kapitel.

Hamann schreibt an den leidenschaftlich erregten Herder 6. Februar 1785: „Kant ist von seinem System zu voll, um Sie unparteiisch beurtheilen zu können; auch ist noch keiner im Stande, Ihren Plan zu übersehen; werden Sie nur nicht ungeduldig!“ — „Daß Kant einer unserer scharfsinnigsten Köpfe ist, muß ihm auch sein Feind einräumen; aber leider ist dieser Scharfsinn sein böser Dämon, fast wie Lessing seiner: eine neue Scholastik und ein neues Papstthum sind die beiden Midasohren unsers Jahrhunderts.“ — „Den alten Adam seiner Autorschaft beiseitegesetzt, ist Kant ein uneigennütziger und im Grunde gut und edel gesinnter Mann. In Ihren «Ideen» sind manche Stellen, die auf ihn und sein System wie Pfeile gerichtet zu sein scheinen, ohne daß Sie an ihn gedacht haben mögen; und ich vermuthe ebenso, daß in seiner Recension manches nicht so arg gemeint gewesen sein mag, als es vielleicht

von Ihnen gedeutet wird. Ja, ich mache täglich die Erfahrung, daß man aus zwei Gesichtspunkten sich immer widersprechen muß und niemals einig werden kann, und daß es unmöglich ist, diese Gesichtspunkte zu wechseln, ohne sich die größte Gewalt anzuthun. Unser Wissen ist Stückwerk: diese große Wahrheit ist kein Dogmatiker im Stande recht zu fühlen, wenn er seine Rolle, und noch dazu gut spielen soll; und durch einen unvermeidlichen Cirkel der reinen Vernunft wird die Skepsis selbst zum Dogma."

Kant war 60 Jahre alt. Trotz seiner ausgebreiteten pädagogischen Thätigkeit hatte er sich seit 14 Jahren geistig fast ganz einsam mit der Ausarbeitung seines Systems beschäftigt, die Terminologie scharf bestimmt, in der er nun sich ausdrückte, dachte, ja man kann sagen empfand. In den ersten Jahren, als die „Kritik der reinen Vernunft" erschienen war, hörte er nur sinnlose Misverständnisse von oberflächlichen und eingebildeten Menschen. Er hatte sich nun auf die Propaganda gelegt; er freute sich, wenn irgendein wohlmeinender Schüler sein System popularisirte; er selber arbeitete daran, Schule zu machen. In eine fremde, außerhalb seiner Terminologie liegende Denkart sich zu versetzen, wurde ihm immer unbequemer. Nun war er in der Ausarbeitung seines Systems an Kapitel gekommen, die von Herder's „Ideen" überall durchkreuzt wurden.

Da ein Gegenstand durch nichts so greifbare Gestalt gewinnt als durch den Contrast, so sei es hier verstattet, zur Erläuterung von Herder's „Ideen" etwas tiefer auf Kant einzugehen.

Gewöhnlich hebt man bei seiner Moral nur die pädagogische Absicht hervor, die Sitten der Menschen zu bessern. Diese Absicht ist in der That vorhanden, und Schiller hat ganz richtig nachgewiesen, daß die Rücksicht auf bestimmte falsche und schädliche Richtungen des Zeitgeistes Kant veranlaßt habe, für die Wahrheiten, die er theoretisch gefunden, einen Ausdruck zu suchen, den er sonst nicht angewandt hätte. Aber die eigentliche Aufgabe der „Metaphysik der Sitten" ist nicht eine praktische, sondern eine theoretische.

Das Phänomen, auf dessen Analyse und Kritik sie sich aufbaut, ist nicht das **Handeln** der Menschen, sondern ihr **Urtheil**. Kant gibt zu, daß man mit objectiver Gewißheit, seitdem die Welt steht, noch von keiner einzigen Handlung behaupten könne, sie sei rein moralisch gewesen; ja derjenige, welcher alles auf Erfahrung

gründe, könne sehr wohl an der Möglichkeit einer solchen Handlung zweifeln. Dennoch habe man, solange die Welt steht, immer nach Moralprincipien geurtheilt. Dies auffallende Phänomen zu erklären, dem gemeinen Urtheil zunächst seinen eigenen Inhalt deutlich zu machen und es dann auf das letzte Urphänomen zurückzuführen, ist die Aufgabe der „Metaphysik der Sitten".

Nach derselben ist der Grundsatz alles moralischen Urtheils: es gibt nur eins auf der Welt, was absoluten Werth hat, ganz abgesehen von dem, was daraus folgt: der gute Wille. — Dagegen ist in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte" als Grundsatz alles historischen Urtheils zwar nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber es steht zwischen jeder Zeile zu lesen: nichts in der Welt ist so werthlos als der bloße gute Wille.

Der Widerspruch zwischen diesen beiden Urtheilsformen scheint hart, und vergebens würde man sich bemühen, ihn abzuschwächen. Fichte selbst schreibt einmal an Jacobi: „Die Sittenlehre kann eben nicht anders ausfallen, als sie bei Kant und mir ausgefallen ist; aber die Sittenlehre selbst ist etwas sehr Beschränktes und Untergeordnetes. Anders habe ich es nie genommen, und wenigstens in der Kritik der Urtheilskraft, dem Gipfel seiner Speculation, nimmt es auch Kant nicht anders." — Fichte sucht also eine Synthese zwischen dem historischen Standpunkt und dem moralischen, und setzt mit Recht voraus, daß auch Kant sie gesucht habe; man müßte denn annehmen, er habe November 1784 den historischen Standpunkt für den allein berechtigten im Urtheil über die Menschen gehalten, April 1785 den moralischen. Beide Philosophen suchen eine Synthese, beide aber gehen vom Contrast aus. Moralgesetz ist nicht Naturgesetz.

Die Analyse des reinen guten Willens führt mit Nothwendigkeit zum Begriff des Sollens. In der Natur kommt dieser Begriff nicht vor. In der Natur geschieht alles nach unabwendbaren Gesetzen; in der Moral soll nach der Vorstellung von Gesetzen, d. h. nach Maximen gehandelt werden. Der Werth des guten Willens wird nicht nach Zwecken, sondern nach Maximen bestimmt. — Das alles, in Form und Inhalt, ergibt sich durch den bloßen Syllogismus aus dem Begriff des reinen guten Willens mit so vollständiger Evidenz, als der pythagoräische Lehrsatz aus dem Phänomen der geraden Linie; einerlei, ob in der Erfahrung Menschen oder Dreiecke vorkommen. Aus der menschlichen Natur,

ja aus der menschlichen Vernunft, wenn man eine solche von der Vernunft im allgemeinen qualitativ unterscheiden wollte, kann über Form und Inhalt des kategorischen Imperativs gar nichts gefolgert werden. Freilich hat diese Deduction nur einen hypothetischen Werth: wenn das moralische Urtheil überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es nur den haben; ob es überhaupt einen Sinn hat, muß sich aus weiterer Analyse ergeben.

Aus der empirischen Natur des menschlichen Willens ergibt sich der kategorische Imperativ nicht; im Gegentheil liegt in dieser Natur das radicale Böse, d. h. die Neigung, gelegentlich das Gelüst und das Interesse über die Pflicht zu setzen, die man doch recht gut kennt. Aus dem Gesetz des Weltlaufs ergibt sich das Moralgesetz nicht; denn dort folgt nicht immer Gutes aus Gutem, Böses aus Bösem, Strafe aus dem Verbrechen. Ein Zwangsrecht zum Guten gibt es nicht. Der reine gute Wille des Einzelnen geht aber von der Voraussetzung aus, daß Moralgesetz Weltgesetz werden solle. Hier ergibt sich nun der schärfste Widerspruch: das Moralgesetz kann nie Weltgesetz werden, weil in der Natur bestimmte Momente eintreten, die mit der Moral nichts zu thun haben; ja es darf es nicht einmal werden, weil als Aeußerung des Naturgesetzes der reine Wille seinen Werth verlöre. Als allein denkbare Formel des kategorischen Imperativs ergibt sich also: handle so, als ob durch dein Wollen die Maxime deines Handelns allgemeines Naturgesetz werden müsse, obgleich du weißt, daß dein individuelles Wollen diese Kraft nicht hat.

Einen Zwang zum Guten gibt es nicht; mit dem Zwang würde auch jede Verbindlichkeit aufhören, das Müssen schließt das Sollen aus. Nur als Aeußerung der freien Selbstbestimmung hat das moralische Gesetz Werth; nur was Ich selber mir auferlegt, kann mich verpflichten. Jede unbefangene Betrachtung zeigt aber, daß den Handlungen des Menschen, insofern sie in die Zeit, in die Erscheinungswelt fallen, so wenig Freiheit beiwohnt, als irgendeinem Naturerzeugniß. Alles Folgende ist durch etwas Vorhergehendes mit Nothwendigkeit bedingt. Der Charakter Richard's III. und die Zeitumstände gegeben, waren alle seine Schurkenstreiche so nothwendig gesetzt, als die Bewegung eines Körpers infolge eines Stoßes.

So urtheilt aber nicht blos der unbetheiligte Zuschauer nicht; so urtheilt der Bösewicht selbst nicht, wenn durch irgendeine

gewaltige Erschütterung sein Innerstes hervortritt, wie das Shakspeare so glänzend an den Tag bringt. Der geweckte Bösewicht empfindet die Erkenntniß, daß alle seine Greuelthaten mit Nothwendigkeit aus seinem Charakter folgen, nicht als Milderung, sondern als Erschwerung seiner Schuld; er verabscheut sich um so mehr: als ob er seinen Charakter mit Freiheit gewählt hätte. Hier sind wir an das Urphänomen gekommen.

Als Glied der Erscheinungswelt, unter dem Schema der Zeit, ist der Mensch unfrei. Das Schuldbewußtsein erklärt sich nur durch die Annahme einer Doppelnatur im Menschen. Das moralische Sollen ist eigenes nothwendiges Wollen, insofern er Glied einer intelligibeln Welt ist, und wird von ihm nur insofern als Sollen empfunden, als er sich zugleich als Glied der Sinnenwelt betrachtet.

Nun hat die „Kritik der reinen Vernunft" nachgewiesen, die Zeit sei nur eine Vorstellungsform der Sinnlichkeit; es könne aber eine intellectuelle Anschauung gedacht werden, die nicht unter dem Schema der Zeit stehe: in dieser intelligibeln Welt müsse die Freiheit ihren Spielraum suchen. Es versteht sich von selbst, daß man diese ewige Welt nicht etwa in eine Zeit zu verlegen hat, die vor oder hinter der menschlichen Zeit spielt. — Kant setzt ausdrücklich hinzu, daß mit dieser Hypothese durchaus nichts erklärt werden solle. Aber die Vernunft sucht rastlos das unbedingt Nothwendige und sieht sich genöthigt es anzunehmen, ohne irgendein Mittel, es sich begreiflich zu machen, glücklich genug, wenn sie nur den Begriff findet, der sich mit dieser Voraussetzung verträgt. „Wir begreifen zwar nicht die Freiheit, wir begreifen aber ihre Unbegreiflichkeit, und das ist alles, was billigerweise von einer Philosophie gefordert werden kann, die bis zu den Grenzen der Vernunft strebt."

Aus dem Begriff der Zeit ergibt sich der Gegensatz des historischen gegen das moralische Urtheil; denn die Geschichte fällt ganz unbedingt unter das Schema der Zeit, und in der Zeit hat die Freiheit keinen Raum: mit der Freiheit aber fallen alle Begriffe des Sollens. Das historische Urtheil, das nur die Welt der Erscheinungen betrifft, hat mit diesen Begriffen nichts zu thun.

„Man findet in der Geschichte, bei hin und wieder anscheinender Weisheit im Einzelnen, im Großen alles aus Thorheit, kindischer Eitelkeit und Zerstörungssucht zusammengewebt. Da man

also bei den Menschen und ihrem Thun im großen gar keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, so muß man versuchen in diesem widersinnigen Gang menschlicher Dinge eine Absicht der Natur zu entdecken, die den Menschen selbst unbekannt ist, an der sie aber ohne ihren Willen arbeiten."

„Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebenso wol wie jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt. Die Geschichte, welche sich mit der Erzählung dieser Erscheinungen beschäftigt, so tief auch deren Ursachen verborgen sein mögen, kann dennoch hoffen, wenn sie das Spiel der Freiheit des menschlichen Willens im großen betrachtet, einen regelmäßigen Gang derselben zu entdecken, sodaß, was an einzelnen Subjecten als verworren und regellos in die Augen fällt, an der ganzen Gattung als eine stetig fortgehende, obgleich langsame Entwickelung der ursprünglichen Anlagen derselben erkannt wird. So scheinen die Ehen, die daher kommenden Geburten und das Sterben, da der freie Wille des Menschen auf sie so großen Einfluß hat, keiner Regel unterworfen zu sein, nach welcher man die Zahl derselben zum voraus durch Rechnung bestimmen könne, und doch beweisen die jährlichen Tafeln derselben in großen Ländern, daß sie ebenso wol nach beständigen Naturgesetzen geschehen als die so unbeständigen Witterungen, deren Ereigniß man im einzelnen nicht vorher bestimmen kann, die aber im ganzen nicht ermangeln, das Wachsthum der Pflanzen, den Lauf der Ströme und andere Naturanstalten in einem gleichförmigen, ununterbrochenen Gange zu erhalten. Einzelne Menschen und selbst ganze Völker denken wenig daran, daß, indem sie ein jedes nach seinem Sinn und einer oft wider den andern ihre eigene Absicht verfolgen, sie unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst unbekannt ist, als an einem Leitfaden fortgehen und an derselben Beförderung arbeiten, an welcher, selbst wenn sie ihnen bekannt würde, ihnen wenig gelegen sein würde."

Hier handelt nun freilich die Natur selber (oder Gott) nicht nach dem Gebot des kategorischen Imperativs; Sie oder Er misbraucht die Menschen zu Mitteln, da es doch in der Moral lautet: die vernünftige Natur existirt als Zweck in sich selbst, woraus sich der kategorische Imperativ ergibt: handle so, daß du die Menschheit

sowol in deiner Person als in der Person jedes andern jederzeit als Zweck, niemals blos als Mittel brauchst.

Welches kann nun der Zweck der Natur sein, der ihre Mittel heiligen soll? — „Alle Naturanlagen eines Geschöpfs", so beginnt Kant, und zwar in völliger Uebereinstimmung mit Herder, seine Theorie, „sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln. Am Menschen ist dies im Individuum nicht möglich, weil eine unabsehbare Reihe von Generationen nöthig sei, um die Vernunft auch nur annäherungsweise soweit als möglich zu entwickeln. Nicht im Individuum, nur in der Gattung erreicht der Mensch seine Bestimmung. Die Natur hat gewollt, daß der Mensch keiner andern Glückseligkeit oder Vollkommenheit theilhaftig werde, als die er sich selbst durch eigene Vernunft erarbeitet hat. Wäre es der Natur darum zu thun gewesen, daß er in seinem Individuum wohl lebe, so hätte sie sich in ihren Mitteln völlig vergriffen."

„Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist die menschliche Selbstsucht. Ohne den daraus hervorgehenden Antagonismus würden die Menschen ihrem Dasein einen kaum größern Werth verschaffen als ihr Hausvieh hat, sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks als vernünftige Natur nicht ausfüllen. Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die misgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die durch nichts zu befriedigende Neigung zum Haben oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht."

Für Kant ist also die menschliche Natur ein Widerspruch, die Geschichte ein zweckvoller Kampf: er beginnt sie mit dem ersten großen Kampf der Menschheit, in dem sie ihres Contrastes bewußt wurde, dem Kampf zwischen hellenischer Cultur und asiatischer Barbarei, und läßt die Zustände substantieller Gebundenheit, bei denen Herder mit Vorliebe verweilt, entweder ganz weg, oder schiebt sie nur episodisch ein.

In diesem Sinne erläutert er in dem „muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" (Januar 1786) den Mythus vom Sündenfall. Er ist ihm ein Bild von der ersten Entwickelung der Freiheit aus

ihrer ursprünglichen Anlage in der Natur des Menschen. Der Ausgang des Menschen aus dem ihm durch die Vernunft als erster Aufenthalt seiner Gattung vorgestellten Paradiese war nichts anderes als der Uebergang aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit. Dieser Uebergang, für die Gattung ein Fortschritt vom Schlechtern zum Bessern, ist nicht das nämliche für das Individuum. Ehe die Vernunft erwachte, war noch kein Gebot oder Verbot und also noch keine Uebertretung; als sie aber ihr Geschäft anfing und, schwach wie sie ist, mit der Thierheit und deren ganzer Stärke ins Gemenge kam, entstanden Uebel und Laster, die dem Stande der Unwissenheit, d. h. der Unschuld, ganz fremd waren. Der erste Schritt also aus diesem Stande war auf der sittlichen Seite ein Fall. Für das Individuum, welches im Gebrauch seiner Freiheit blos auf sich selbst sieht, war bei einer solchen Veränderung Verlust; für die Natur, die ihren Zweck mit dem Menschen auf die Gattung richtet, war sie Gewinn. Jenes hat daher Ursache, alle Uebel, die es erduldet, und alles Böse, das es verübt, seiner eigenen Schuld zuzuschreiben, zugleich aber als Glied des Ganzen (einer Gattung) die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung zu preisen. Auf diese Weise kann man die anscheinend einander widerstreitenden Behauptungen Rousseau's in Uebereinstimmung bringen. Er zeigt ganz richtig den unvermeidlichen Widerstreit der Cultur mit der Natur des menschlichen Geschlechts als einer physischen Gattung, in welcher jedes Individuum seine Bestimmung ganz erreichen sollte; dann aber sucht er das schwerere Problem aufzulösen, wie die Cultur fortgehen müsse, um die Anlagen der Menschheit als einer sittlichen Gattung zu ihrer Bestimmung zu entwickeln, aus welchem Widerstreit alle wahren Uebel entspringen, die das menschliche Leben drücken, und alle Laster, die es verunehren. Die Anreize zu dem letztern sind an sich gut und als Naturanlagen zweckmäßig; da sie aber auf den bloßen Naturzustand gestellt waren, leiden sie durch die fortgehende Cultur Abbruch und thun dieser Abbruch, bis vollkommene Kunst wieder Natur wird, als welches das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung der Menschengattung ist."

Ein Ziel, setzen wir im Sinne Kant's hinzu, welches nie erreicht werden kann, sodaß als echter Zweck sich der systematisch geordnete Kraftaufwand zur Erreichung dieses nie zu erreichenden Ziels herausstellt. — In ähnlichem Sinne spricht sich ein anderer

tiefer Denker aus: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß ... Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt ... Er stehe fest und sehe hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen! was er erkannt, läßt sich ergreifen. Er wandle so den Erdentag entlang; wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang; im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick!"

„Das höchste Problem für die Menschengattung", fährt Kant fort, „ist die Erreichung einer allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Die Lösung dieses Problems muß in der Idee des Menschen das Ziel seiner Bestrebungen sein. Aber es ist schwer zu lösen. Der Mensch will gezwungen werden, einem allgemein gültigen Willen zu gehorchen; aber der ihn zwingen soll, ist wieder ein Mensch und der menschlichen Natur theilhaftig. Die vollkommene Auflösung der Aufgabe ist unmöglich; aus so krummem Holz, woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden: nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur auferlegt." — Sehr geistvoll wird nun in einer kurzen Disposition der empirisch bekannten Geschichte der Leitfaden aufgewiesen, an dem man, seit der erste große Antagonismus zwischen Griechen und Barbaren ins Bewußtsein trat, den beständigen Fortschritt verfolgen kann, indem bei jedem großen Einsturz immer ein Keim der Aufklärung übrigblieb, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende, höhere Stufe der Verbesserung vorbereitete.

Vielleicht wird der Versuch Verzeihung finden, die Synthese zwischen dem historischen und dem moralischen Urtheil, die Kant nie völlig ausgesprochen hat, aus seinen zerstreuten Aeußerungen loszuschälen, wobei man sich freilich bewußt ist, daß Kant schwerlich das alles unterschrieben haben würde.

Die Bestimmung des Menschengeschlechts erfüllt sich nur in der Gattung, aber nicht in der Weise der Chiliasten, die Jahrtausende der Barbarei dem Moloch eines goldenen Zeitalters zum Opfer bringen; auch nicht in der Weise der Pantheisten, die jeder Art der Existenz eine gleiche Berechtigung zusprechen: sondern in der Kraft des großen Lebens, das nur in der Gesammtheit der Geschichte hervortritt. Wie in einer echten Tragödie nicht ein

einzelner Moment, auch nicht der Schlußpunkt das ist, was alle Gemüther am tiefsten erregt, sondern der große Zug, der durch das Ganze geht: so erscheint vor dem Auge Gottes die Weltgeschichte, in der die Zeit als bloße Form der Vorstellung aufgehoben ist, die werdende fortschreitende Menschheit in einem vollkommenen Gesammtbilde.

Die Mittel des Fortschritts, die Hebel, durch welche alle Kraft und alle Fülle der Menschennatur zur Erscheinung kommt, sind die Leidenschaften, die einander bekämpfen, einander aufheben, einer höhern Ordnung dienen. Aber das einzige, das absoluten Werth hat, ist der gute Wille. Die oberflächliche Betrachtung glaubt ihn im einzelnen Menschen zu finden, aber wahrhaft lebt er in der Gattung. Er ist sich seiner oft nicht bewußt, vielleicht nie völlig; aber er ist es, der in der Form des Gewissens als intelligibles Ich dem empirischen Ich Gesetze vorschreibt und es verurtheilt, der in den verschiedensten Metamorphosen jeden Keim zum Treiben bringt. Dieses Spiel der Kräfte, hinter denen der gute Geist wirkt, ist nur dem Auge Gottes vollkommen offenbar; aber jedes mit echter Resignation in die Anschauung sich vertiefende Vernunftwesen gewinnt einzelne Lichtblicke in dasselbe. Diese Lichtblicke sind es, die sich in den Ideen geltend machen.

Der kategorische Imperativ hat Kant einen so übeln Leumund gemacht, daß es vielleicht das Verständniß fördern wird, Ideen anderer Denker damit zu vergleichen. So sagt Lessing einmal: „Wie, wenn uns alles überführte, daß der Mensch auf der niedrigsten Stufe schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne? Wie, wenn uns alles nöthigte anzunehmen, daß Gott ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben und ihm alle Uebertretungen (mit Rücksicht auf den Sohn, d. h. auf den Umfang seiner Vollkommenheiten, gegen den jede Unvollkommenheit des einzelnen verschwindet) lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?"

Herder selbst tadelt in den „Humanitätsbriefen" (Werke, zur Literatur, XV, 83) einen Lehrdichter, das sogenannte System der Vollkommenheiten als Grund der Moral anzunehmen. „Allerdings vervollkommnet uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber

müssen wir sie thun, um über Gewinn an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt: du sollst! nicht: du wirst! welches blos eine höfliche Bettelei wäre."

Bei Herder's starker Resonanz für äußere Stimmungen konnte es wol geschehen, daß er den Gegnern selbst Waffen in die Hände gab. Zuweilen war er sich aber seines exoterischen Vortrags bewußt. In dem Brief an Jacobi, 25. Februar 1785, in dem er sich heftig über Kant beschwert, berichtet er eine Aeußerung Mendelssohn's über den ersten Band der „Ideen": „er fürchte, daß es auf Schwärmerei ausgehe und zuletzt oben ein Flämmchen brennen werde, das nicht für uns ist". „Im zweiten Band", fügt Herder hinzu, „habe ich die Freude, das Flämmchen aufzustecken, daß wir, wenn der Himmel zum dritten und letzten Theil hilft, flugs wieder ausblasen wollen, wie ich hoffe, ohne üble Dämpfe." Das Flämmchen ist Christus und der Gott der Theodicee, der Athem, der es nachher ausbläst, ist stark.

Zunächst indeß wurde Herder im zweiten Band (August 1785) durch Kant's harte Kritik zu einem schroffern Heraustreiben seines abweichenden Princips veranlaßt. Er, der früher so geistvoll die Contrarietät im Menschen verherrlicht, will nun keinen Widerspruch gelten lassen, keinen Widerspruch zwischen Freiheit und Natur, keinen Widerspruch zwischen Ideal und Gesetz der Wirklichkeit. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes. — Kant's einzelne Sätze werden auf eine unerhörte Weise misverstanden. „Wenn jemand sagte, daß nicht der einzelne Mensch, sondern das Geschlecht erzogen werde, so spräche er für mich unverständlich, da Geschlecht und Gattung für mich nur allgemeine Begriffe sind, außer insofern sie in einzelnen Wesen existiren." — „Der Zweck einer Sache, die nicht blos ein todtes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen. Wären wir dazu geschaffen, um, wie der Magnet sich nach Norden kehrt, einem Punkt der Vollkommenheit, der außer uns ist und den wir nie erreichen können, mit ewig vergeblicher Mühe nachzustreben, so würden wir nicht nur uns, sondern selbst das Wesen bedauern dürfen, das uns zu einem tantalischen Schicksal verdammte, indem es unser Geschlecht blos zu seiner, einer schadenfrohen, ungöttlichen Augenweide schuf. Wollten wir auch zu seiner Entschuldigung sagen, daß durch diese leeren Bemühungen unsere Natur in einer ewigen Regsamkeit erhalten würde, so bliebe es doch immer ein grausames Wesen, und es

hätte uns, ohnmächtig oder boshaft, durch Vorhaltung eines Traums von Absicht unwürdig getäuscht."

Den Menschen, alle Menschen glücklich zu machen, war Gott verpflichtet; die Untersuchung der Frage: was ist Glückseligkeit? ist der wesentliche Inhalt des zweiten Bandes. Diesmal läßt Herder die Nothbrücke des Jenseits gänzlich fallen, um nicht wieder darauf zurückzukommen: die Erde ist das Rhodus, da ihm die Vorsehung Rede stehen soll. — Er findet kurzweg den Entscheid: „Die Natur hat allenthalben ihren Zweck erreicht, oder sie erreichte ihn nirgend."

„Jedes Lebendige freut sich seines Lebens, es fragt und grübelt nicht, wozu es da sei; sein Dasein ist ihm Zweck; dies tiefe, einfache, unersetzliche Gefühl des Daseins ist Glückseligkeit, ein kleiner Tropfen aus jenem unendlichen Meer des Allseligen, der in allem ist und sich in allem freut und fühlt. Wenn Glückseligkeit auf der Erde anzutreffen ist, so ist sie in jedem fühlenden Wesen. Jeder Mensch trägt die Form an sich, zu der er gebildet worden und in deren reinem Umriß er allein glücklich werden kann. Ebendeswegen hat die Natur alle ihre Menschenformen auf Erden erschöpft, damit sie für jede derselben in ihrer Zeit und an ihrer Stelle einen Genuß hätte, mit dem sie den Sterblichen durchs Leben hindurch täuschte."

In der Consequenz dieses Gedankens leugnet Herder den qualitativen Unterschied der Racen, den Kant behauptet hatte: er leitet den Ursprung aller Menschen von einem Menschenpaare her. Die Variatäten seien klimatisch zu erklären, jeder Mensch habe die Fähigkeit, nach einer Reihe von Geschlechtern durch klimatische Einwirkung ein Neger zu werden. Eigentlich war auch diese Theorie nicht ganz das, was ihm vorschwebte; ihm schwebte vor, daß jede klimatisch und durch den Boden bedingte Landesindividualität sich ihre eigenen Menschen erzeugt habe, die allerdings alle einer Gattung angehörten.

„Der praktische Verstand des Menschengeschlechts ist allenthalben unter Bedürfnissen der Lebensweise erwachsen; allenthalben ist er eine Blüte des Volksgeistes, ein Sohn der Tradition und Gewohnheit. Es ist also falsch, dem Menschengeschlecht ein Ideal der Staats- und Gesellschaftsform entgegenzuhalten, als ob alle frühern Generationen, bevor sie dies Ideal erreicht, mit dem Makel der Unvollkommenheit gebrandmarkt werden sollten. Durch das

Klima werden die Bedürfnisse, die Empfindungen, die sinnlichen Eindrücke, endlich die Gedanken bestimmt. Ueberall richtet es die Natur so ein, daß dem Bedürfniß die Möglichkeit der Erfüllung entspricht. Das Fundament der sinnlichen Glückseligkeit des Menschen ist allenthalben, daß er genieße was ihm vorliegt, und sich, so wenig es sein kann, mit zurück- oder vorwärtsblickenden Sorgen quäle. Allenthalben hat sich die Natur als eine gütige Mutter bewiesen: wo ein Organ weniger befriedigt werden konnte, reizte sie es auch minder. Die Keime zum Gefühl alles Großen und Edeln liegen nicht nur allenthalben da, sondern sie sind auch allenthalben ausgebildet, nachdem Lebensart, Klima, Tradition oder Eigenheit des Volks es erlaubte. Mit eben dem Recht, mit dem wir den Neger für einen verfluchten Sohn des Ham und für ein Ebenbild des Unholds halten, kann er seine grausamen Räuber für Albinos und weiße Satane erklären, die nur aus Schwachheit der Natur so entartet seien, wie dem Nordpol nahe manche Thiere in Weiß ausarten. Die Völker, von denen wir glauben, daß die Natur sie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebsten Kinder. Kinder der Morgenröthe blühen sie auf und ab, eine oft gedankenlose Heiterkeit, ein inniges Gefühl ihres Wohlseins ist ihnen Glückseligkeit, Bestimmung und Genuß des Lebens. Je mehr wir verfeinernd unsere Seelenkräfte theilen, desto mehr ersterben die müßigen Kräfte; auf das Gerüst der Kunst gespannt verwelken unsere Fähigkeiten und Glieder an diesem prangenden Kreuz. Schonend ließ die Natur bei den meisten Völkern die Seelenkräfte in einem festen Knäuel beisammen: sie wirken und phantasiren, hoffen und fürchten, lachen und weinen wie Kinder. Allenthalben liegt Glückseligkeit des Lebens nicht in der wühlenden Menge von Empfindungen und Gedanken, sondern in ihrem Verhältniß zum wirklichen innern Genuß unsers Daseins. Zu einer ins Unermeßliche wachsenden Fülle von Gedanken und Empfindungen ist weder unser Haupt noch unser Herz gebildet, weder unsere Hand gemacht, noch unser Leben berechnet.

„Da Glückseligkeit ein innerer Zustand ist, so liegt das Maß und die Bestimmung derselben in der Brust jedes einzelnen Wesens; ein anderes hat so wenig Recht, mich zu seinem Glück zu zwingen, als es Macht hat, mir seine Empfindungsart zu geben. Es ist eine thörichte Anmaßung der modernen Cultur wie der Missionsanstalten des vorigen Jahrhunderts, als gäbe es nur eine Form,

glücklich zu sein. Wie sehr käme der Plan der Schöpfung zu kurz, wenn zu dem, was wir Cultur nennen, jedes Individuum des Menschengeschlechts geschaffen wäre. Der europäische Pöbel hält alle Erfindungen Europas für die seinen, weil er im Zusammenfluß dieser Erfindungen und Traditionen geboren worden. Armseliger, erfandest du etwas von diesen Künsten? denkst du etwas bei allen diesen eingesogenen Traditionen? Der Wilde, der in seinem engern Kreise eigenthümlich denkt und sich in ihm bestimmt und nachdrücklich ausdrückt, der in der Sphäre seines wirklichen Lebens Sinne und Glieder, seinen praktischen Verstand und seine wenigen Werkzeuge mit Gegenwart des Geistes zu gebrauchen weiß, offenbar ist er, Mensch gegen Mensch gerechnet, gebildeter als jene politische oder gelehrte Maschine, die wie ein Kind auf einem sehr hohen Gerüst steht, das aber leider fremde Hände erbauten."

Herder beweist zu viel. Indem er den Indianer gegen das Naserümpfen des gebildeten Berliners in Schutz nimmt, widerfährt ihm, zu erweisen, daß der Wilde glücklicher ist als der Staatshämorrhoidarius: der Wilde ist vor dem Vorwurf, unglücklich zu sein, gerettet, dafür fällt ihm der gebildete Berliner zum Opfer. Den Werth verschiedener Culturschichten abzuwägen, genügt es nicht, beliebige Individuen aus beiden nebeneinander zu halten. Freilich ist Unkas der Mohikaner eine viel noblere Figur als ein verkümmerter Bureaukrat, der hülflos ist, wenn er aus seinem Geschäft geht; aber Newton, Leibniz, Shakspeare, Goethe, Humboldt — so heißen die repräsentativen Figuren der Civilisation, und da werden ein paar Millionen Wilde nicht ausreichen, ihnen die Wage zu halten. Damit sie werden konnten, mußte die Civilisation mit ihren Greueln vorangehen: Richard III. mußte gelebt haben, um von Shakspeare geschildert zu werden; Millionen Individuen gingen zu Grunde, damit die Lebenskraft der Menschheit sich zu so großen Gestalten zusammenraffen konnte. Sollte sich der Gott der Geschichte vor jedem Individuum rechtfertigen, so ist er nicht zu retten. Aber jene großen Gestalten prägen wahrhaft den Geist der Gattung aus; sie sind es, in denen die Erde den Schöpfer preist. Für Herder wie für Kant ist die Rechtfertigung Gottes aus der Geschichte im vollsten Sinne nur Gott selber möglich; nur Gott selbst darf mit vollem Recht sagen: es ist alles gut! Und annäherungsweise, mit halber Ahnung,

darf es derjenige sagen, der sich mit resignirter Anschauung in möglichst weite Perspectiven des Ganzen vertieft.

Kant faßt den Gegensatz anders: er stellt dem blinden Eudämonismus Herder's das ethische Princip entgegen. „In allen Epochen der Menschheit", sagt er in der Recension des zweiten Bandes von Herder's „Ideen", Januar 1786, „sowie auch in derselben Zeit in allen Ständen findet allerdings eine Glückseligkeit statt, die gerade den Begriffen und der Gewohnheit des Geschöpfs und den Umständen, darin es geboren und gewachsen ist, angemessen ist; ja es ist nicht einmal ein Vorzug einer Menschenklasse oder einer Generation vor der andern anzugeben möglich. Wie, wenn aber nicht dieses Schattenbild der Glückseligkeit, welches sich ein jeder selbst macht, sondern die dadurch ins Spiel gesetzte immer fortgehende und wachsende Thätigkeit und Cultur der eigentliche Zweck der Vorsehung wäre? — Wenn die glücklichen Einwohner von Otaheiti niemals von gesitteten Nationen besucht, in ihrer ruhigen Indolenz Tausende von Jahrhunderten hindurch zu bleiben bestimmt wären, würde man wol eine befriedigende Antwort auf die Frage geben können: warum sie denn gar existirten? und ob es nicht ebenso gut gewesen wäre, daß diese Insel mit glücklichen Schafen und Rindern als mit im bloßen Genuß glücklichen Menschen besetzt gewesen wäre?"

Der Gegensatz ist nun so schroff hingestellt, daß eine Ausgleichung unmöglich scheint. Der eine will Glück zum Zweck Gottes machen, der andere Tugend; dabei müssen beide zugeben, daß ihr Zweck sehr unvollkommen erreicht wird. Herder selbst wurde verwirrt und gab im dritten Bande auf die Frage nach dem Warum der Schöpfung eine Antwort, die freilich den Knoten nicht löst, sondern zerhaut. Er weist die Frage als unberechtigt zurück.

„Die Philosophie der Endzwecke hat schon die Naturgeschichte verwirrt, um wie viel mehr die tausendzweckig ineinander greifende Menschengeschichte! — Wir werden uns hüten, den Erscheinungen der Geschichte verborgene Absichten eines uns unbekannten Entwurfs der Dinge anzudichten. — Warum waren die Griechen in der Welt? Weil sie da waren, und unter solchen Umständen nicht anders als so sein konnten. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa sein könnte. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome; überall sucht man rein zu

sehen was da ist, und sobald man dies sah, fällt meist auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders als so sein konnte. Mit diesem Grundsatz hat man den Weg der gesundern Philosophie gefunden. In der Naturwelt gehört alles zusammen, was ineinander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Geschichte nicht minder. Was im Reich der Menschheit nach dem Umfang gegebener National-, Zeit- und Ortsumstände geschehen kann, geschieht wirklich. Die Völker stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band; sie wirken aufeinander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bedingte. Homer sang nicht für uns: nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen; hätte ihn uns ein Umstand der Zeitenfolge geraubt, wie so viel andere vortreffliche Werke: wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Untergangs vor sich sieht? Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir statt griechischer mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ginge deshalb doch mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebt und wirkt. Vergebens hat man gesucht, die Kriegszüge Alexander's, die Greuel des römischen Reichs, das Christenthum u. s. w. aus Gründen eines höhern Weltplans zu rechtfertigen: alle diese Dinge erfolgten nach Gesetzen des strengen Causalnexus, sie kamen, weil sie in der Zeit und an dem Ort kommen mußten. In der Geschichte wie in dem gesammten Naturleben ist alles oder nichts Zufall. Dies ist die einzige philosophische Art, die Geschichte anzuschauen; alle denkenden Geister haben sie auch unwissend geübt."

Es darf nicht immer als bloßer Widerspruch aufgefaßt werden, wenn Herder auch in diesem Bande wiederholt von einen Plan der Natur, von einer Bestimmung des Menschen redet. So eifrig er sich gegen die Philosophie der Zwecke verwahrt, so ist sein Streben doch ebenso wie das Kant's, den Pessimismus zu widerlegen, den Menschen mit dem Erdenleben auszusöhnen; und das kann nur durch den Nachweis geschehen, daß es auf Erden zweckmäßig hergeht. Es gibt auch einen den Dingen immanenten Zweck, bei dem man den Nothbehelf eines außer ihnen liegenden Wollens nicht bedarf. Plan der Natur kommt in diesem Sinne ungefähr auf dasselbe heraus, was sonst Gesetz der Natur sagt. —

Als das Princip, aus welchem der Plan oder das Gesetz der Natur hervorgeht, erkennt Herder nun das Bleibende in dem Wechsel der menschlichen Erscheinungen, die nie sterbende Vernunft des Geschlechts.

„Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es abgetrennt von äußern Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte des Menschen, aber nicht der Menschen möglich. Da nun aber unser Charakter eben darin liegt, daß wir, beinahe ohne Instinct geboren, nur durch eine lebenslange Uebung zur Menschheit gebildet werden: so wird die Geschichte der Menschheit nothwendig ein Ganzes, d. h. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede. Es gibt also eine Erziehung des Menschengeschlechts. — Die Philosophie der Geschichte, welche die Kette der Tradition verfolgt, ist die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußern Weltbegebenheiten erschreckende Misgestalten werden. Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebt. Wenn auch von dem, was große Menschen geschaffen, vieles zertrümmerte und in Vergessenheit sank, so war die Mühe ihres Menschenlebens dennoch nicht vergeblich: was die Vorsehung von ihrem Werk retten wollte, rettete sie in andern Gestalten. Ganz und ewig kann kein Menschendenkmal auf der Erde dauern, da es von den Händen der Zeit für die Zeit errichtet war und augenblicklich der Nachwelt verderblich wird, sobald es ihr neues Bestreben unnöthig macht oder aufhält. Nur unter Stürmen konnte die edle Pflanze erwachsen, nur durch Entgegenstreben gegen falsche Anmaßungen mußte die süße Mühe Siegerin werden; ja oft schien sie unter ihrer reinen Absicht gar zu erliegen. Aber sie erlag nicht: das Samenkorn aus der Asche des Guten ging in der Zukunft desto schöner hervor, und mit Blut befeuchtet stieg es meistens zur unvergänglichen Krone. Das Maschinenwerk der Revolutionen ist unserm Werk so nöthig wie dem Strom seine Wogen, damit er nicht ein stehender Sumpf werde. Immer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität auf und zieht palingenetisch in Völkern und Geschlechtern weiter.

„Der Gang der Geschichte wird dadurch so eigenthümlich verworren, daß die Quelle aller Bildung zugleich die Quelle aller Täuschungen ist. Die Tradition wird nur durch die Sprache ver-

mittelt: keine Sprache aber drückt Sachen aus, sondern nur Namen; auch keine menschliche Vernunft erkennt Sachen, sie hat nur Merkmale von ihnen, die das Innere der Existenz keines einzigen Dinges berühren. Der Gedanke muß ein Wort werden, jede Einrichtung ein sichtbares Zeichen haben, wenn sie fortgepflanzt werden sollen. Irrthümer sind also unserer Natur unvermeidlich, nicht etwa nur aus Fehlern des Beobachters, sondern der Genesis nach, wie wir zu Begriffen kommen und diese durch Sprache fortpflanzen. So ging's bei allen philosophischen Sekten und Religionen. Der Urheber hatte von dem, was er sprach, wenigstens einen klaren, obgleich darum noch nicht wahren Begriff; seine Schüler verstanden ihn auf ihre Weise, d. h. sie belebten mit ihren Ideen seine Worte, und zuletzt tönten nur leere Schälle um das Ohr der Menschen. Ursprünglich waren die Priester die Weisen des Volks, die Träger der ersten Cultur und Wissenschaft, die in der religiösen Tradition enthalten war. Sobald sie aber den Sinn des Symbols verloren, das entweder eine unsichtbare Idee oder eine vergangene Geschichte betraf, wurden sie stumme Diener der Abgötterei; und sie sind's fast allenthalben geworden, nicht aus Betrugsucht, sondern weil es die Sache so mit sich führte. So wenig wir in reiner Luft zu athmen vermögen, so wenig kann sich unserer zusammengesetzten Hülle die reine Wahrheit ganz mittheilen. Indeß in allen Irrgängen der Einbildungskraft wird das Menschengeschlecht zu ihr erzogen; es sieht und sucht auch im dicksten Nebel Strahlen der Wahrheit. In jeder Religion ist etwas vom Schimmer der wahren Gottheit: sie zu gestalten vermag keine."

Dies ist die allgemeine Idee für die Erziehung des Menschengeschlechts; zur weitern Entwickelung derselben findet Herder eine Reihe von allgemeinen Naturgesetzen.

„Zum Beharrungszustand eines Dinges wird jederzeit ein Maximum erfordert, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folgt. Alle Vollkommenheit und Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge beruht auf einem solchen Maximum. Das Aehnliche nämlich und das Verschiedene, das Einfache in den Mitteln und das Vielfältige in den Wirkungen bilden eine Art harmonischer Proportion, die von der Natur allenthalben bei den Gesetzen ihrer Bewegungen und in der Form ihrer Geschöpfe beobachtet ist. Mehrere Regeln schränken hierbei einander ein,

sodaß, was nach der einen größer wird, nach der andern abnimmt, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam schönste Form und mit derselben innern Bestand gewinnt. Wenn ein Wesen aus diesem Beharrungszustande verrückt worden, muß es sich demselben durch innere Kraft entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote wieder nähern, weil außer diesem Zustand es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind, desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Oscillationen, bis das gestörte Dasein das Gleichgewicht seiner Kräfte, den ihm wesentlichen Beharrungszustand erreicht. Jeder einzelne Mensch trägt das Maximum, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll, in sich. Durch Fehler und Verirrungen, Noth und Uebung sucht jeder Sterbliche dies Ebenmaß seiner Kräfte, weil in solchem allein der vollste Genuß seines Daseins liegt. Nur wenige Glückliche aber erreichen es rein. — Da aber der einzelne Mensch für sich nicht bestehen kann, so bildet sich mit jeder Gesellschaft ein höheres Maximum zusammenbildender Kräfte. In wilder Verwirrung laufen diese so lange gegeneinander, bis nach unfehlbaren Gesetzen der Natur die widrigen Regeln einander einschränken und eine Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung wird. Jede Nation trägt das Ebenmaß ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit andern, in sich; jede hat ihr Hauptstreben auf ein eigenes Ziel gerichtet. Je reiner und schöner das Maximum war, auf welches ein Volk traf, desto bestehender war es in sich, desto edler glänzt sein Bild in der Menschengeschichte. — Indeß wirkt in allen diesen Individualitäten ein Princip, nämlich eine Menschenvernunft, die aus der Mannichfaltigkeit von Kräften und Absichten ein Ganzes mit Ebenmaß hervorzubringen sich bestrebt.

„Es zieht sich demnach eine Kette der Cultur in sehr abspringenden Linien durch alle gebildeten Nationen. In jeder derselben bezeichnet sie zu- und abnehmende Größen und hat Maxima allerlei Art. Manche von diesen schließen einander aus, bis zuletzt dennoch ein Ebenmaß im Ganzen stattfindet. — Auch bei einer und derselben Nation darf und kann nicht jedes Maximum ihrer schönen Mühe ewig dauern, denn es ist nur ein Punkt in der Linie der Zeiten. Unablässig rückt diese weiter, und von je mehrern Umständen die schöne Wirkung abhing, desto mehr ist sie

dem Hingang und der Vergänglichkeit unterworfen. Glücklich, wenn ihre Muster dann zur Regel späterer Zeitalter bleiben: denn die nächstfolgenden stehen ihnen gemeiniglich zu nah und sanken vielleicht sogar ebendeshalb, weil sie solche übertreffen wollten.

„Wo in der Menschheit das Ebenmaß zerstört worden, geschah die Rückkehr zu demselben selten anders als durch gewaltsame Schwingungen von einem Aeußersten zum andern. Eine Leidenschaft hob das Gleichgewicht der Vernunft auf, eine andere stürmte ihr entgegen, und so gehen oft Jahrhunderte hin. So nahm Rom der Welt auf mehr als ein Jahrtausend den Frieden, und eine halbe Welt wilder Völker ward zur langsamen Wiederherstellung des Gleichgewichts erfordert. Ueberhaupt zeigt der ganze Gang der Cultur mit seinen abgerissenen Ecken, mit seinen ein- und ausspringenden Winkeln fast nie einen sanften Strom, sondern vielmehr den Sturz eines Waldwassers von Gebirgen. Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken, und dennoch kommen wir mit jedem Schritte weiter: so der Fortschritt der Cultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern. Wir versuchen beide Extreme, bis wir zur ruhigen Mitte gelangen. Wie der Pendel zu beiden Seiten hinausschlägt, so geht durch einen nothwendigen Antagonismus das Werk der Zeiten zum besten des Menschengeschlechts fort und erhält dessen dauernde Gesundheit. — Einzelne Geschlechter gingen unter, das unsterbliche Ganze aber überlebt die Schmerzen der verschwindenden Theile und lernt vom Uebel selbst Gutes.“

Und wer ist dies unsterbliche Ganze? — Ohne Zweifel die Gattung: in ihr realisirt sich die Bestimmung des Menschen. — Herder hat sich nie dazu verstanden, diesen Satz seines Gegners, den er früher so arg angefochten, offen anzuerkennen. Dagegen malt er den Fortschritt des Menschengeschlechts vom Schlechtern zum Bessern durch Ausdehnung der Herrschaft über die Natur und ihre zerstörenden Kräfte, durch Sammlung von Erfahrungen, durch immer weitere Uebung in der Humanität in einer Art, die bei Kant nicht befremden würde. „Dem Menschen ist die Erde gegeben, und er wird nicht nachlassen, bis sie wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach ganz sein sei. Die praktische und theoretische Vernunft schreitet immer vor, und mit ihr entwickelt sich der Charakter der Menschheit. Indem sie Leidenschaften bekämpft, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedrückt

wird, flicht sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft des ganzen Brüdergeschlechts."

Goethe, der jedem Band der „Ideen" mit herzlicher und hingebender Theilnahme folgte, konnte sich doch, voll von Eindrücken des italienischen Lebens (Mai 1787), nicht erwehren, über diesen „schönen Traumwunsch der Menschheit" zu spötteln: „Freilich halte auch ich es für wahrscheinlich, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde." Doch ist er vom Schluß des dritten Bandes begeistert: „Er ist herrlich, wahr und erquicklich und wird erst mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohlthun. Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkende Mensch werden." Er betrachtet das Buch als ein Evangelium, das er nur den Vertrautesten mittheilt. Noch leidenschaftlicher drückt sich Moritz aus, der schon früher ganz durch Herder bestimmt war; und von den verschiedensten Standpunkten aus Schiller, Georg Forster, Johannes Müller. In den philosophischen Schriften des ersten aus jener Periode wie in der Weltgeschichte des letztern begegnet man fast nur Herder'schen Ideen.

Das eigentlich Historische der „Ideen", im Detail viel reifer als die Philosophie von 1774 und voll der wichtigsten Anregungen, die zwei spätere Menschenalter ausgebeutet haben, ist im Princip nicht durchweg ein Fortschritt. Die großen Schwingungen, in welche das Menschengeschlecht durch die Erscheinung der griechisch-römischen Bildung versetzt wurde, sind mehr angedeutet als ausgeführt; Griechen und Römer erscheinen, wie die ältern Culturvölker, im Bilde substantieller Gebundenheit, während sie doch der große Schritt waren, die Gegensätze der Civilisation und Barbarei zur allgemeinen Sache der Menschheit zu machen. Jede starke, folglich auch zerstörende Kraft wird diesmal mit Mistrauen betrachtet: so das römische Reich, bei dessen Darstellung selbst Goethe etwas Körperlichkeit vermißte; so vor allem das Christenthum.

Der vierte Band der „Ideen", der das letztere behandelt,

erschien erst 1791, war aber drei Jahre früher fertig. Am 17. Mai 1788 schreibt Schiller an Körner: „Der letzte Theil der Ideen wird, wie Herder mir sagt, nicht herauskommen; fertig ist er längst. Warum er damit zurückhält, mochte ich ihn nicht fragen, weil es wahrscheinlich seine verdrießlichen Ursachen hat." — Goethe hat ihn im August 1788 gelesen. „Das Christenthum", schreibt er an Herder, „hast Du nach Würden behandelt, ich danke Dir für meinen Theil. Ich habe nun Gelegenheit, es auch von der Kunstseite näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich. Es bleibt wahr: das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch zehn Millionen Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu bestreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, was alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen wesentlich sind, so großen Einfluß hätte."

Daß in einer Zeit, wo in Preußen das bekannte Religionsedict gegeben war, wo Stolberg den Dichter der „Götter Griechenlands" öffentlich der Gotteslästerung zieh, der Generalsuperintendent von Weimar Bedenken trug, ein Werk zu veröffentlichen, das ihm eine solche Art der Zustimmung einbrachte — darüber wird man sich nicht wundern. Die damalige Opposition gegen das Christenthum war nicht, wie moderne Schöngeister sich einbilden, eine licentia poetica, sie war ganz ernst gemeint; aber sie galt im Grunde nur den damaligen Vertretern des Christenthums. Es war der Krieg des Pantheismus gegen den Supranaturalismus, des Cultus der Gottnatur gegen den Cultus des extramundanen Gottes. In Goethe's Urtheilen über das Christenthum findet anscheinend ein häufiges Schwanken statt; in der That aber tritt ihm immer nur eine andere Seite des Christenthums vor Augen: sobald es ihm die supranaturale Seite zukehrt, ist er in seinem Urtheil unerschütterlich. Dasselbe gilt von Herder.

In den Jahren 1785—88 hatte sich der Kampf verbittert, die Gegensätze hatten sich schroffer gesondert und Beziehung zum Praktischen gesucht. Im Kreise der Glaubensphilosophen hatte man die eigene Erfahrung aufgegeben und sich hinter den Katechismus

gesteckt; sie riefen das Christenthum zu Hülfe, um ihren extramundanen Gott zu retten, den man weder erkennen noch empfinden könne; um diesen extramundanen Gott zu vertreiben und die Einheit des Lebens in Natur und Geist zu retten, griffen Herder, Goethe und Schiller das Christenthum an. Hinreichende Waffen bot Spittler's „Grundriß der Kirchengeschichte“ (1782) mit seiner anscheinend kühl-unparteiischen Darstellung, die aber die Gegensätze scharf pointirte, und Gibbon's „Untergang des römischen Reichs“, welches Werk 1788 fertig wurde. In England hatte es starken Anstoß erregt; Herder nimmt es ausdrücklich in Schutz und versichert, daß Gibbon über das Christenthum sehr milde urtheile.

Man kann auf Herder anwenden, was er in den „Ideen“ von dem Fortschritt der Cultur im allgemeinen sagt: der Fortschritt geht nicht in gerader Linie vor sich, sondern in Pendelschwingungen von einem Extrem ins andere. 1774 hatte er den Segen des Christenthums über Gebühr erhoben und mit ihm das gesammte Mittelalter; 1788 fehlt er nach dem entgegengesetzten Extrem. Seine Darstellung ist härter als die der meisten Aufklärer, und er führt die Waffe mit größerer Meisterschaft. Daß er die Schrift drei Jahre im Pult liegen ließ und dann doch veröffentlichte, erschwert die Sache. Zwar schlagen seine spätern christlichen Schriften (1794—98) einen andern Ton an, sie ergänzen das unvollständige historische Gemälde, das fast nur in Schatten besteht, durch die nöthigen Lichter; aber läßt man sich durch die Form nicht täuschen, so merkt man heraus, daß Herder über die dunkeln Seiten des Christenthums nicht wesentlich anders dachte als zur Zeit der „Ideen“.

Vor den stärkern Kämpfen trat der Gegensatz gegen Kant vorläufig in den Hintergrund; er mußte wieder ins Auge fallen, als die gesammte Weimar-Jenaische Poetenschule sich die Kant'schen Kategorien aneignete. Man merkte allmählich, daß der Gegensatz mehr in den Stimmungen lag als in den Sachen. Kant war es hauptsächlich um den Fortschritt nach einem festen Ziel und die in demselben sich offenbarende Kraft zu thun, ohne daß er das Recht der einzelnen Phasen dieses Fortschritts, der Volks- und Zeitindividualitäten verkennt. Herder läßt ebenfalls den Fortschritt gelten und erkennt im Untergang des Individuellen die Nothwendigkeit; aber er empfindet ihn mit Wehmuth, und seine Freude an der Geschichte gilt der Fülle individueller, wenn auch

abgeschiedener Gebilde, die wie in einer großen Kunstkammer gleich werthvoll vor dem Auge Gottes oder des resignirten Beschauers in reizenden Contrasten sich zu einem schönen Gesammtbilde ergänzen, wodurch freilich in den Fortgang ein gewisses Fluctuiren kommt. Jeder von beiden faßt nur die bestimmte Seite eines concreten Begriffs auf, oder, wenn man will, nur die eine liegt ihm am Herzen, und insofern entgeht ihm die andere, wenn ihn auch hin und wieder die Ehrlichkeit seines Denkens darauf zurückführt. Wenn Herder nicht zugeben wollte, daß seine ganze Deduction auf das Princip Kant's zurückführe, so verkannte Kant ebenso die Bereicherung, die sein eigenes Princip durch Herder gewann. Wenn bei ihm das Ideal ein feststehendes zu sein schien, so zeigt Herder, daß die Ideale (Maxima) mit dem Menschen wachsen, und er läßt nur das letzte entscheidende Wort unausgesprochen: darum können wir das Ideal nie erreichen, weil es mit jedem Schritt, den wir vorwärts thun, durch unsere eigene Kraft sich höher über uns erhebt.

Die Principien der beiden Denker berühren sich in ihren Folgerungen so nahe, daß man unausgesetzt den Drang fühlt, den einen durch den andern zu ergänzen. Der Versuch ist in der That von 1796—1825 beständig wiederholt worden, bis er in Hegel's „Philosophie der Geschichte“ seinen Abschluß erreichte: sie ist nichts anderes als die Ineinanderbildung der Ideen Kant's und Herder's, wobei jene den Zettel, diese den Einschlag bilden, aus jenen die Zeichnung, aus diesen die Farbe genommen wird. Bei Hegel ist freilich ein viel größeres Bildungsmaterial aufgespeichert; aber sein Werk wird von einem fast beleidigenden Geist der Sattheit durchweht, während man in den „Ideen“ die Freude der Neugier und des Suchens, der Irrwege und des Orientirens theilt.

Herder hatte die Buchstabenreligion verworfen; es ist nöthig, zum Verständniß seiner Weltanschauung das Bild ins Auge zu fassen, das er in seinen „Gesprächen über Gott“ (1787), im Gegensatz sowol gegen Kant als gegen Jacobi, von dem Urquell alles Seins entwirft.

„Raum und Zeit sind nur Maßstäbe eines eingeschränkten Verstandes, der Dinge nach und nebeneinander sich bekannt machen muß; vor Gott ist weder Zeit noch Raum. In der Ewigkeit Gottes gibt's keine Augenblicke, und der wesentlich Wirksame ruhte

nie. Wir endliche Wesen, mit Raum und Zeit umfangen, die wir uns alles nur unter ihrem Maß denken, wir können von der höchsten Ursache nur sagen: sie ist, sie wirkt; aber mit diesem Wort sagen wir alles. Es besteht alles in ihm, die Welt ist eine Darstellung der Wirklichkeit seiner ewig thätigen Kräfte. Jedes der göttlichen Gesetze ist das Wesen der Dinge selbst, ihnen nicht willkürlich angehängt, sondern eins mit ihnen. Kein edleres Geschäft kennt unser Geist, als in den uns gegebenen Symbolen der Wirklichkeit, der Ordnung zu folgen, die im Verstand des Ewigen war, ist und sein wird. Das thut der Naturforscher, der von den sogenannten Absichten des Teleologen absieht; allen Trugschlüssen entgeht er, indem er uns zwar nicht particulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Raths verkündigt, aber dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht. Er sucht und findet, indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. h. in jedem Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, auf welcher seine Existenz mit einer zwar bedingten, aber in ihrer Art ebenso wesentlichen Nothwendigkeit gegründet ist, als auf welcher unbedingt und ewig das Dasein Gottes ruht. — Das wesentliche Gesetz Gottes wohnt in uns, unsere obwol beschränkte Macht nach reinen Ideen zu ordnen. Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Abdruck derselben sei. — Ist ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte. Denn auch der Mensch ist ein Theil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als diejenigen, nach welchen sich alle Himmelskörper bewegen. Das Bewußtsein, unter hohen und schönen Gesetzen zu stehen, muß den Egoismus brechen und den Menschen mit seinem Schicksal versöhnen. Denn einem verständigen Wesen ist es unmöglich, wider das Unendliche zu rasen."

„Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, den man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten: gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzenden Lauben des Gesprächs mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten." Das steht schon im dritten Band der „Ideen"; daran schließt sich eine Abhandlung „Ueber die wahre Unsterblichkeit", die im wesentlichen

nur das wieder aufnimmt, was Herder in seiner ersten Jugendschrift vorbereitet hatte. So kehrt er mit der höchsten seiner Ueberzeugungen in den ursprünglichen Gedankenkreis zurück.

„Unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, im unverrückten Gange zu seinem Ziel wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen und durch die fortgesetzte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind alle Göttergestalten hervorgegangen, hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit; außer ihr ist Schatten und Orkus. Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbt.... Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten, und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd auf die Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiel, Lebensweise und Beziehung verknüpft, sodaß wir in diesem bindenden Medium auf die Nachkommenschaft wirken müssen. Dies ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos was, sondern wie sie es dachten hat sich uns mitgetheilt. Wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Scheint gleich manches im dunkeln Grunde unsers Gedankenmeers todt und begraben zu liegen: zu rechter Zeit steigt's doch hervor und organisirt sich zu und mit andern Gedanken. Denn in der menschlichen Seele ist nichts todt: alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhang ist, so belebt, so erweckt eine die andere. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, sodaß wir solche unvermerkt annehmen und auf Andere fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft, eine Palingenesie und Metem-

Soll kein vergangner Traum von Misgeschick
Und kleinem, krüpplichtem Verdienst entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab
Und ich von ihr erwarb, m e i n a r m e s Ich.

Inhalt des ersten Bandes.

gesteckt; sie riefen das Christenthum zu Hülfe, um ihren extramundanen Gott zu retten, den man weder erkennen noch empfinden könne; um diesen extramundanen Gott zu vertreiben und die Einheit des Lebens in Natur und Geist zu retten, griffen Herder, Goethe und Schiller das Christenthum an. Hinreichende Waffen bot Spittler's „Grundriß der Kirchengeschichte" (1782) mit seiner anscheinend kühl-unparteiischen Darstellung, die aber die Gegensätze scharf pointirte, und Gibbon's „Untergang des römischen Reichs", welches Werk 1788 fertig wurde. In England hatte es starken Anstoß erregt; Herder nimmt es ausdrücklich in Schutz und versichert, daß Gibbon über das Christenthum sehr milde urtheile.

Man kann auf Herder anwenden, was er in den „Ideen" von dem Fortschritt der Cultur im allgemeinen sagt: der Fortschritt geht nicht in gerader Linie vor sich, sondern in Pendelschwingungen von einem Extrem ins andere. 1774 hatte er den Segen des Christenthums über Gebühr erhoben und mit ihm das gesammte Mittelalter; 1788 fehlt er nach dem entgegengesetzten Extrem. Seine Darstellung ist härter als die der meisten Aufklärer, und er führt die Waffe mit größerer Meisterschaft. Daß er die Schrift drei Jahre im Pult liegen ließ und dann doch veröffentlichte, erschwert die Sache. Zwar schlagen seine spätern christlichen Schriften (1794—98) einen andern Ton an, sie ergänzen das unvollständige historische Gemälde, das fast nur in Schatten besteht, durch die nöthigen Lichter; aber läßt man sich durch die Form nicht täuschen, so merkt man heraus, daß Herder über die dunkeln Seiten des Christenthums nicht wesentlich anders dachte als zur Zeit der „Ideen".

Vor den stärkern Kämpfen trat der Gegensatz gegen Kant vorläufig in den Hintergrund; er mußte wieder ins Auge fallen, als die gesammte Weimar-Jenaische Poetenschule sich die Kant'schen Kategorien aneignete. Man merkte allmählich, daß der Gegensatz mehr in den Stimmungen lag als in den Sachen. Kant war es hauptsächlich um den Fortschritt nach einem festen Ziel und die in demselben sich offenbarende Kraft zu thun, ohne daß er das Recht der einzelnen Phasen dieses Fortschritts, der Volks- und Zeitindividualitäten verkennt. Herder läßt ebenfalls den Fortschritt gelten und erkennt im Untergang des Individuellen die Nothwendigkeit; aber er empfindet ihn mit Wehmuth, und seine Freude an der Geschichte gilt der Fülle individueller, wenn auch

abgeschiedener Gebilde, die wie in einer großen Kunstkammer gleich werthvoll vor dem Auge Gottes oder des resignirten Beschauers in reizenden Contrasten sich zu einem schönen Gesammtbilde ergänzen, wodurch freilich in den Fortgang ein gewisses Fluctuiren kommt. Jeder von beiden faßt nur die bestimmte Seite eines concreten Begriffs auf, oder, wenn man will, nur die eine liegt ihm am Herzen, und insofern entgeht ihm die andere, wenn ihn auch hin und wieder die Ehrlichkeit seines Denkens darauf zurückführt. Wenn Herder nicht zugeben wollte, daß seine ganze Deduction auf das Princip Kant's zurückführe, so verkannte Kant ebenso die Bereicherung, die sein eigenes Princip durch Herder gewann. Wenn bei ihm das Ideal ein feststehendes zu sein schien, so zeigt Herder, daß die Ideale (Maxima) mit dem Menschen wachsen, und er läßt nur das letzte entscheidende Wort unausgesprochen: darum können wir das Ideal nie erreichen, weil es mit jedem Schritt, den wir vorwärts thun, durch unsere eigene Kraft sich höher über uns erhebt.

Die Principien der beiden Denker berühren sich in ihren Folgerungen so nahe, daß man unausgesetzt den Drang fühlt, den einen durch den andern zu ergänzen. Der Versuch ist in der That von 1796—1825 beständig wiederholt worden, bis er in Hegel's „Philosophie der Geschichte“ seinen Abschluß erreichte: sie ist nichts anderes als die Ineinanderbildung der Ideen Kant's und Herder's, wobei jene den Zettel, diese den Einschlag bilden, aus jenen die Zeichnung, aus diesen die Farbe genommen wird. Bei Hegel ist freilich ein viel größeres Bildungsmaterial aufgespeichert; aber sein Werk wird von einem fast beleidigenden Geist der Sattheit durchweht, während man in den „Ideen“ die Freude der Neugier und des Suchens, der Irrwege und des Orientirens theilt.

Herder hatte die Buchstabenreligion verworfen; es ist nöthig, zum Verständniß seiner Weltanschauung das Bild ins Auge zu fassen, das er in seinen „Gesprächen über Gott“ (1787), im Gegensatz sowol gegen Kant als gegen Jacobi, von dem Urquell alles Seins entwirft.

„Raum und Zeit sind nur Maßstäbe eines eingeschränkten Verstandes, der Dinge nach und nebeneinander sich bekannt machen muß; vor Gott ist weder Zeit noch Raum. In der Ewigkeit Gottes gibt's keine Augenblicke, und der wesentlich Wirksame ruhte

nie. Wir endliche Wesen, mit Raum und Zeit umfangen, die wir uns alles nur unter ihrem Maß denken, wir können von der höchsten Ursache nur sagen: sie ist, sie wirkt; aber mit diesem Wort sagen wir alles. Es besteht alles in ihm, die Welt ist eine Darstellung der Wirklichkeit seiner ewig thätigen Kräfte. Jedes der göttlichen Gesetze ist das Wesen der Dinge selbst, ihnen nicht willkürlich angehängt, sondern eins mit ihnen. Kein edleres Geschäft kennt unser Geist, als in den uns gegebenen Symbolen der Wirklichkeit, der Ordnung zu folgen, die im Verstand des Ewigen war, ist und sein wird. Das thut der Naturforscher, der von den sogenannten Absichten des Teleologen absieht; allen Trugschlüssen entgeht er, indem er uns zwar nicht particulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Raths verkündigt, aber dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht. Er sucht und findet, indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. h. in jedem Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, auf welcher seine Existenz mit einer zwar bedingten, aber in ihrer Art ebenso wesentlichen Nothwendigkeit gegründet ist, als auf welcher unbedingt und ewig das Dasein Gottes ruht. — Das wesentliche Gesetz Gottes wohnt in uns, unsere obwol beschränkte Macht nach reinen Ideen zu ordnen. Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Abdruck derselben sei. — Ist ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte. Denn auch der Mensch ist ein Theil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als diejenigen, nach welchen sich alle Himmelskörper bewegen. Das Bewußtsein, unter hohen und schönen Gesetzen zu stehen, muß den Egoismus brechen und den Menschen mit seinem Schicksal versöhnen. Denn einem verständigen Wesen ist es unmöglich, wider das Unendliche zu rasen."

„Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, den man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten: gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzenden Lauben des Gesprächs mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten." Das steht schon im dritten Band der „Ideen"; daran schließt sich eine Abhandlung „Ueber die wahre Unsterblichkeit", die im wesentlichen

nur das wieder aufnimmt, was Herder in seiner ersten Jugendschrift vorbereitet hatte. So kehrt er mit der höchsten seiner Ueberzeugungen in den ursprünglichen Gedankenkreis zurück.

„Unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, im unverrückten Gange zu seinem Ziel wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen und durch die fortgesetzte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind alle Göttergestalten hervorgegangen, hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit; außer ihr ist Schatten und Orkus. Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbt.... Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten, und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd auf die Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiel, Lebensweise und Beziehung verknüpft, sodaß wir in diesem bindenden Medium auf die Nachkommenschaft wirken müssen. Dies ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos was, sondern wie sie es dachten hat sich uns mitgetheilt. Wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Scheint gleich manches im dunkeln Grunde unsers Gedankenmeers todt und begraben zu liegen: zu rechter Zeit steigt's doch hervor und organisirt sich zu und mit andern Gedanken. Denn in der menschlichen Seele ist nichts todt: alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhang ist, so belebt, so erweckt eine die andere. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, sodaß wir solche unvermerkt annehmen und auf Andere fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft, eine Palingenesie und Metem-

psychose ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu sein, und sind's nie; wir sind mit uns selbst nicht allein, die Geister abgelebter Schatten, alter Dämonen oder unserer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin ihre Gesichter zu sehen, ihre Stimmen zu hören, selbst die Krämpfe ihrer Misgestalten gehen in uns über.

„Je reiner und edler etwas in unserer Natur ist, desto mehr geht es aus sich heraus, entsagt seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Dahin gehören helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reinen menschlichen Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis sie unvermerkt das Saitenspiel unsers Innern werden. Zum Uebergang dieses Beitrags in den gesammten ewigen Schatz der Weisheit gehört nothwendig eine Ablegung unsers Ich. Der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimt, ist ein reiner Saft. Alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinkt. Leicht wird diese Selbstverleugnung, und gern legt man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen und in das Gebiet des Beharrlichen gesetzt ward."

Denselben Geist athmet ein späteres Gedicht über das Wahngebilde des Ich, in welchem Herder gewissermaßen das letzte Wort über seine Lebensphilosophie sagt:

— Nein, du gehörst nicht dir,
Dem großen, guten All gehörest du.
Du hast von ihm empfangen und empfängst;
Du mußt ihm geben nicht das Deine nur,
Dich selbst, dich selbst!

— — Du liegst,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust
Und hangst an ihrem Herzen. Abgetrennt

Von allem Lebenden, was dich umgab
Und noch umgibt, dich nähret und erquickt,
Was wärest du? — Kein Ich. — Ein jeder Tropf'
In deinem Lebenssaft, in deinem Geist
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That
(Ein Triebwerk, das du übend selbst nicht kennst),
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angesichtes ist ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch.
So, immer wechselnd, stets verändert, schleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt. — —

Was ist von deinen zehentausenden
Gedanken dein? Das Reich der Genien,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in dich
Und bildete dein Eigenstes. Was ist
Von deinen zehen-zehentausenden
Empfindungen das Deine? Lieb' und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben dir
Es angeformt und angegossen, daß
In deinem Leim du neu es formen sollst
Für's große, gute All. — —
Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei.
— — — — — — —
Verschlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, sei unser Geist ein Ton
Im Chorgesang der Schöpfung, unser Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur. —

Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis? —
Verblühet sind sie, und ich trinke froh
Die Schale Lethe's. Mein Elysium

Soll kein vergangner Traum von Misgeschick
Und kleinem, krüpplichtem Verdienst entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

Inhalt des ersten Bandes.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Erster Theil.

1784.

Quid non miraculo est, cum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur? Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac non totam complectatur animo.

Plinius.

Vorrede.

Als ich vor zehn Jahren die kleine Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" herausgab, sollte das Auch dieses Titels wol nichts weniger als ein anch' io son pittore sagen; es sollte vielmehr, wie auch der Zusatz „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts" und das untergesetzte Motto zeigte, eine Note der Bescheidenheit sein, daß der Verfasser diese Schrift für nichts minder als für eine vollständige Philosophie der Geschichte unsers Geschlechts gebe, sondern daß er neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Fußsteg wiese, den man zur Seite liegen ließ, und der doch auch vielleicht eines Ideenganges werth wäre. Die hier und da im Buche citirten Schriften zeigen genugsam, welches die betretenen und ausgetretenen Wege waren, von denen der Verfasser ablenken wollte: und so sollte sein Versuch nichts als ein fliegendes Blatt, ein Beitrag zu Beiträgen sein, welches auch seine Gestalt weist.

Die Schrift war bald vergriffen, und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vors Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andere Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidene „Auch" war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten: Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter unsers Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die Geschichte der Cultur, geschweige die Philosophie der ganzen Menschengeschichte mit sicherm Fuße ausmessen könnte. Welches Volk der Erde ist's, das nicht einige Cultur habe? Und wie sehr käme der Plan der Vorsehung zu kurz, wenn zu dem, was wir Cultur nennen und oft nur verfeinerte Schwachheit nennen sollten, jedes Individuum des Menschengeschlechts geschaffen wäre? Nichts ist unbestimmter als dieses Wort, und nichts

ist trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten. Wie wenige sind in einem cultivirten Volk cultivirt! Und worein ist dieser Vorzug zu setzen? Und wiefern trägt er zu ihrer Glückseligkeit bei? zur Glückseligkeit einzelner Menschen nämlich; denn daß das Abstractum ganzer Staaten glücklich sein könne, wenn alle einzelnen Glieder in ihm leiden, ist Widerspruch oder vielmehr nur ein Scheinwort, das sich auf den ersten Blick als ein solches bloßgibt.

Also mußte viel tiefer angefangen und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels werth sein sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? Und wiefern findet sie auf unserer Erde statt? Wiefern findet sie, bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen und am meisten der Menschen, allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Gibt es einen Maßstab dieser verschiedenen Zustände? Und hat die Vorsehung aufs Wohlsein ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf ihren letzten und Hauptendzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allgemeines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war, und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener Schatz. Ich freute mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr emporkam, und nutzte jede Beihülfe, die mir das Glück verschaffte.

Ein Autor, der sein Buch darstellt, gibt, wenn dies Gedanken enthält, die er, wonicht erfand — denn wie weniges läßt sich in unserer Zeit eigentliches Neues erfinden —, so doch wenigstens fand und sich eigen machte, ja in denen er jahrelang wie im Eigenthum seines Geistes und Herzens lebte — ein Autor dieser Art, sage ich, gibt mit seinem Buche, es möge dies schlecht oder gut sein, gewissermaßen einen Theil seiner Seele dem Publikum preis. Er offenbart nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch — denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen? — er rechnet auf einige, vielleicht wenige gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen

bespricht er sich unsichtbar und theilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre bessern Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen ist die einzige und größte Wohlthat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen ebenso viel Schaden als Nutzen gebracht hätte. Der Verfasser dachte sich in den Kreis derer, die wirklich ein Interesse daran finden, worüber er schrieb, und bei denen er also ihre theilnehmenden, ihre bessern Gedanken hervorlocken wollte. Dies ist der schönste Werth der Schriftstellerei; und ein gutgesinnter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buchs kam, welche Freude es ihm verschaffte, einen andern von ihm entfernten und doch in seiner Thätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eigenen oder einer bessern Spur zu finden, wie uns oft Ein solcher Gedanke jahrelang beschäftigt und weiter führt: der wird einen Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein Inneres mittheilt, nicht als einen Lohndiener, sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvollendeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrenere Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe.

Bei einem Thema wie das meinige: Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte, ist, wie ich glaube, eine solche Humanität des Lesers eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb, war Mensch, und du bist Mensch, der du liest. Er konnte irren und hat vielleicht geirrt; du hast Kenntnisse, die jener nicht hat und haben konnte: gebrauche also, was du kannst, und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern bessere und baue weiter. Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden; glücklich, wenn alsdann diese Steine mit Erde bedeckt und wie der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platze nur das schönere Gebäude selbst dasteht.

Doch ich habe mich unvermerkt zu weit von dem entfernt, worauf ich anfangs ausging; es sollte nämlich die Geschichte sein, wie ich zur Bearbeitung dieser Materie gekommen und unter ganz andern Beschäftigungen und Pflichten auf sie zurückgekommen bin. Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in all dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein: ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im

ganzen und großen, eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der danach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, sodaß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrscht, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß, wenn wir dem Alleinweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsers Geschlechts im ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigern Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im ganzen, als eine Heerde ohne Hirten? Oder, wie jener klagende Weise sagt: „lässest du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herrn hat"? Oder hatten sie nicht nöthig den Plan zu wissen? Ich glaube es wohl; denn welcher Mensch übersieht nur den kleinen Entwurf seines eigenen Lebens? Und doch sieht er, so weit er sehen soll, und weiß genug, um seine Schritte zu leiten. Indessen, wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Misbräuche? Wie viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, daß irgendein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln. Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameisenhaufen zu betrachten, wo der Fuß eines Stärkern, der unförmlicherweise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende in ihren klein-großen Unternehmungen zernichtet, ja, wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer andern fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe. Der stolze Mensch wehrt sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der alles zerstörenden Verwesung zu betrachten; und dennoch, dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Was ist denn Ganzes auf der Erde vollführt? Was ist auf ihr Ganzes? Sind also die Zeiten nicht geordnet, wie die Räume geordnet sind? Und beide sind ja die Zwillinge Eines Schicksals. Jene sind voll Weisheit, diese voll scheinbarer Unordnung; und doch ist offenbar der

Mensch dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll: denn dazu hat er Erinnerung und Gedächtniß. Und macht nun nicht eben dies Bauen der Zeiten aufeinander das Ganze unsers Geschlechts zum unförmlichen Riesengebäude, wo einer abträgt, was der andere anlegte, wo stehen bleibt, was nie hätte gebaut werden sollen, und in Jahrhunderten endlich alles Ein Schutt wird, unter dem, je brüchiger er ist, die zaghaften Menschen desto zuversichtlicher wohnen? — — Ich will die Reihe solcher Zweifel nicht fortsetzen und die Widersprüche des Menschen mit sich selbst, untereinander und gegen die ganze andere Schöpfung nicht verfolgen. Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte.

Ob ich sie gefunden habe? Darüber mag dieses Werk, aber noch nicht sein erster Theil entscheiden. Dieser enthält nur die Grundlage, theils im allgemeinen Ueberblick unserer Wohnstätte, theils im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Niemanden, hoffe ich, wird dieser Gang zu fern hergeholt und zu lang dünken; denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn gibt, so kann man ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend genug gehen. Wer blos metaphysische Speculationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziele führt. Der Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat — sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe und buchstabiren werde. Wäre ich so glücklich, nur Einem meiner Leser etwas von dem süßen Eindruck mitzutheilen, den ich über die ewige Weisheit und Güte des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem ich keinen Namen weiß, so wäre dieser Eindruck von Zuversicht das sichere Band, mit welchem wir uns im Verfolg des Werkes auch in die Labyrinthe der Menschengeschichte wagen könnten. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus rauben und Schritt vor Schritt nur dem Lichte treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlt. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein, wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den

Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbstständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken. Indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit genug verschaffen konnte, wenigstens nicht misbrauchen. Wem der Name Natur durch manche Schriften unsers Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Ein Gleiches ist's, wenn ich von den organischen Kräften der Schöpfung rede. Ich glaube nicht, daß man sie für qualitates occultas ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen vor uns sehen und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über manche andere Materien, die ich nur winkend anzeigen mußte, künftig eine weitere Erörterung vor.

Und freue mich dagegen, daß meine Schülerarbeit in Zeiten trifft, da in so manchen einzelnen Wissenschaften und Kenntnissen, aus denen ich schöpfen mußte, Meisterhände arbeiten und sammeln. Von diesen bin ich gewiß, daß sie den exoterischen Versuch eines Fremdlings in ihren Künsten nicht verachten, sondern verbessern werden; denn ich habe es immer bemerkt, daß, je reeller und gründlicher eine Wissenschaft ist, desto weniger herrscht eitler Zank unter denen, die sie anbauen und lieben. Sie überlassen das Wortgezänk den Wortgelehrten. In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man anjetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unsers Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde.

Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher Genius unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb, und in dem er dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehen und seine Charaktere zerstieben; auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber deine Gedanken werden bleiben, und du wirst sie deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben.

Weimar, den 23. April 1784.

Herder.

Erstes Buch.

I.

Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen.

Vom Himmel muß unsere Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt, so muß man sie zuvörderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir uns unser Planetensystem nicht denken, so wenig ein Cirkel ohne Mittelpunkt stattfindet; mit ihr und den wohlthätigen Anziehungskräften, womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen, schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Achse und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältniß sind, munter und unablässig umherdrehen, ja, nach eben diesen Gesetzen, sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen festgehalten werden. Nichts gibt einen so erhabenen Blick als diese Einbildung des großen Weltgebäudes; und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weitern Flug gewagt und zum Theil glücklich vollendet, als da er in Kopernicus, Kepler, Newton, Huygens und Kant*) die einfachen, ewigen und

---

*) Kant, „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (Königsberg und Leipzig 1755); eine Schrift, die unbekannter geblieben ist als ihr Inhalt verdiente. Lambert, in seinen „Kosmologischen Briefen", hat, ohne sie zu kennen, einige mit ihr ähnliche Gedanken geäußert, und Bode, in seiner „Kenntniß des Himmels", hat einige Muthmaßungen mit rühmlicher Erwähnung gebraucht.

vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und feststellte.

Mich dünkt, es ist Hemsterhuis, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unserer Begriffe die Wirkung nicht thue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit festgestellt worden wäre, auf den gesammten menschlichen Verstand würde gethan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere solche Sonnensysteme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowol als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert und nirgends Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt, ist wol kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgenugsamen Natur ist das Staubkorn so werth als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raums und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andern Punkte der Bildung, keine andern Weltatome wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Palast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe, so schließe ich, so ungetheilt als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinen Erdkörper wirkt. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken: so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft sein zu fragen, was ich auf dieser Stelle sein soll und vermuthlich nur auf ihr sein kann. Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus, so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott-nachahmenden Vernunft sein, diesem Plane nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels

suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schos aufnimmt. Ihre Schwestern, andere Erden, mögen sich anderer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinne aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet. Demgemäß wirken auch meine Seelenkräfte. Der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so fest bestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll; daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führt. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Dasein ruht, je mehr ich bemerke, daß in ihnen alles aus Einem folgt und Eins zu allem dient: desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält. Ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wiederkommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig, wie der Verstand Gottes; und die Stützen meines Daseins (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Dasein ist sich gleich, ein untheilbarer Begriff, im Größesten sowol als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich sein werde, werde ich sein der ich jetzt bin: eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehbaren Harmonie einer Welt Gottes.

II.

Unsere Erde ist einer der mittlern Planeten.

Die Erde hat zwei Planeten, den Mercur und die Venus, unter sich; den Mars (und wenn vielleicht über ihm noch einer

versteckt ist), den Jupiter, Saturn, Uranus über sich — und was für andere noch da sein mögen, bis sich der regelmäßige Wirkungskreis der Sonne verliert und die excentrische Bahn des letzten Planeten in die wilde Ellipse der Kometenbahnen hinüberspringt. Sie ist also ein Mittelgeschöpf, sowie der Stelle nach so auch an Größe, an Verhältniß und Dauer ihres Umschwungs um sich und ihres Umlaufs um die Sonne; jedes Aeußerste, das Größte und Kleinste, das Schnellste und Langsamste, ist zu beiden Seiten von ihr entfernt. Sowie nun unsere Erde zur astronomischen Uebersicht des Ganzen vor andern Planeten eine bequeme Stelle hat *), so wäre es schön, wenn wir nur einige Glieder dieses erhabenen Sternenverhältnisses näher kennten. Eine Reise in den Jupiter, die Venus, oder auch nur in unsern Mond würde uns über die Bildung unserer Erde, die doch mit ihnen nach einerlei Gesetzen entstanden ist, über das Verhältniß unserer Erdegeschlechter zu den Organisationen anderer Weltkörper von einer höhern oder von einer tiefern Art, vielleicht gar über unsere zukünftige Bestimmung so manchen Aufschluß geben, daß wir nun kühner aus der Beschaffenheit von zwei oder drei Gliedern auf den Fortgang der ganzen Kette schließen könnten. Die einschränkende, festbestimmende Natur hat uns diese Aussicht versagt. Wir sehen den Mond an, betrachten seine ungeheuern Klüfte und Berge; den Jupiter, und bemerken seine wilden Revolutionen und Streifen; wir sehen den Ring des Saturns, das röthliche Licht des Mars, das sanftere Licht der Venus und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen. In den Entfernungen der Planeten herrscht Proportion; auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert und damit ihren Schwung, ihren Umlauf in Verbindung zu bringen gesucht — alles aber nur mathematisch, nicht physisch, weil uns außer unserer Erde ein zweites Glied der Vergleichung fehlt. Das Verhältniß ihrer Größe, ihres Schwunges, ihres Umlaufs z. B. zu ihrem Sonnenwinkel hat noch keine Formel gefunden, die auch hier alles aus einem und demselben kosmogonischen Gesetz erkläre. Noch weniger ist uns bekannt, wie weit ein jeder Planet in seiner Bildung fortgerückt sei, und am wenigsten wissen wir von der Organisation und dem Schicksal seiner Bewohner. Was Kircher und Swedenborg davon geträumt, was Fontenelle darüber gescherzt, was Huygens, Lambert und Kant davon jeder auf seine Weise gemuthmaßt haben, sind Erweise, daß wir davon nichts wissen können, nichts wissen sollen. Wir mögen mit unserer Schätzung herauf- oder herabsteigen, wir mögen die

*) Kästner, Lob der Sternkunst (Hamb. Magazin, I, 206 fg.)

vollkommenern Geschöpfe der Sonne nah oder ihr fern setzen: so bleibt alles ein Traum, der durch den Mangel der Fortschreitung in der Verschiedenheit der Planeten beinahe Schritt vor Schritt gestört wird und uns zuletzt nur das Resultat gibt, daß überall wie hier Einheit und Mannichfaltigkeit herrsche, daß aber unser Maß des Verstandes sowie unser Winkel des Anblicks uns zur Schätzung des Fort- oder Zurückganges durchaus keinen Maßstab gebe. Wir sind nicht im Mittelpunkt, sondern im Gedränge; wir schiffen, wie andere Erden, im Strom umher und haben kein Maß der Vergleichung.

Dürfen und sollen wir indeß aus unserm Standpunkt zur Sonne, dem Quell alles Lichts und Lebens in unserer Schöpfung, vor- und rückwärts schließen, so ist unserer Erde das zweideutige goldene Los der Mittelmäßigkeit zutheil worden, die wir wenigstens zu unserm Trost als eine glückliche Mitte träumen mögen. Wenn Mercur den Schwung um seine Achse, mithin seine Tag- und Nachtrevolution vielleicht in 6 Stunden, sein Jahr in 88 Tagen vollbringt und sechsmal stärker von der Sonne erleuchtet wird als wir; wenn Jupiter dagegen seine weite Bahn um die Sonne in 11 Jahren uud 313 Tagen vollendet und dennoch seine Tag- und Nachtzeit in weniger als 10 Stunden zurücklegt; wenn der alte Saturn, dem das Licht der Sonne hundertmal schwächer scheint, kaum in 30 Jahren um die Sonne kommt und abermals sich vielleicht in 7 Stunden um seine Achse dreht: so sind wir mittlern Planeten, Erde, Mars und Venus, von mittlerer Natur. Unser Tag ist wenig voneinander, von den Tagen der andern aber so sehr verschieden als umgekehrt unsere Jahre. Auch der Tag der Venus ist beinahe 24 Stunden, des Mars nicht 25 lang. Das Jahr der ersten ist von 224, des letzten von 1 Jahr und 322 Tagen, ob er gleich $3^1/_2$ mal kleiner als die Erde und um mehr als die Hälfte von der Sonne entfernt ist. Weiterhin gehen die Verhältnisse der Größe, des Umschwungs, der Entfernung kühn auseinander. Auf einen der drei Mittelplaneten hat uns also die Natur gesetzt, auf denen auch ein mittleres Verhältniß und eine abgewogenere Proportion sowie der Zeiten und Räume, so vielleicht auch der Bildung ihrer Geschöpfe zu herrschen scheint. Das Verhältniß unserer Materie zu unserm Geist ist vielleicht so aufwiegend gegeneinander als die Länge unserer Tage und Nächte. Unsere Gedankenschnelligkeit ist vielleicht im Maß des Umschwunges unsers Planeten um sich selbst und um die Sonne zu der Schnelligkeit oder Langsamkeit anderer Sterne, sowie unsere Sinne offenbar im Verhältniß der Feinheit von Organisation stehen, die auf unserer Erde fortkommen konnte und sollte. Zu beiden Seiten hinaus gibt es wahrscheinlich die größten Divergenzen. Laßt uns also, so-

lange wir hier leben, auf nichts als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschentugend rechnen. Wenn wir mit Augen des Mercurs in die Sonne sehen und auf seinen Flügeln um sie fliegen könnten, wenn uns mit der Raschheit des Saturns und Jupiters um sich selbst zugleich ihre Langsamkeit, ihr weiter großer Umfang gegeben wäre, oder wenn wir auf dem Haar der Kometen, der größten Wärme und Kälte gleich empfänglich, durch die weiten Regionen des Himmels schiffen könnten: dann dürften wir von einem andern, weitern oder engern als dem proportionirten Mittelgleise menschlicher Gedanken und Kräfte reden. Nun aber, wo und wie wir sind, wollen wir diesem milde proportionirten Gleise treu bleiben; es ist unserer Lebensdauer wahrscheinlich gerade gerecht.

Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trägsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns einst auf irgendeine Weise im allgemeinen Genuß dieser uns jetzt versagten Reichthümer der bildenden Natur gedenken, wenn wir uns vorstellen, daß vielleicht, nachdem wir zur Summe der Organisation unsers Planeten gelangt sind, ein Wandelgang auf mehr als Einem andern Stern das Los und der Fortschritt unsers Schicksals sein könnte, oder daß es endlich vielleicht gar unsere Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedener Schwesterwelten Umgang zu pflegen. Wie bei uns unsere Gedanken und Kräfte offenbar nur aus unserer Erdorganisation keimen und sich so lange zu verändern und zu verwandeln streben, bis sie etwa zu der Reinigkeit und Feinheit gediehen sind, die diese unsere Schöpfung gewähren kann, so wird's, wenn die Analogie unsere Führerin sein darf, auf andern Sternen nicht anders sein. Und welche reiche Harmonie läßt sich gedenken, wenn so verschieden gebildete Wesen alle zu Einem Ziele wallen*) und sich einander ihre Empfindungen und Erfahrungen mittheilen! Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmählich gebildet: so ist's auch mit den Trieben und Neigungen unsers Herzens. Eine andere Welt kennt ihre äußerlichen Hülfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht; aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen? Gewiß, alle Radien streben auch hier zum Mittelpunkt des Kreises. Der reine Verstand kann überall nur Verstand sein, von welchen Sinnlichkeiten er auch abgezogen worden; die Energie des Herzens wird überall dieselbe Tüchtigkeit, d. i. Tugend sein, an welchen Gegenständen sie sich auch geübt habe. Also ringt

---

*) Von der Sonne als einem vielleicht bewohnbaren Körper s. Boden's „Gedanken über die Natur der Sonne" in den Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, II, 225.

wahrscheinlich auch hier die größte Mannichfaltigkeit zur Einheit, und die allumfassende Natur wird ein Ziel haben, wo sie die edelsten Bestrebungen so vielartiger Geschöpfe vereinige und die Blüten aller Welt gleichsam in Einen Garten sammle. Was physisch vereinigt ist, warum sollte es nicht auch geistig und moralisch vereinigt sein, da Geist und Moralität auch Physik sind und denselben Gesetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnensystem abhangen, nur in einer höhern Ordnung dienen. Wäre es mir also erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner mit den verschiedenen Farben eines Sonnenstrahls oder mit den verschiedenen Tönen einer Tonleiter zu vergleichen, so würde ich sagen, daß sich vielleicht das Licht der Einen Sonne des Wahren und Guten auch auf jeden Planeten verschieden breche, sodaß sich noch keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen könnte. Nur weil Eine Sonne sie alle erleuchtet und sie alle auf Einem Plan der Bildung schweben, so ist zu hoffen, 'sie kommen alle, jeder auf seinem Wege, der Vollkommenheit näher und vereinigen sich einst vielleicht, nach mancherlei Wandelgängen, in Einer Schule des Guten und Schönen. Jetzt wollen wir nur Menschen sein, d. i. Ein Ton, Eine Farbe in der Harmonie unserer Sterne. Wenn das Licht, das wir genießen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, so laßt sie uns nicht für das reine Sonnenlicht, unsern Verstand und Willen nicht für die Handhaben des Universum halten; denn wir sind offenbar mit unserer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des Ganzen.

III.

Unsere Erde ist vielerlei Revolutionen durchgegangen, bis sie das, was sie jetzt ist, worden.

Den Beweis dieses Satzes gibt sie selbst, auch schon durch das, was sie auf und unter ihrer Oberfläche (denn weiter sind die Menschen nicht gekommen) zeigt. Das Wasser hat überschwemmt und Erdlagen, Berge, Thäler gebildet; das Feuer hat gewüthet, Erdrinden zersprengt, Berge emporgehoben und die geschmolzenen Eingeweide des Innern hervorgeschüttet; die Luft, in der Erde eingeschlossen, hat Höhlen gewölbt und den Ausbruch jener mächtigen Elemente befördert; Winde haben auf ihrer Oberfläche getobt, und eine noch mächtigere Ursache hat sogar ihre Zonen verändert. Vieles hiervon ist in Zeiten geschehen, da es schon organisirte und lebendige

Creaturen gab; ja, hier und da scheint es mehr als einmal, hier schneller, dort langsamer geschehen zu sein, wie fast allenthalben und in so großer Höhe und Tiefe die versteinten Thiere und Gewächse zeigen. Viele dieser Revolutionen gehen eine schon gebildete Erde an und können also vielleicht als zufällig betrachtet werden; andere scheinen der Erde wesentlich zu sein und haben sie ursprünglich selbst gebildet. Weder über jene noch über diese (sie sind aber schwer zu trennen) haben wir bisher eine vollständige Theorie; schwerlich können wir sie auch über jene haben, weil sie gleichsam historischer Natur sind und von zu viel kleinen Localursachen abhängen mögen. Ueber diese aber, über die ersten wesentlichen Revolutionen unserer Erde wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. Ich hoffe, ich werde es; denn obgleich die Bemerkungen aus verschiedenen Welttheilen lange noch nicht vielseitig und genau genug sind, so scheinen mir doch sowol die Grundsätze und Bemerkungen der allgemeinen Physik als die Erfahrungen der Chemie und des Bergbaues dem Punkt nahe, wo vielleicht Ein glücklicher Blick mehrere Wissenschaften vereinigt und also eine durch die andere erklärt. Gewiß ist Buffon nur der Descartes dieser Art, mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein Kepler und Newton durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge. Die neuen Entdeckungen, die man über Wärme, Luft, Feuer und ihre mancherlei Wirkungen auf die Bestandtheile, auf Composition und Decomposition unserer Erdwesen gemacht hat, die simpeln Grundsätze, auf die die elektrische, zum Theil auch die magnetische Materie gebracht ist, scheinen mir dazu wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte zu sein, daß vielleicht mit der Zeit durch Einen neuen Mittelbegriff es einem glücklichen Geist gelingen wird, unsere Geogonie so einfach zu erklären, als Kepler und Newton das Sonnengebäude darstellten. Es wäre schön, wenn hiermit manche als qualitates occultae bisher angenommene Naturkräfte auf erwiesene physische Wesen reducirt werden könnten.

Wie dem auch sei, so ist wol unleugbar, daß die Natur auch hier ihren großen Schritt gehalten und die größeste Mannichfaltigkeit aus einer ins Unendliche fortgehenden Simplicität gewährt habe. Eh unsere Luft, unser Wasser, unsere Erde hervorgebracht werden konnten, waren mancherlei einander auflösende, niederschlagende stamina nöthig; und die vielfachen Gattungen der Erde, der Gesteine, der Krystallisationen, gar der Organisation in Muscheln, Pflanzen, Thieren, zuletzt im Menschen — wie viel Auflösungen und Revolutionen des Einen in das Andere setzten die voraus! Da die Natur nun allenthalben auch jetzt noch alles aus dem Feinsten, Kleinsten hervorbringt und, indem sie auf unser Zeitmaß gar nicht rechnet, die reichste Fülle mit der engsten Sparsamkeit mittheilt, so

scheint dieses auch, selbst nach der Mosaischen Tradition, ihr Gang gewesen zu sein, da sie zur Bildung oder vielmehr zur Ausbildung und Entwickelung der Geschöpfe den ersten Grund legte. Die Masse wirkender Kräfte und Elemente, aus der die Erde ward, enthielt wahrscheinlich als Chaos alles, was auf ihr werden sollte und konnte. In periodischen Zeiträumen entwickelte sich aus geistigen und körperlichen staminibus die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde. Mancherlei Verbindungen des Wassers, der Luft, des Lichts mußten vorhergegangen sein, ehe der Same der ersten Pflanzenorganisation, etwa das Moos, hervorgehen konnte. Viele Pflanzen mußten hervorgegangen und gestorben sein, ehe eine Thierorganisation ward; auch bei dieser gingen Insekten, Vögel, Wasser- und Nachtthiere den gebildetern Thieren der Erde und des Tages vor, bis endlich nach allen die Krone der Organisation unserer Erde, der Mensch, auftrat, Mikrokosmus. Er, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr erlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüte der Erdenschöpfung, konnte nicht anders als das letzte Schoskind der Natur sein, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwickelungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten.

Indessen war's ebenso natürlich, daß auch er noch viele erlebte, und da die Natur nie von ihrem Werk abläßt, noch weniger einem Zärtlinge zugut dasselbe vernachlässigt oder verspätet, so mußte die Austrocknung und Fortbildung der Erde, ihr innerer Brand, Ueberschwemmungen und was sonst daraus folgte, noch lange und oft fortdauern, auch da Menschen auf Erden lebten. Selbst die älteste Schrifttradition weiß noch von Revolutionen dieser Art, und wir werden späterhin sehen, was diese fürchterlichen Erscheinungen der ersten Zeit beinahe aufs ganze menschliche Geschlecht für starke Wirkungen gemacht haben. Jetzt sind Umwälzungen dieser ungeheuern Gattung seltener, weil die Erde ausgebildet oder vielmehr alt ist; nie aber können und werden sie unserm Geschlecht und Wohnplatz ganz fremd werden. Es war ein unphilosophisches Geschrei, das Voltaire bei Lissabons Sturz anhob, da er beinahe lästernd die Gottheit deswegen anklagte. Sind wir uns selbst nicht und alle das Unsere, selbst unsern Wohnplatz die Erde, den Elementen schuldig? Wenn diese, nach immer fortwirkenden Naturgesetzen, periodisch aufwachen und das Ihre zurückfordern; wenn Feuer und Wasser, Luft und Wind, die unsere Erde bewohnbar und fruchtbar gemacht haben, in ihrem Lauf fortgehen und sie zerstören; wenn die Sonne, die uns so lange als Mutter erwärmte, die alles Lebende auferzog und an goldenen Seilen um ihr erfreuendes Antlitz lenkte, wenn sie die alternde Kraft der Erde, die sich nicht mehr zu halten und fortzutreiben vermag, nun endlich in ihren brennenden Schos zöge: was geschähe anders, als was

nach ewigen Gesetzen der Weisheit und Ordnung geschehen mußte? Sobald in einer Natur voll veränderlicher Dinge Gang sein muß, sobald muß auch Untergang sein, scheinbarer Untergang nämlich, eine Abwechselung von Gestalten und Formen. Nie aber trifft dieser das Innere der Natur, die über allen Ruin erhaben, immer als Phönix aus ihrer Asche ersteht und mit jungen Kräften blüht. Schon die Bildung unsers Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muß uns also auf die Hinfälligkeit und Abwechselung aller Menschengeschichte bereiten; mit jeder nähern Ansicht erblicken wir diese mehr und mehr.

IV.

Unsere Erde ist eine Kugel, die sich um sich selbst, und gegen die Sonne in schiefer Richtung bewegt.

Wie der Cirkel die vollkommenste Figur ist, indem er unter allen Gestalten die größte Fläche in der leichtesten Construction einschließt und bei der schönsten Einfalt die reichste Mannichfaltigkeit mit sich führt: so ist unsere Erde, so sind alle Planeten und Sonnen als Kugelgestalten, mithin als Entwürfe der einfachsten Fülle, des bescheidensten Reichthums aus den Händen der Natur geworfen. Erstaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unserer Erde wirklich sind; noch mehr erstaunen aber über die Einheit, der diese unbegreifliche Mannichfaltigkeit dient. Es ist ein Zeichen der tiefen nordischen Barbarei, in der wir die Unserigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieser Schöne, der Einheit und Mannichfaltigkeit auf unserer Erde geben. Ich wünschte, mein Buch erreichte nur einige Striche zur Darstellung dieser großen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfaßt hat und mich zuerst auf das weite Meer freier Begriffe führte. Sie ist mir auch so lange heilig, als ich diesen alles umwölbenden Himmel über mir, und diese alles fassende sich selbst umkreisende Erde unter mir sehe.

Unbegreiflich ist's, wie Menschen so lange den Schatten ihrer Erde im Monde sehen konnten, ohne zugleich es tief zu fühlen, daß alles auf ihr Umkreis, Rad und Veränderung sei. Wer, der diese Figur je beherzigt hätte, wäre hingegangen, die ganze Welt zu Einem Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren, oder sie dafür mit dumpfem, aber heiligem Eifer zu morden? Alles ist

auf unserer Erde Abwechselung einer Kugel, kein Punkt dem andern gleich, kein Hemisphär dem andern gleich, Ost und West so sehr einander entgegen als Nord und Süd. Es ist eingeschränkt, diese Abwechselung blos der Breite nach berechnen zu wollen — etwa weil die Länge weniger ins Auge fällt — und nach einem alten Ptolemäischen Fachwerk von Klimaten auch die Menschengeschichte zu theilen. Den Alten war die Erde minder bekannt; jetzt kann sie uns zu allgemeiner Uebersicht und Schätzung mehr bekannt sein als allein durch nördliche und südliche Grade.

Alles ist auf der Erde Veränderung; hier gilt kein Einschnitt, keine nothdürftige Abtheilung eines Globus oder einer Karte. Wie sich die Kugel dreht, drehen sich auch auf ihr die Köpfe wie die Klimaten; Sitten und Religionen wie die Herzen und Kleider. Es ist eine unsagliche Weisheit darin, nicht daß alles so vielfach, sondern daß auf der runden Erde alles noch so ziemlich unison geschaffen und gestimmt ist. In diesem Gesetz, viel mit Einem zu thun und die größte Mannichfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unsern Fuß, um uns diese Einheit und Stetigkeit zu geben: es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geisterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinwegkann, ohne daß es je von unserm Willen abhange, ob wir darauf leben und sterben wollen: so zieht die Natur auch unsern Geist von Kindheit auf mit starken Fesseln, jeden an sein Eigenthum, d. i. an seine Erde; denn was hätten wir endlich anders zum Eigenthum als diese? Jeder liebt sein Land, seine Sitten, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebt. So gewöhnt sich jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Sitte des rauhesten Klima und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten wo sie geboren sind, und das schlechteste, rauheste Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln.

Fragen wir also: wo ist das Vaterland der Menschen? wo ist der Mittelpunkt der Erde? so wird überall die Antwort sein können: hier, wo du stehest — es sei nahe dem beeisten Pol, oder gerade unter der brennenden Mittagssonne. Ueberall, wo Menschen leben können, leben Menschen, und sie können fast überall leben. Da die große Mutter auf unserer Erde kein ewiges Einerlei hervorbringen konnte noch mochte, so war kein anderes Mittel, als daß sie das ungeheuerste Vielerlei hervortrieb und den Menschen aus einem Stoff webte, dies große Vielerlei zu ertragen. Späterhin

werden wir eine schöne Stufenleiter finden, wie sich, nachdem die Kunst der Organisation in einem Geschöpf zunimmt, auch die Fähigkeit desselben vermehrt, mancherlei Zustände auszudauern und sich nach jedem derselben zu bilden. Unter allen diesen veränderlichen, ziehbaren, empfänglichen Geschöpfen ist der Mensch das empfänglichste; die ganze Erde ist für ihn gemacht, er für die ganze Erde.

Laßt uns also, wenn wir über die Geschichte unsers Geschlechts philosophiren wollen, soviel möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung Eines Erdstrichs, wol gar nur Einer Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist, oder gar was er nach den Begriffen irgendeines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. i. wozu ihn irgend nur die reiche Mannichfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, das laßt uns auch als Absicht der Natur betrachten. Wir wollen keine Lieblingsgestalt, keine Lieblingsgegend für ihn suchen und finden; wo er ist, ist er der Herr und Diener der Natur, ihr liebstes Kind und vielleicht zugleich ihr aufs härteste gehaltener Sklave. Vortheile und Nachtheile, Krankheiten und Uebel, sowie neue Arten des Genusses, der Fülle, des Segens erwarten überall seiner, und nachdem die Würfel dieser Umstände und Beschaffenheiten fallen, nachdem wird er werden.

Durch eine leichte, für uns noch unerklärbare Ursache hat die Natur diese Mannichfaltigkeit der Geschöpfe auf Erden nicht nur befördert, sondern auch eingeschränkt und festgestellt: es ist der Winkel unserer Erdachse zum Sonnenäquator. In den Gesetzen der Kugelbewegung liegt er nicht: Jupiter hat ihn nicht, dieser steht senkrecht auf der Bahn zur Sonne; Mars hat ihn wenig; die Venus dagegen ungeheuer spitz; und auch der Saturn mit seinem Ringe und seinen Monden drückt sich seitwärts nieder. Welche unendliche Verschiedenheit der Jahreszeiten und Sonnenwirkung wird dadurch in unserm Sternensystem veranlaßt! Unsere Erde ist auch hier ein geschontes Kind, eine mittlere Gesellin; der Winkel, mit dem sie eingesenkt ist, beträgt noch nicht 24 Grad. Ob sie ihn von jeher gehabt, davon darf jetzt noch keine Frage sein; genug, sie hat ihn. Der unnatürliche, wenigstens uns unerklärliche Winkel ist ihr eigen geworden und hat sich seit Jahrtausenden nicht verändert; er scheint auch zu dem, was jetzt die Erde und auf ihr das Menschengeschlecht sein soll, nothwendig. Mit ihm nämlich, mit dieser schiefen Richtung zur Ekliptik, werden bestimmt abwechselnde Zonen, die die ganze Erde bewohnbar machen, vom Pol bis zum Aequator, vom Aequator wieder zum Pol hin. Die Erde muß sich regelmäßig beugen, damit auch Gegenden, die sonst in cimmerischer Kälte und Finsterniß lägen, den Strahl der Sonne

sehen und zur Organisation geschickt werden. Da uns nun die lange Erdgeschichte zeigt, daß auf alle Revolutionen des menschlichen Verstandes und seiner Wirkungen das Verhältniß der Zonen viel Einfluß gehabt — denn weder aus dem kältesten noch heißesten Erdgürtel sind jemals die Wirkungen aufs Ganze erfolgt, die die gemäßigte Zone hervorbrachte —, so sehen wir abermals, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allmacht alle Umwälzungen und Schattirungen auf der Erde umschrieben und bezirkt hat. Nur eine kleine andere Richtung der Erde zur Sonne, und alles auf ihr wäre anders.

Abgemessene Mannichfaltigkeit also ist auch hier das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Es war ihm nicht genug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menschliche Leben in Tag und Nacht vertheilt würde, auch das Jahr unsers Geschlechts sollte abwechseln, und nur einige Tage erließ er uns am Herbst und Winter. Hiernach wurde auch die Länge und Kürze des menschlichen Lebens, mithin das Maß unserer Kräfte, die Revolutionen des menschlichen Alters, die Abwechselungen unserer Geschäfte, Phänomene und Gedanken, die Richtigkeit oder Dauer unserer Entschlüsse und Thaten bestimmt; denn alles dies, werden wir sehen, ist zuletzt an dies einfache Gesetz der Tages- und Jahreszeiten gebunden. Lebte der Mensch länger; wäre die Kraft, der Zweck, der Genuß seines Lebens weniger wechselnd und zerstreut; eilte nicht die Natur so periodisch mit ihm, wie sie mit allen Erscheinungen der Jahreszeiten um ihn eilet: so fände freilich zwar weder die große Extension des Menschenreichs auf der Erde, und noch weniger das Gewirre von Scenen statt, das uns jetzt die Geschichte darbeut; auf einem schmalern Kreise der Bewohnung aber wirkte wahrscheinlich unsere Lebenskraft inniger, stärker, fester. Jetzt ist der Inhalt des Predigerbuchs das Symbol unserer Erde. Alles hat seine Zeit: Winter und Sommer, Herbst und Frühling, Jugend und Alter, Wirken und Ruhe. Unter unserer schräge gehenden Sonne ist alles Thun der Menschen Jahresperiode.

V.

Unsere Erde ist mit einem Dunstkreise umhüllt und ist im Conflict mehrerer himmlischen Sterne.

Reine Luft zu athmen sind wir nicht fähig, da wir eine so zusammengesetzte Organisation sind, ein Inbegriff fast aller Organisationen der Erde, deren erste Bestandtheile vielleicht alle aus der

Luft niedergeschlagen wurden und durch Uebergänge aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare traten. Wahrscheinlich war, als unsere Erde ward, die Luft das Zeughaus der Kräfte und Stoffe ihrer Bildung; und ist sie es nicht noch? Wie manche einst unbekannte Dinge sind in den neuern Jahren entdeckt worden, die alle im Medium der Luft wirken: die elektrische Materie und der magnetische Strom, das Brennbare und die Luftsäure, erkältende Salze und vielleicht Lichttheile, die die Sonne nur anregt — lauter mächtige Principien der Naturwirkungen auf der Erde; und wie manche andere werden noch entdeckt werden! Die Luft beschwängert und löst auf, sie saugt ein, macht Gärungen und schlägt nieder. Sie scheint also die Mutter der Erdgeschöpfe sowie der Erde selbst zu sein, das allgemeine Vehikel der Dinge, die sie in ihren Schos zieht und aus ihrem Schos forttreibt.

Es bedarf keiner Demonstration, daß auch in die feinsten und geistigsten Bestimmungen aller Erdgeschöpfe die Atmosphäre mit einfließe und wirke; mit und unter der Sonne ist sie gleichsam die Mitregentin der Erde, wie sie einst ihre Bildnerin gewesen. Welch ein allgemeiner Unterschied würde sich ereignen, wenn unsere Luft eine andere Elasticität und Schwere, andere Reinigkeit und Dichtigkeit gehabt, wenn sie ein anderes Wasser, eine andere Erde niedergeschlagen hätte, und in andern Einflüssen auf die Organisation der Körper wirkte! Gewiß ist dieses der Fall auf andern Planeten, die sich in andern Luftregionen gebildet haben; daher auch jeder Schluß von Substanzen und Erscheinungen unserer Erde auf die Eigenschaften jener so mislich ist. Auf dieser war Prometheus Schöpfer: er formte aus niedergeschlagenem weichen Thon, und holte aus der Höhe so viel lichte Funken und geistige Kräfte, als er in dieser Sonnenentfernung und in einer specifisch so und nicht anders schweren Masse habhaft werden konnte.

Auch die Verschiedenheit der Menschen sowie aller Producte der Erdkugel muß sich also nach der specifischen Verschiedenheit des Mediums richten, in dem wir wie im Organ der Gottheit leben. Hier kommt es nicht blos auf Eintheilung der Zonen nach Hitze und Kälte, nicht blos auf Leichtigkeit und Schwere des drückenden Luftkörpers, sondern unendlich mehr auf die mancherlei wirksamen geistigen Kräfte an, die in ihr treiben, ja deren Inbegriff eben vielleicht alle ihre Eigenschaften und Phänomene ausmacht. Wie der elektrische und magnetische Strom unsere Erde umfließt; welche Dünste und Dämpfe hier oder dort aufsteigen; wohin sie treiben; worein sie sich verwandeln; was sie für Organisationen gebären; wie lange sie diese erhalten; wie sie sie auflösen —: das alles gibt sichtbare Schlüsse auf die Beschaffenheit und Geschichte jeglicher Menschenart; denn der Mensch ist ja, wie alles andere, ein Zögling

der Luft und im ganzen Kreise seines Daseins aller Erdorganisationen Bruder.

Mich dünkt, wir gehen einer neuen Welt von Kenntnissen entgegen, wenn sich die Beobachtungen, die Boyle, Boerhave, Hales, Gravesand, Franklin, Priestley, Black, Crawford, Wilson, Achard u. a. über Hitze und Kälte, Elektricität und Luftarten, sammt andern chemischen Wesen, und ihren Einflüssen ins Erd- und Pflanzenreich, in Thiere und Menschen gemacht haben, zu Einem Natursystem sammeln werden. Würden mit der Zeit diese Beobachtungen so vielfach und allgemein, als die zunehmende Erkenntniß mehrerer Erdstriche und Erdproducte zuläßt, bis das wachsende Studium der Natur gleichsam eine allverbreitete freie Akademie stiftete, die sich mit vertheilter Aufmerksamkeit, aber in Einem Geist des Wahren, Sichern, Nützlichen und Schönen die Einflüsse dieser Wesen hier und da, auf dies und jenes bemerkte: so werden wir endlich eine geographische Aerologie erhalten und dies große Treibhaus der Natur in tausend Veränderungen nach einerlei Grundgesetzen wirken sehen. Die Bildung der Menschen an Körper und Geist wird sich mit daraus erklären, zu deren Gemälde uns jetzt nur einzelne, jedoch zum Theil sehr deutliche Schattenzüge gegeben sind.

Aber die Erde ist nicht allein da im Universum; auch auf ihre Atmosphäre, auf dies große Behältniß wirkender Kräfte wirken andere Himmelswesen. Die Sonne, der ewige Feuerball, regt sie mit seinen Strahlen; der Mond, dieser drückende schwere Körper, der vielleicht gar in ihrer Atmosphäre hängt, drückt sie jetzt mit seinem kalten und finstern, jetzt mit seinem von der Erde erwärmten Antlitz. Bald ist er vor, bald hinter ihr; jetzt ist sie der Sonne näher, jetzt ferner. Andere Himmelskörper nahen sich ihr, drängen auf ihre Bahn und modificiren ihre Kräfte. Das ganze Himmelssystem ist ein Streben gleich- oder ungleichartiger, aber mit großer Stärke getriebener Kugeln gegeneinander; und nur die Eine große Idee der Allmacht ist's, die dies Getriebe gegeneinander wog und ihnen in ihrem Kampf beisteht. Der menschliche Verstand hat auch hier im weitesten Labyrinth strebender Kräfte einen Faden gefunden und beinahe Wunderdinge geleistet, zu denen ihm der so unregelmäßige, von zwei entgegengesetzten Druckwerken getriebene und glücklicherweise uns so nahe Mond die größte Förderung gab. Werden einst alle diese Bemerkungen und ihre Resultate auf die Veränderungen unserer Luftkugel angewandt werden, wie sie bei der Ebbe und Flut schon angewandt sind; wird ein vieljähriger Fleiß an verschiedenen Orten der Erde, mit der Hülfe zarter Werkzeuge, die zum Theil schon erfunden sind, fortfahren, die Revolutionen dieses himmlischen Meers nach Zeiten und Lagen zu ordnen und zu einem Ganzen zu bilden: so wird, dünkt mich, die Astro-

logie aufs neue in der ruhmwürdigsten, nützlichsten Gestalt unter unsern Wissenschaften erscheinen, und was Toaldo anfing, wozu de Luc, Lambert, Tobias Mayer, Böckmann u. a. Grundsätze oder Beihülfe gaben, das wird vielleicht — und gewiß mit großem Blick auf Geographie und Geschichte der Menschheit — ein Gatterer vollenden.

Genug, wir werden und wachsen, wir wallen und streben unter oder in einem Meer zum Theil bemerkter, zum Theil geahnter Himmelskräfte. Wenn Luft und Witterung so vieles über uns und die ganze Erde vermögen, so war's auch vielleicht im Größern hier Ein elektrischer Funke, der in diesem menschlichen Geschöpf reiner traf, dort eine Portion entzündbaren Zunders, die sich in jenem gewaltiger ballte, hier eine Masse mehrerer Kälte und Heiterkeit, dort ein sanftes, milderndes, flüssiges Wesen, was uns die größten Perioden und Revolutionen der Menschheit bestimmt und geändert hat. Nur der allgegenwärtige Blick, unter dem nach ewigen Gesetzen sich auch dieser Teig bildet, nur er ist's, der in dieser physischen Kräfte-Welt jedem Punkt des Elements, jedem springenden Funken und Aetherstrahl seine Stelle, seine Zeit, seinen Wirkungskreis zeichnet, um ihn mit andern entgegengesetzten Kräften zu mischen und zu mildern.

VI.

Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebirge, das über die Wasserfläche hervorragt.

Der simple Anblick einer Weltkarte bestätigt dieses. Ketten von Gebirgen sind's, die das feste Land nicht nur durchschneiden, sondern die auch offenbar als das Gerippe dastehen, an und zu dem sich das Land gebildet hat. In Amerika läuft das Gebirge längs dem westlichen Ufer durch den Isthmus hinauf. Es geht quer hin, wie sich das Land zieht; wo es mehr in die Mitte tritt, wird auch das Land breiter, bis es sich über Neu-Mexico in unbekannten Gegenden verliert. Wahrscheinlich geht es auch hier nicht nur höher hinauf bis zu den Eliasbergen fort, sondern hängt auch in der Breite mit mehrern, insonderheit den Blauen Bergen zusammen, sowie in Südamerika, wo das Land breiter wird, auch Berge sich nörd- und östlich hinziehen. Amerika ist also, selbst seiner Figur nach, ein Erdstrich an seine Berge gehängt und gleichsam an ihren Fuß ebener oder schroffer hinangebildet.

Die drei andern Welttheile geben einen zusammengesetztern Anblick, weil ihr großer Umfang im Grunde nur Ein Welttheil ist; indessen ist's auch bei ihnen ohne Mühe kennbar, daß der Erdrücken Asiens der Stamm der Gebirge sei, die sich über diesen Welttheil und über Europa, vielleicht auch über Afrika, wenigstens über seinen obern Theil, verbreiten. Der Atlas ist eine Fortstreckung der asiatischen Gebirge, die in der Mitte des Landes nur eine größere Höhe gewinnen und sich durch die Bergreihen am Nil wahrscheinlich mit den Mondsgebirgen binden. Ob diese Mondsgebirge der Höhe und Breite nach ein wirklicher Erdrücken seien, muß die Zukunft lehren. Die Größe des Landes und einige zerstückte Nachrichten sollten es zu vermuthen geben; indessen scheint eben auch die proportionirte Wenigkeit und Kleinheit der Flüsse dieses Erdstrichs, die uns bekannt sind, noch nicht eben dafür zu entscheiden, daß seine Höhe ein wahrer Erdgürtel sei, wie der asiatische Ural oder die amerikanischen Cordilleras. Genug, auch in diesen Welttheilen ist offenbar das Land den Gebirgen angebildet. Alle seine Strecken laufen parellel den Aesten der Berge; wo diese sich breiten und verästigen, breiten sich auch die Länder; dies gilt bis auf Vorgebirge, Inseln und Halbinseln. Das Land streckt seine Arme und Glieder, wie sich das Gerippe der Gebirge streckt; es ist also nur eine mannichfaltige, in mancherlei Schichten und Erdlagen an sie angebildete Masse, die endlich bewohnbar worden.

Auf die Fortleitung der ersten Gebirge kam's also an, wie die Erde als festes Land dastehen sollte; sie scheinen gleichsam der alte Kern und die Strebepfeiler der Erde zu sein, auf welche Wasser und Luft nur ihre Last ablegten, bis endlich eine Pflanzstätte der Organisation herabgedacht und geebnet ward. Aus dem Umschwung einer Kugel sind diese ältesten Gebirgsketten nicht zu erklären; sie sind nicht in der Gegend des Aequators, wo der Kugelschwung am größten war; sie laufen demselben auch nicht einmal parallel, vielmehr geht die amerikanische Bergreihe gerade durch den Aequator. Wir dürfen also von diesen mathematischen Bezirkungen hier kein Licht fordern, da überhaupt auch die höchsten Berge und Bergreihen gegen die Masse der Kugel in ihrer Bewegung ein unbedeutendes Nichts sind. Ich halte es also auch nicht für gut, im Namen der Gebirgketten Aehnlichkeit mit dem Aequator und den Meridianen zu substituiren, da zwischen beiden kein wahrer Zusammenhang stattfindet und die Begriffe damit eher irregeführt würden. Auf ihre ursprüngliche Gestalt, Erzeugung und Fortstreckung, auf ihre Höhe und Breite, kurz auf ein *physisches Naturgesetz* kommt es an, das uns ihre Bildung und mit derselben auch die Bildung des festen Landes erkläre. Ob sich nun ein solches physisches Naturgesetz finden ließe; ob sie als Strahlen aus Einem Punkt, oder

als Aeste aus Einem Stamm, oder als winkelige Hufeisen dastehen; und was sie, da sie als nackte Gebirge, als ein Gerippe der Erde hervorragten, für eine Bildungsregel hatten: dies ist die wichtige, bisher noch unaufgelöste Frage, der ich eine genugthuende Auflösung wünschte; wohlverstanden nämlich, daß ich hier nicht von herangeschwemmten Bergen, sondern vom ersten Grund- und Urgebirge der Erde rede.

Genug, wie sich die Gebirge zogen, streckten sich auch die Länder. Asien ward zuerst bewohnbar, weil es die höchsten und breitesten Bergketten und auf seinem Rücken eine Ebene besaß, die nie das Meer erreicht hat. Hier war also nach aller Wahrscheinlichkeit irgend in einem glückseligen Thale am Fuß und im Busen der Gebirge der erste erlesene Wohnsitz der Menschen. Von da breiteten sie sich südlich in die schönen und fruchtbaren Ebenen längs den Strömen hinab. Nordwärts bildeten sich härtere Stämme, die zwischen Flüssen und Bergen umherzogen und sich mit der Zeit westwärts bis nach Europa drängten. Ein Zug folgte dem andern, ein Volk drängte das andere, bis sie abermals an ein Meer, die Ostsee, kamen, zum Theil herübergingen, zum Theil sich brachen und das südliche Europa besetzten. Dies hatte von Asien aus südwärts schon andere Züge von Völkern und Colonien erhalten; und so wurde durch verschiedene, zuweilen sich entgegengesetzte Menschenströme dieser Winkel der Erde so dicht bevölkert, als er bevölkert ist. Mehr als Ein gedrängtes Volk zog sich zuletzt in die Gebirge und ließ seinen Ueberwindern die Plänen und offenen Felder; daher wir beinahe auf der ganzen Erde die ältesten Reste von Nationen und Sprachen entweder in Bergen oder in den Ecken und Winkeln des Landes antreffen. Es gibt fast keine Insel, keinen Erdstrich, wo nicht ein fremdes späteres Volk die Ebenen bewohnt und rauhe ältere Nationen sich in die Berge versteckt haben. Von diesen Bergen, auf denen sie ihre härtere Lebensart fortsetzten, sind sodann oft in spätern Zeiten Revolutionen bewirkt worden, die die Ebenen mehr oder minder umkehrten. Indien, Persien, Sina, selbst die westlichen asiatischen Länder, ja das durch Künste und Erdabtheilungen wohlverwahrte Europa wurde mehr als einmal von den Völkern der Gebirge in umwälzenden Heeren heimgesucht; und was auf dem großen Schauplatz der Nationen geschah, erfolgte in kleinern Bezirken nicht minder. Die Maratten in Südasien, auf mehr als einer Insel ein wildes Gebirgsvolk, in Europa hier und da Reste von alten tapfern Bergbewohnern streiften umher, und wenn sie nicht Ueberwinder werden konnten, wurden sie Räuber. Kurz, die großen Bergstrecken der Erde scheinen so wie der erste Wohnbesitz, so auch die Werkstätte der Revolutionen und der Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu sein. Wie sie der Erde

Wasser verleihen, verliehen sie ihr auch Völker; wie sich auf ihnen Quellen erzeugen, springt auch auf ihnen der Geist des Muths und der Freiheit, wenn die mildere Ebene unterm Joch der Gesetze, der Künste und Laster erliegt. Noch jetzt ist die Höhe Asiens der Tummelplatz von großentheils wilden Völkern; und wer weiß, zu welchen Ueberschwemmungen und Erfrischungen künftiger Jahrhunderte sie da sind!

Von Afrika wissen wir zu wenig, um über das Treiben und Drängen der Völker daselbst zu urtheilen. Die obern Gegenden sind, auch dem Menschenstamm nach, gewiß aus Asien besetzt; und Aegypten hat seine Cultur wahrscheinlich nicht vom höhern Erdrücken seines festen Landes, sondern von Asien aus erhalten. Wohl aber ist's von Aethiopiern überschwemmt worden, und auf mehr als einer Küste — weiter kennen wir ja das Land nicht — hört man von herabdrängenden wilden Völkern der Höhe des Erdtheils. Die Sagas sind als die eigentlichsten Menschenfresser berühmt; die Kaffern und die Völker über Monomotapa sollen ihnen an Wildheit nicht nachgeben. Kurz, an den Mondsbergen, die die weitern Strecken des innern Landes einnehmen, scheint auch hier, wie allenthalben, die ursprüngliche Rauheit dieses Erdgeschlechts zu wohnen.

Wie alt oder jung die Bewohnung Amerikas sein möge, so hat sich gerade am Fuß der höchsten Cordilleras der gebildetste Staat dieses Welttheils gefunden, Peru; aber nur am Fuß des Berges, im gemäßigten schönen Thal Quito. Längs der Bergstrecke von Chili bis zu den Patagonen strecken sich die wilden Völker hinab. Die andern Bergketten und überhaupt das ganze Land im Innern ist uns zu wenig bekannt; indeß bekannt genug, um überall den Satz bestätigt zu finden, daß auf und zwischen den Bergen alte Sitte, originale Wildheit und Freiheit wohne. Die meisten dieser Völker sind von den Spaniern noch nicht bezwungen, und sie mußten ihnen selbst den Namen los bravos geben. Die kalten Gegenden von Nordamerika, sowie die von Asien, sind, dem Klima und der Lebensart ihrer Völker nach, für eine weite große Berghöhe zu halten.

So hat also die Natur mit den Bergreihen, die sie zog, wie mit den Strömen, die sie herunterrinnen ließ, gleichsam den rohen, aber festen Grundriß aller Menschengeschichte und ihrer Revolution entworfen. Wie Völker hier und da durchbrachen und weiteres Land entdeckten; wie sie längs den Strömen fortzogen und an fruchtbaren Oertern Hütten, Dörfer und Städte bauten; wie sie sich zwischen Bergen und Wüsten, etwa einen Strom in der Mitte, gleichsam verschanzten, und diesen von der Natur und ihrer Gewohnheit abgezirkten Erdstrich nun das Ihre nannten; wie hieraus, nach der Beschaffenheit der Gegend, verschiedene Lebensarten, zuletzt Reiche entstanden, bis das menschliche Geschlecht endlich Ufer fand, und

an dem meistens unfruchtbaren Ufer auf der See gehen und aus ihr Nahrung gewinnen lernte — das alles gehört so sehr zur natürlich fortschreitenden Geschichte des Menschengeschlechts als zur Naturgeschichte der Erde. Eine andere Höhe war's, die Jagdnationen erzog, die also Wildheit unterhielt und nöthig machte; eine andere, mehr ausgebreitet und milde, die Hirtenvölkern ein Feld gab und ihnen friedliche Thiere zugesellte; eine andere, die den Ackerbau leicht und nothwendig machte; noch eine andere, die aufs Schwimmen und den Fischfang stieß, endlich und zuletzt gar zum Handel führte — lauter Perioden und Zustände der Menschheit, die der Bau unserer Erde in seiner natürlichen Verschiedenheit und Abwechselung nothwendig machte. In manchen Erdstrichen haben sich daher die Sitten und Lebensarten Jahrtausende erhalten; in andern sind sie, meistens durch äußere Ursachen, verändert worden, aber immer nach Proportion des Landes, von dem die Veränderung kam, sowie dessen, in dem sie geschah und auf das sie wirkte. Meere, Bergketten und Ströme sind die natürlichsten Abscheidungen, so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche; ja auch in den größten Revolutionen menschlicher Dinge sind sie die Directionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen. Liefen die Berge, flössen die Ströme, uferte das Meer anders: wie unendlich anders hätte man sich auf diesem Tummelplatz von Nationen umhergeworfen!

Ich will nur einige Worte über die Ufer des Meeres sagen. Sein Schauplatz ist so weit, als mannichfaltig und groß die Aussicht des festen Landes. Was ist's, das Asien so zusammenhängend an Sitten und Vorurtheilen, ja recht eigentlich zum ersten Erziehungshause und Bildungsplatz der Völker gemacht hat? Zuerst und vorzüglich, daß es solch eine große Strecke festen Landes ist, in welchem Völker sich nicht nur leicht fortbreiten, sondern auch lange und immer zusammenhangen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Das große Gebirge trennt Nord- und Südasien; sonst aber trennt diese weiten Strecken kein Meer: der einzige Kaspische See ist als ein Rest des alten Weltmeers am Fuße des Kaukasus stehen geblieben. Hier fand also die Tradition so leicht ihren Weg und konnte durch neue Traditionen aus derselben oder einer andern Gegend verstärkt werden. Hier wurzelte also alles so tief, Religion, Vateransehen, Despotismus! Je näher nach Asien, desto mehr sind diese Dinge als alte ewige Sitte zu Hause, und ungeachtet aller Verschiedenheiten einzelner Staaten sind sie über das ganze Südasien gebreitet. Das nördliche, das durch hohe Bergmauern von jenem geschieden ist, hat sich in seinen vielen Nationen anders, aber, trotz aller Verschiedenheit der Völker unter sich, auf einen ebenso einförmigen Fuß gebildet. Der ungeheuerste Strich der Erde,

die Tartarei, wimmelt von Nationen verschiedener Abkunft, die doch beinahe alle auf Einer Stufe der Cultur stehen; denn kein Meer trennt sie: sie tummeln sich alle umher auf einer großen, nordwärts hinabgesenkten Tafel.

Dagegen, was macht das kleine Rothe Meer für Unterscheidung! Die Abessinier sind ein arabischer Völkerstamm, die Aegypter ein asiatisches Volk: und welch eine andere Welt von Sitten und Lebensweise errichtete sich unter ihnen! An den untersten Ecken von Asien zeigt sich ein gleiches. Der kleine Persische Meerbusen, wie sehr trennt er Arabien und Persien! Der kleine malayische Sinus, wie sehr unterscheidet er die Malayen und Kambojer voneinander! Bei Afrika ist's offenbar, daß die Sitten seiner Einwohner weniger verschieden sind, weil diese durch keine Meere und Meerbusen, sondern vielleicht nur durch die Wüsten voneinander getrennt werden. Auch fremde Nationen haben daher weniger auf dasselbe wirken können, und uns, die wir alles durchkrochen haben, ist dieser ungeheuere Erdtheil so gut als unbekannt; blos und allein, weil er keine tiefen Einschnitte des Meeres hat und sich wie ein unzugangbares Goldland mit Einer stumpfen Strecke ausbreitet. Amerika ist vielleicht auch deswegen voll so viel kleiner Nationen, weil es nördlich und südlich mit Flüssen, Seen und Bergen durchschnitten und zerhackt ist. Seiner Lage nach ist's von außen das zugangbarste Land, da es aus zwei Halbinseln besteht, die nur durch einen engen Isthmus zusammenhangen, an dem die tiefe Einbucht noch einen Archipelagus von Inseln bildet. Es ist also gleichsam ganz Ufer, und daher auch der Besitz fast aller europäischen Seemächte, sowie im Kriege immer der Apfel des Spiels. Günstig ist diese Lage für uns europäische Räuber; ungünstig war seine innere Durchschnittenheit für die Bildung der alten Einwohner. Sie lebten voneinander durch Seen und Ströme, durch plötzlich abbrechende Höhen und Tiefen zu sehr gesondert, als daß die Cultur Eines Erdstrichs oder das *alte Wort* der Tradition ihrer Väter sich, wie in dem breiten Asien, hätte befestigen und ausbreiten mögen.

Warum zeichnet sich Europa durch seine Verschiedenheit von Nationen, durch seine Vielgewandtheit von Sitten und Künsten, am meisten aber durch die Wirksamkeit aus, die es auf alle Theile der Welt gehabt hat? Ich weiß wohl, daß es einen Zusammenfluß von Ursachen gibt, den wir hier nicht auseinanderleiten können; physisch aber ist's unleugbar, daß sein durchschnittenes, vielgestaltiges Land mit dazu eine veranlassende und fördernde Ursache gewesen. Als auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten sich die Völker Asiens hierher zogen: welche Buchten und Busen, wie viele und verschieden laufende Ströme, welche Abwechselung kleiner Bergreihen fanden sie hier! Sie konnten zusammen sein und sich trennen, auf-

einander wirken und wieder in Friede leben; der vielgegliederte kleine Welttheil ward also der Markt und das Gedränge aller Erdvölker im kleinen. Das einzige Mittelländische Meer, wie sehr ist es die Bestimmerin des ganzen Europa worden! sodaß man beinahe sagen kann, daß dies Meer allein den Ueber- und Fortgang aller alten und mittlern Cultur gemacht habe. Die Ostsee steht ihm weit nach, weil sie nördlicher, zwischen härtern Nationen und unfruchtbarern Ländern, gleichsam auf einer Nebenstraße des Weltmarktes liegt; indessen ist auch sie dem ganzen Nordeuropa das Auge. Ohne sie wären die meisten ihr angrenzenden Länder barbarisch, kalt und unbewohnbar. Ein gleiches ist's mit dem Einschnitt zwischen Spanien und Frankreich, mit dem Kanal zwischen diesem und England, mit der Gestalt Englands, Italiens, des alten Griechenlands. Man ändere die Grenzen dieser Länder, nehme hier eine Meerenge weg, schließe dort eine Straße zu: und die Bildung und Verwüstung der Welt, das Schicksal ganzer Völker und Welttheile geht Jahrhunderte durch auf einem andern Wege.

Zweitens. Fragt man also, warum es außer unsern vier Welttheilen keinen fünften Welttheil in jenem ungeheuern Meer gibt, in dem man ihn so lange für gewiß gehalten, so ist die Antwort anjetzt durch Thatsachen ziemlich entschieden: weil es in dieser Meerestiefe kein so hohes Urgebirge gab, an dem sich ein großes festes Land bilden konnte. Die asiatischen Gebirge schneiden sich in Ceylon mit dem Adamsberge, auf Sumatra und Borneo mit den Bergstrecken aus Malakka und Siam ab, sowie die afrikanischen am Vorgebirge der guten Hoffnung und die amerikanischen am Feuerlande. Nun geht der Granit, die Grundsäule des festen Landes, in die Tiefe nieder und kommt, hohen Strecken nach, nirgends mehr überm Meer zum Vorschein. Das große Neuholland hat keine Gebirgkette der ersten Gattung; die Philippinen, Molukken und die andern hin und wieder zerstreuten Inseln sind alle nur vulkanischer Art, und viele derselben haben noch bisjetzt Vulkane. Hier konnten also zwar der Schwefel und die Kiese ihr Werk verrichten und den Gewürzgarten der Welt hinaufbauen helfen, den sie mit ihrer unterirdischen Glut als ein Treibhaus der Natur wahrscheinlich mit unterhalten; auch die Korallenthiere thun was sie können*) und bringen in Jahrtausenden vielleicht die Inselchen hervor, die als Punkte im Weltmeer liegen — weiter aber erstreckten sich die Kräfte dieser südlichen Weltgegend nicht. Die Natur hatte diese ungeheuern Strecken zur großen Wasserkluft bestimmt, denn auch sie war dem bewohnten Lande unentbehrlich. Entdeckt sich einst das physische Bildungsgesetz der Urgebirge unserer Erde, mithin auch der Gestalt

*) Forster's „Bemerkungen“, S. 126 fg.

des festen Landes, so wird sich auch in ihm die Ursache zeigen, warum der Südpol keine solchen Gebirge, folglich auch keinen fünften Welttheil haben konnte. Wenn er da wäre, müßte er nicht auch, nach der jetzigen Beschaffenheit der Erdatmosphäre, unbewohnt liegen und wie die Eisschollen und das Sandwichsland den Seehunden und Pinguins zum Erbeigenthum dienen?

Drittens. Da wir hier die Erde als einen Schauplatz der Menschengeschichte betrachten, so ergibt sich aus dem, was gesagt ist, augenscheinlich, wie besser es war, daß der Schöpfer die Bildung der Berge nicht von der Kugelbewegung abhangen ließ, sondern ein anderes von uns noch unentdecktes Gesetz für sie feststellte. Wäre der Aequator und die größte Bewegung der Erde unter ihm an der Entstehung der Berge Ursache, so hätte sich das feste Land auch in seiner größten Breite unter ihm fortstrecken und den heißen Weltgürtel einnehmen müssen, den jetzt größtentheils das Meer kühlt. Hier wäre also der Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts gewesen, gerade in der trägsten Gegend für körperliche und Seelenkräfte; wenn anders die jetzige Beschaffenheit der gesammten Erdnatur noch stattfinden sollte. Unter dem Brande der Sonne, den heftigsten Explosionen der elektrischen Materie, der Winde und allen contrastirenden Abwechselungen der Witterung hätte unser Geschlecht seine Geburts- und erste Bildungsstätte nehmen und sich sodann in die kalte Südzone, die dicht an den heißen Erdstrich grenzt, sowie in die nördlichen Gegenden verbreiten müssen. Der Vater der Welt wählte unserm Ursprunge eine bessere Bildungsstätte. In den gemäßigten Erdstrich rückte er den Hauptstamm der Gebirge der Alten Welt, an dessen Fuß die wohlgebildetsten Menschenvölker wohnen. Hier gab er ihm eine mildere Gegend, mithin eine sanftere Natur, eine vielseitigere Erziehungsschule, und ließ sie von da, festgebildet und wohlgestärkt, nach und nach in die heißern und kältern Regionen wandern. Dort konnten die ersten Geschlechter zuerst ruhig wohnen, mit den Gebirgen und Strömen sich sodann allmählich herabziehen und härtere Gegenden gewohnt werden. Jeder bearbeitete seinen kleinen Umkreis und nutzte ihn, als ob er das Universum wäre. Glück und Unglück breiteten sich nicht so unaufhaltsam weiter, als wenn Eine, wahrscheinlich höhere Bergkette unter dem Aequator die ganze Nord- und Südwelt hätte beherrschen sollen. So hat der Schöpfer der Welt es immer besser geordnet, als wir ihm vorschreiben mögen; auch die unregelmäßige Gestalt unserer Erde erreichte Zwecke, die eine größere Regelmäßigkeit nicht würde erreicht haben.

VII.

Durch die Strecken der Gebirge wurden unsere beiden Hemisphären ein Schauplatz der sonderbarsten Verschiedenheit und Abwechselung.

Ich verfolge auch hier noch den Anblick der allgemeinen Weltkarte. In Asien streckt sich das Gebirge in der größten Breite des Landes fort, und ungefähr in der Mitte ist sein Knoten; wer sollte denken, daß es auf dem untern Hemisphär gerade anders, in die größte Länge sich strecken würde? Und doch ist's also. Schon dies macht eine gänzliche Verschiedenheit beider Welttheile. Die hohen Striche Sibiriens, die nicht nur den kalten Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, sondern auch durch die mit ewigem Schnee bedeckten Urgebirge vom erwärmenden Südwinde abgeschnitten sind, mußten also, zumal da ihr öfters salziger Boden dazu kam, auch noch in manchen südlichen Strichen so erstarrend kalt werden, als wir sie aus Beschreibungen kennen; bis hier und da andere Reihen dieser Berge sie vor den schärfern Winden schützten und mildere Thalgegenden bilden konnten. Unmittelbar unter diesem Gebirge aber, in der Mitte Asiens, welche schöne Gegenden breiteten sich nieder! Sie waren durch jene Mauern vor den erstarrenden Winden des Nords gedeckt und bekamen von ihnen nur kühlende Lüfte. Die Natur änderte daher auch südlich den Lauf der Gebirge und ließ sie auf den beiden Halbinseln Indostans, Malakka, Ceylon u. s. längs hinablaufen. Hiermit gab sie beiden Seiten dieser Länder entgegengesetzte Jahreszeiten, regelmäßige Abwechselungen, und machte sie auch dadurch zu den glücklichsten Erdstrichen der Welt. In Afrika kennen wir die innern Gebirgreihen zu wenig; indessen wissen wir, daß auch dieser Welttheil in die Länge und Breite durchschnitten, wahrscheinlich also in seiner Mitte gleichfalls sehr abgekühlt ist. In Amerika dagegen wie anders! Nördlich streichen die kalten Nord- und Nordwestwinde lange Strecken hinab, ohne daß ein Gebirge sie bräche. Sie kommen aus dem großen Eisrevier her, das sich bisher aller Durchfahrt widersetzt hat, und das der eigentliche noch unbekannte Eiswinkel der Welt zu nennen wäre. Sodann streichen sie über große Erdstriche erfrorenen Landes hin, und erst unter den Blauen Gebirgen wird das Land milder, noch immer aber mit so plötzlichen Abwechselungen der Hitze und Kälte als in keinem andern Lande; wahrscheinlich, weil es dieser ganzen Nordhalbinsel an einer zusammenhängenden festen Gebirgmauer fehlt, Winde und Witterung zu lenken und ihnen ihre bestimmtere Herrschaft zu geben. Im untern Südamerika gegentheils wehen

die Winde vom Eise des Südpols und finden abermals, statt eines Sturmdachs, das sie bräche, vielmehr eine Bergkette, die sie von Süd gen Nord hinaufleitet. Die Einwohner der mittlern Gegenden, so glückliche Erdstriche es von Natur sind, müssen also oft zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Kräften in einer nassen, heißen Trägheit schmachten, wenn nicht kleinere Winde von den Bergen oder dem Meere her ihr Land erfrischen und kühlen.

Setzen wir nun die steile Höhe des Landes und seines einförmigen Bergrückens hinzu, so wird uns die Verschiedenheit beider Welttheile noch auffallender und klarer. Die Cordilleras sind die höchsten Gebirge der Welt; die Alpen der Schweiz sind beinahe nur ihre Hälfte. An ihrem Fuß ziehen sich die Sierras in langen Reihen hinab, die gegen die Meeresfläche und die tiefen Thalabgründe selbst noch hohe Gebirge sind *); über sie nur zu reisen, gibt Symptome der Uebelkeit und plötzlicher Entkräftung an Menschen und Thieren, die bei den höchsten Gebirgen der Alten Welt eine unbekannte Erscheinung sind. Erst an ihrem Fuße fängt das eigentliche Land an; und dieses an den meisten Orten wie eben, wie plötzlich verlassen von den Gebirgen! Am östlichen Fuß der Cordilleras breitet sich die große Ebene des Amazonenstroms, die einzige in ihrer Art, fort; wie die peruanischen Bergstrecken gleichfalls die einzigen ihrer Art bleiben. Auf 1000 Fuß hat jener Strom, der zuletzt ein Meer wird, noch nicht $^2/_5$ Zoll Fall, und man kann eine Erdstrecke von Deutschlands größter Länge durchreisen, ohne sich einen Fuß hoch über die Meeresfläche zu erheben. **) Die Berge Maldonado am Platastrom sind gegen die Cordilleras auch von keinem Belang; und so ist das ganze östliche Südamerika als eine große Erdenfläche anzusehen, die jahrtausendelang Ueberschwemmungen, Morästen und allen Unbequemlichkeiten des niedrigsten Landes der Erde ausgesetzt sein mußte und es zum Theil noch ist. Der Riese und der Zwerg stehen hier also nebeneinander, die wildeste Höhe neben der tiefsten Tiefe, deren ein Erdenland fähig ist. Im südlichen Nordamerika ist's nicht anders. Luisiana ist so seicht wie der Meeresboden, der zu ihm führt, und diese seichte Ebene geht weit ins Land hinauf. Die großen Seen, die ungeheuern Wasserfälle, die schneidende Kälte Canadas u. s. w. zeigen, daß auch der nördliche Erdstrich hoch sein müsse, und daß sich hier abermals, obwol in einem kleinern Grade, Extreme gesellen. Was dies alles auf Früchte, Thiere und Menschen für Wirkungen habe, wird die Folge zeigen.

---

*) Vgl. Ulloa's Nachrichten von Amerika (Leipzig 1780) mit J. G. Schneider's schätzbaren Zusätzen, die den Werth des Werks um die Hälfte vermehren.

**) Vgl. Leiste, Beschreibung des portugiesischen Amerika vom Cudena (Braunschweig 1780), S. 79, 80.

Anders ging die Natur auf unserm obern Hemisphär zu Werke, auf dem sie Menschen und Thieren ihren ersten Wohnsitz bereiten wollte. Lang und breit zog sie die Gebirge auseinander und leitete sie in mehrern Aesten fort, sodaß alle drei Welttheile zusammenhangen konnten und, ungeachtet der Verschiedenheit von Erdstrichen und Ländern, allenthalben ein sanfterer Uebergang ward. Hier durfte kein Weltstrich in äonenlanger Ueberschwemmung liegen, noch sich auf ihm jene Heere von Insekten, Amphibien, zähen Landthieren und anderer Meeresbrut bilden, die Amerika bevölkert haben. Die einzige Wüste Kobi ausgenommen (die Mondgebirge kennen wir noch nicht), heben sich keine so breiten Strecken wüster Erdhöhen in die Wolken, um in ihren Klüften Ungeheuer hervorzubringen und zu nähren. Die elektrische Sonne konnte hier aus einem trockenern, sanfter gemischten Erdreich feinere Gewürze, mildere Speisen, eine reifere Organisation befördern auch an Menschen und allen Thieren.

Es wäre schön, wenn wir eine Bergkarte oder vielmehr einen Bergatlas hätten, auf dem diese Grundsäulen der Erde in den mancherlei Rücksichten aufgenommen und bemerkt wären, wie sie die Geschichte des Menschengeschlechts fordert. Von vielen Gegenden ist die Ordnung und Höhe der Berge ziemlich genau bestimmt; die Erhebung des Landes über die Meeresfläche, die Beschaffenheit des Bodens auf seiner Oberfläche, der Fall der Ströme, die Richtungen der Winde, die Abweichungen der Magnetnadel, die Grade der Hitze und Wärme sind an andern bemerkt worden, und einiges davon ist auch schon auf einzelnen Karten bezeichnet. Wenn mehrere dieser Bemerkungen, die jetzt in Abhandlungen und Reisebeschreibungen zerstreut liegen, genau gesammelt und auch auf Karten zusammengetragen würden: welche schöne und unterrichtende physische Geographie der Erde würde damit in Einem Ueberblick auch der Natur- und Geschichtsforscher der Menschheit haben — der reichste Beitrag zu Varenius', Lulof's und Bergmann's vortrefflichen Werken! Wir sind aber auch hier nur im Anfange; die Ferber, Pallas, Saussure, Soulavie u. a. sammeln in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernte von Aufschlüssen, die wahrscheinlich einst die peruanischen Gebirge (vielleicht die interessantesten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden.

Zweites Buch.

I.

Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen.

So sehr uns in den Eingeweiden der Erde alles noch als Chaos, als Trümmer vorkommt, weil wir die erste Construction des Ganzen nicht zu übersehen vermögen, so nehmen wir doch selbst in dem, was uns das Kleinste und Roheste dünkt, ein sehr bestimmtes Dasein, eine Gestaltung und Bildung nach ewigen Gesetzen wahr, die keine Willkür der Menschen verändert. Wir bemerken diese Gesetze und Formen; ihre innern Kräfte aber kennen wir nicht; und was man mit einigen allgemeinen Worten, z. E. Zusammenhang, Ausdehnung, Affinität, Schwere dabei bezeichnet, soll uns nur mit äußern Verhältnissen bekannt machen, ohne uns dem innern Wesen im mindesten näher zu führen.

Was indeß jeder Stein- und Erdart verliehen ist, ist gewiß ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unserer Erde: dieses ist Bildung, bestimmte Gestalt, eigenes Dasein. Keinem Wesen kann dies genommen werden, denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind darauf gegründet. Die unermeßliche Kette reicht vom Schöpfer hinab bis zum Keim eines Sandkörnchens, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Krystallisation nähert. Auch die vermischtesten Wesen folgen in ihren Theilen demselben Gesetz. Nur weil so viel und mancherlei Kräfte in ihnen wirken und endlich ein Ganzes zusammengebracht werden sollte, das mit den verschiedensten Bestandtheilen dennoch einer allgemeinen Einheit diene, so wurden Uebergänge, Vermischungen und mancherlei divergirende Formen. Sobald der Kern unserer Erde, der Granit, da war, war auch das Licht da, das in den dicken

Dünsten unsers Erdchaos vielleicht noch als Feuer wirkte. Es war eine gröbere mächtigere Luft, als wir jetzt genießen, es war ein vermischteres, schwangeres Wasser da, auf ihn zu wirken. Die andringende Säure löste ihn auf und führte ihn zu andern Steinarten über; der ungeheuere Sand unsers Erdkörpers ist vielleicht nur die Asche dieses verwitterten Körpers. Das Brennbare der Luft beförderte vielleicht den Kiesel zur Kalkerde, und in dieser organisirten sich die ersten Lebendigen des Meers, die Schalengeschöpfe, da in der ganzen Natur die Materie früher als die organisirte lebendige Form scheint. Noch eine gewaltigere und reinere Wirkung des Feuers und der Kälte ward zur Krystallisation erfordert, die nicht mehr die Muschelform, in die der Kiesel springt, sondern schon eckige geometrische Winkel liebt. Auch diese ändern sich nach den Bestandtheilen eines jeden Geschöpfes, bis sie sich in Halbmetallen und Metallen zuletzt der Pflanzensprossung nähern. Die Chemie, die in den neuern Zeiten so eifrig geübt wird, öffnet dem Liebhaber hier im unterirdischen Reich der Natur eine mannichfaltige zweite Schöpfung; und vielleicht enthält diese nicht blos die Materie, sondern auch die Grundgesetze und den Schlüssel zu alledem, was über der Erde gebildet worden. Immer und überall sehen wir, daß die Natur zerstören muß, indem sie wiederaufbaut, daß sie trennen muß, indem sie neu vereinet. Von einfachen Gesetzen sowie von groben Gestalten schreitet sie ins Zusammengesetztere, Künstliche, Feine; und hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkt die Progression der ganzen Schöpfung gewahr werden.

Da indeß Betrachtungen dieser Art hier nicht unser Zweck sind, so lasset uns nur eins, die überdachte Mischung betrachten, durch die unsere Erde zur Organisation unserer Pflanzen, mithin auch der Thiere und Menschen fähig ward. Wären auf ihr andere Metalle zerstreut gewesen, wie jetzt das Eisen ist, das sich allenthalben, auch in Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen findet; hätten sich die Erdharze, die Schwefel in der Menge auf ihr gefunden, in der sich jetzt der Sand, der Thon und endlich die gute fruchtbare Erde findet, welch andere Geschöpfe hätten auf ihr leben müssen! Geschöpfe, in denen auch eine schärfere Temperatur herrschte, statt daß jetzt der Vater der Welt die Bestandtheile unserer nährenden Pflanzen zu mildern Salzen und Oelen machte. Hierzu bereitet sich allmählich der lose Sand, der feste Thon, der moosige Torf; ja selbst die wilde Eisenerde und der harte Fels muß sich dazu bequemen. Dieser verwittert mit der Zeit und gibt trockenen Bäumen, wenigstens dem dürren Moose Raum; jene war unter den Metallen nicht nur die gesundeste, sondern auch die lenkbarste zur Vegetation und Nahrung. Luft und Thau, Regen und Schnee, Wasser und

Winde düngen die Erde natürlich; die ihr zugemischten kalischen Kalkarten helfen ihrer Fruchtbarkeit künstlich auf, und am meisten befördert diese der Tod der Pflanzen und Thiere. Heilsame Mutter, wie haushälterisch und ersetzend war dein Cirkel! Aller Tod wird neues Leben, die verwesende Fäulung selbst bereitet Gesundheit und frische Kräfte.

Es ist eine alte Klage, daß der Mensch, statt den Boden der Erde zu bauen, in ihre Eingeweide gedrungen ist und mit dem Schaden seiner Gesundheit und Ruhe unter giftigen Dünsten daselbst die Metalle aufsucht, die seiner Pracht und Eitelkeit, seiner Habgier und Herrschsucht dienen. Daß vieles hierin wahr sei, bezeugen die Folgen, die diese Dinge auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht haben, und noch mehr die blassen Gesichter, die, als eingekerkerte Mumien, in diesen Reichen des Pluto wühlen. Warum ist die Luft in ihnen so anders, die, indem sie die Metalle nährt, Menschen und Thiere tödtet? Warum belegte der Schöpfer unsere Erde nicht mit Gold und Diamanten, statt daß er jetzt allen ihren Wesen Gesetze gab, sie todt und lebend mit fruchtbarer Erde zu bereichern? Ohne Zweifel, weil wir vom Golde nicht essen konnten, und weil die kleinste genießbare Pflanze nicht nur für uns nützlicher, sondern auch in ihrer Art organischer und edler ist als der theuerste Kiesel, der Diamant, Smaragd, Amethyst und Sapphir genannt wird. Indessen muß man auch hierbei nichts übertreiben. In den verschiedenen Perioden der Menschheit, die ihr Schöpfer voraussah und die er selbst nach dem Bau unserer Erde zu befördern scheint, lag auch der Zustand, da der Mensch unter sich graben und über sich fliegen lernte. Verschiedene Metalle legte er ihm sogar gediegen nahe dem Auge vor; die Ströme mußten den Grund der Erde entblößen und ihm ihre Schätze zeigen. Auch die rohesten Nationen haben die Nützlichkeit des Kupfers erkannt, und der Gebrauch des Eisens, das mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint, hat unser Geschlecht beinahe allein von einer Stufe der Lebensart zur andern erhoben. Wenn der Mensch sein Wohnhaus nützen sollte, so mußte er's auch kennen lernen; und unsere Meisterin hat die Schranken enge genug bestimmt, in denen wir ihr nachforschen, nachschaffen, bilden und verwandeln können.

Indessen ist's wahr, daß wir vorzüglich bestimmt sind, auf der Oberfläche unserer Erde als Würmer umherzukriechen, uns anzubauen und auf ihr unser kurzes Leben zu durchleben. Wie klein der große Mensch im Gebiet der Natur sei, sehen wir aus der dünnen Schicht der fruchtbaren Erde, die doch eigentlich allein sein Reich ist. Einige Schuh tiefer, und er gräbt Sachen hervor, auf denen nichts wächst und die Jahre und Jahreszeiten erfordern, damit auf ihnen nur schlechtes Gras gedeihe. Tiefer hinab, und er

findet, oft wo er sie nicht suchte, seine fruchtbare Erde wieder, die einst die Oberfläche der Welt war; die wandelnde Natur hat sie in ihren fortgehenden Perioden nicht geschont. Muscheln und Schnecken liegen auf den Bergen; Fische und Landthiere liegen versteint in Schiefern; versteinte Hölzer und Abdrücke von Blumen oft beinahe anderthalb tausend Fuß tief. Nicht auf dem Boden deiner Erde wandelst du, armer Mensch, sondern auf einem Dach deines Hauses, das durch viele Ueberschwemmungen erst zu dem werden konnte, was es dir jetzt ist. Da wächst für dich einiges Gras, einige Bäume, deren Mutter dir gleichsam der Zufall heranschwemmte und von denen du als eine Ephemere lebst.

II.

Das Pflanzenreich unserer Erde in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation als alle Gebilde der Erde und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowol in diesen verliert, als in mancherlei Sprossen und Aehnlichkeiten dem Thierreich nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter, sie hat Geschlechter und Befruchtung, Geburt und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie als für Thiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an jene kahlen Felsen an, die noch keinem Fuß eines Lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein Körnchen lockere Erde ihren Samen aufnehmen kann und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, geht sie auf und stirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächsen zur bessern Mutterhülle dient. So werden Felsen begrast und beblümt, so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüste. Die verweste wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe und zur weitern Cultur der Erde.

* * *

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Thier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baumes eine Mutterhülle fordert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer

demselben, ist unser Fiberngebäude in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitiva ähnlich? Unsere Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze: wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohne unsern Willen werden wir hervorgerufen, und niemand wird gefragt, welches Geschlechts er sein; von welchen Aeltern er entsprießen; auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen; durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle. In alle diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die er so wenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja denen er beinahe wider Willen mit seinen stärksten Trieben dient. Solange der Mensch wächst und der Saft in ihm grünt: wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Aeste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf die sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählich. In der Blütenzeit des Frühlings und unserer Jugend mit welchen Reichthümern ist allenthalben die Natur beladen! Man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen. Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüten sind abgefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach; entblättert steht er da; der Sturm raubt ihm seine dürren Aeste, bis er endlich ganz zu Boden sinkt und sich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöst. Ist's mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles traut er sich zu, und eben weil er's sich zutraut, gelingt's ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert sich alles um ihn, blos weil er sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebt! Im Auge eines höhern Wesens mögen unsere Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben sein als die Thaten und Unternehmungen eines Baums. Er entwickelt, was er entwickeln kann, und macht sich, dessen er habhaft werden mag, Meister. Er treibt Sprossen und Keime, gebiert Früchte und säet junge Bäume; niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur gestellt hat, und er kann sich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, nehmen.

Insonderheit, dünkt mich, demüthigt es den Menschen, daß er mit den süßen Trieben, die er Liebe nennt und in die er soviel Willkür setzt, beinahe ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dient. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blüht: und die Blüte, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die andern Theile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmuth auch für andere Geschöpfe. Warum that sie dies alles und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte: dieser Zweck ist Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter. Die Natur braucht Keime, sie braucht unendlich viel Keime, weil sie nach ihrem großen Gange tausend Zwecke auf einmal befördert. Sie mußte also auch auf Verlust rechnen, weil alles zusammengedrängt ist und nichts eine Stelle findet, sich ganz auszuwickeln. Aber damit ihr bei dieser scheinbaren Verschwendung dennoch das Wesentliche und die erste Frische der Lebenskraft nimmer fehlte, mit der sie allen Fällen und Unfällen im Lauf so zusammengedrängter Wesen vorkommen mußte, machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend und zündete ihre Flammen mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von denen die Kindheit nichts wußte. Das Auge des Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt, die Wange des Mädchens färbt sich: zwei Geschöpfe verlangen nacheinander und wissen nicht, was sie verlangen; sie schmachten nach Einigung, die ihnen doch die zertrennende Natur versagt hat, und schwimmen in einem Meer der Täuschung. Süßgetäuschte Geschöpfe, genießet eurer Zeit; wisset aber, daß ihr damit nicht eure kleinen Träume, sondern, angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert! Im ersten Paar Einer Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen; sie wählte also fortsprießende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens aneinander; und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Dasein raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählich das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre beste Farbe. Dem Schmetterling entfallen die Flügel und der

Athem geht ihm aus; ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. Solange die junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte des Winters, und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die Musa hat oft hundert Jahr erlebt; sobald sie aber einmal die Blüte entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst hindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahre den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst fünfunddreißig Jahre zu einer Höhe von siebzig Schuh, hierauf in vier Monaten noch dreißig Schuh; nun blüht sie, bringt Früchte und stirbt in demselben Jahre. Das ist der Gang der Natur bei Entwickelung der Wesen auseinander; der Strom geht fort, indeß sich eine Welle in der andern verliert.

* * *

Bei der Verbreitung und Ausartung der Pflanzen ist eine Aehnlichkeit kenntlich, die sich auch auf die Geschöpfe über ihnen anwenden läßt und zu Aussichten und Gesetzen der Natur vorbereitet. Jede Pflanze fordert ihr Klima, zu dem nicht die Beschaffenheit der Erde und des Bodens allein, sondern auch die Höhe des Erdstrichs, die Eigenheit der Luft, des Wassers, der Wärme gehört. Unter der Erde lag alles noch durcheinander, und obwol auch hier jede Stein-, Krystall- und Metallart ihre Beschaffenheit von dem Lande nimmt, in dem sie wuchs, und hiernach die eigensten Verschiedenheiten gibt: so ist man doch in diesem Reich des Pluto noch lange nicht zu der allgemeinen geographischen Uebersicht und zu den ordnenden Grundsätzen gekommen als im schönen Reich der Flora. Die „Botanische Philosophie"*), die Pflanzen nach der Höhe und Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Wassers, der Wärme ordnet, ist also eine augenscheinliche Leiterin zu einer ähnlichen Philosophie in Ordnung der Thiere und Menschen.

Alle Pflanzen wachsen hin und wieder wild in der Welt; auch unsere Kunstgewächse sind aus dem Schos der freien Natur, wo sie in ihrem Himmelsstrich in größter Vollkommenheit wachsen. Mit den Thieren und Menschen ist's nicht anders; denn jede Menschenart organisirt sich in ihrem Erdstrich zu der ihr natürlichsten Weise. Jede Erde, jede Gebirgsart, jeder ähnliche Luftstrich, sowie ein gleicher Grad der Hitze und Kälte ernährt seine Pflanzen. Auf den

---

*) „Linnei philosophia botanica" ist für mehrere Wissenschaften ein classisches Muster. Hätten wir eine Philosophia anthropologica dieser Art, mit der Kürze und vielseitigen Genauigkeit geschrieben, so wäre ein Leitfaden da, dem jede hinzukommende Bemerkung folgen könnte. Der Abt Soulavie hat in seiner „Histoire naturelle de la France méridionale", P. II, T. 1, einen Entwurf zur allgemeinen physischen Geographie des Pflanzenreichs gegeben, und verspricht ihn auch über Thiere und Menschen.

lappländischen Felsen, den Alpen, den Pyrenäen wachsen, der Entfernung ungeachtet, dieselben oder ähnliche Kräuter; Nordamerika und die hohen Strecken der Tatarei erziehen gleiche Kinder. Auf solchen Erdhöhen, wo der Wind die Gewächse unsanft bewegt und ihr Sommer kürzer dauert, bleiben sie zwar klein, sie sind hingegen voll unzähliger Samenkörner, da, wenn man sie in Gärten verpflanzt, sie höher wachsen und größere Blätter, aber weniger Frucht tragen. Jedermann sieht die durchscheinende Aehnlichkeit zu Thieren und Menschen. Alle Gewächse lieben die freie Luft; sie neigen sich in den Treibhäusern zu der Gegend des Lichts, wenn sie auch durch ein Loch hinausdringen sollten. In einer eingeschlossenen Wärme werden sie schlanker und rankiger, aber zugleich bleicher, fruchtloser, und lassen nachher, zu plötzlich an die Sonne versetzt, die Blätter sinken. Ob es mit den Menschen und Thieren einer verzärtelnden oder zwangvollen Cultur anders wäre? Mannichfaltigkeit des Erdreichs und der Luft macht Spielarten an Pflanzen, wie an Thieren und Menschen; und je mehr jene an Sachen der Zierde, an Form der Blätter, an Zahl der Blumenstiele gewinnen, desto mehr verlieren sie an Kraft der Selbstfortpflanzung. Ob es bei Thieren und Menschen — die größere Stärke ihrer vielfachern Natur abgerechnet — anders wäre? Gewächse, die in warmen Ländern zur Baumeshöhe wachsen, bleiben in kalten Gegenden kleine Krüppel. Diese Pflanze ist für das Meer, jene für den Sumpf, diese für Quellen und Seen geschaffen; die eine liebt den Schnee, die andere den überschwemmenden Regen der heißen Zone, und alles dies charakterisirt ihre Gestalt, ihre Bildung. Bereitet uns dieses alles nicht vor, auch in Ansehung des organischen Gebäudes der Menschheit, sofern wir Pflanzen sind, dieselben Varietäten zu erwarten?

Insonderheit ist es angenehm, die eigene Art zu bemerken, mit der die Gewächse sich nach der Jahreszeit, ja gar nach der Stunde des Tages richten, und sich nur allmählich zu einem fremden Klima gewöhnen. Näher am Pol verspäten sie sich im Wachsen und reifen desto schneller, weil der Sommer später kommt und stärker wirkt. Pflanzen, die in den südlichen Welttheilen gewachsen nach Europa gebracht wurden, reiften das erste Jahr später, weil sie noch die Sonne ihres Klima erwarteten; den folgenden Sommer allmählich geschwinder, weil sie sich schon zu diesem Luftstrich gewöhnten. In der künstlichen Wärme des Treibhauses hielt jede noch die Zeit ihres Vaterlandes, wenn sie auch funfzig Jahr in Europa gewesen war. Die Pflanzen vom Cap blühen im Winter, weil alsdann in ihrem Vaterlande Sommerzeit ist; die Wunderblume in der Nacht: vermuthlich — sagt Linneus — weil sodann in Amerika, ihrem Vaterlande, Tageszeit ist. So hält jede ihre Zeit, selbst ihre Stunde des Tages, da sie sich schließt und aufthut. „Diese Dinge“, sagt

der botanische Philosoph*), „scheinen zu weisen, daß etwas mehr zu ihrem Wachsthum gehöre als Wärme und Wasser“; und gewiß hat man auch bei der organischen Verschiedenheit des Menschengeschlechts und bei seiner Gewöhnung an fremde Klimate auf etwas mehr und anderes als auf Hitze und Kälte zu merken, zumal wenn man von einem andern Hemisphär redet.

* * *

Endlich, wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle — welch ein Feld von Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten! Man hat die schöne Erfahrung gemacht**), daß die Gewächse zwar so wenig als wir von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brennbare sei, was Thiere tödtet und in allen animalischen Körpern die Fäulniß befördert. Man hat bemerkt, daß sie dies nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittels der Wärme, sondern mittels des Lichts thun, das sie, selbst bis auf die kalten Mondesstrahlen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! Was uns zerstört, was wir verpestet ausathmen, zieht ihr an euch; das zarteste Medium muß es mit euch vereinigen, und ihr gebt es rein wieder. Ihr erhaltet die Gesundheit der Geschöpfe, die euch vernichten; und wenn ihr sterbt, seid ihr noch wohlthätig; ihr macht die Erde gesunder und zu neuen Geschöpfen eurer Art fruchtbar.

Wenn die Gewächse zu nichts als hierzu dienten, wie schön verflochten wäre ihr stilles Dasein ins Reich der Thiere und Menschen! Nun aber, da sie zugleich die reichste Speise der thierischen Schöpfung sind, und es insonderheit in der Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts soviel darauf ankam, was jedes Volk in seinem Erdstrich für Pflanzen und Thiere vor sich fand, die ihm zur Nahrung dienen konnten, wie mannichfaltig und neu verflicht sich damit die Geschichte der Naturreiche! Die ruhigsten und, wenn man sagen darf, die menschlichsten Thiere leben von Pflanzen; an Nationen, die eben diese Speise wenigstens öfters genießen, hat man eben diese gesunde Ruhe und heitere Sorglosigkeit bemerkt. Alle fleischfressenden Thiere sind ihrer Natur nach wilder; der Mensch, der zwischen ihnen steht, muß, wenigstens dem Bau seiner Zähne nach, kein fleischfressendes Thier sein. Ein Theil der Erdnationen lebt großentheils noch von Milch und Gewächsen; in frühern Zeiten haben mehrere davon gelebt: und welchen Reichthum hat ihnen auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten, ja gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft Ein

*) Vgl. Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, I, 6 fg.

**) Ingenhouß, Versuche mit den Pflanzen (Leipzig 1780), S. 49.

Baum eine ganze Familie nährt! Wunderbar ist jedem Erdstrich das Seine gegeben, nicht nur in dem, was es gewährt, sondern auch in dem, was es an sich zieht und wegnimmt; denn da die Pflanzen von dem Brennbaren der Luft, mithin zum Theil von den für uns schädlichsten Dünsten leben, so organisirt sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes, und sie bereiten für den immer zur Fäulniß gehenden animalischen Körper überall die Arzneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe, da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Gifts, also die wohlthätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind und in seinen Händen, zum Theil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Thierart dieses oder jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachtheile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Thierart, und an seinem Theil auch dem Menschen, Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für ihn dienen, auszusuchen und die schädlichen zu verwerfen?

Es müßte ein angenehmer Lustgang unter Bäumen und Pflanzen sein, wenn man diese großen Naturgesetze der Nützlichkeit und Einwirkung derselben ins Menschen- und Thierreich durch die verschiedenen Striche unserer Erde verfolgte; wir müssen uns begnügen, auf dem ungemessen weiten Felde künftig bei Gelegenheit nur einige einzelne Blumen zu brechen, und den Wunsch einer allgemeinen botanischen Geographie für die Menschengeschichte einem eigenen Liebhaber und Kenner empfehlen.

III.

Das Reich der Thiere in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene da waren, waren diese; und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend, wenigstens in einigen Elementen, schon besetzt: denn wovon sollte außer den Pflanzen sonst der Ankömmling leben? Jede Geschichte des Menschen also, die ihn außer diesem Verhältniß betrachtet, muß mangelhaft und einseitig werden. Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst; in jedem Element machten ihm die Thiere seine Alleinherrschaft streitig. Dies Geschlecht

mußte er zähmen, mit jenem lange kämpfen. Einige entrannen seiner Herrschaft, mit andern lebt er in ewigem Kriege. Kurz, so viel Geschicklichkeit, Klugheit, Herz und Macht jede Art äußerte, so weit nahm sie Besitz auf der Erde.

Es gehört also noch nicht hierher, ob der Mensch Vernunft, und ob die Thiere keine Vernunft haben. Haben sie diese nicht, so besitzen sie etwas anderes zu ihrem Vortheil; denn gewiß hat die Natur keins ihrer Kinder verwahrlost. Verließe sie ein Geschöpf, wer wollte sich sein annehmen, da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen! Der gottgleiche Mensch wird hier von Schlangen, dort vom Ungeziefer verfolgt, hier vom Tiger, dort vom Haifisch verschlungen. Alles ist im Streit gegeneinander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen.

Warum that die Natur dies? Warum drängte sie so die Geschöpfe aufeinander? Weil sie im kleinsten Raum die größte und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch eins das andere überwältigt, und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als ob sie die einige wäre; ihr zur Seite steht aber eine andere da, die sie einschränkt, und nur in diesem Verhältniß entgegengesetzter Arten fand die Schöpferin das Mittel zur Erhaltung des Ganzen. Sie wog die Kräfte, sie zählte die Glieder, sie bestimmte die Triebe der Gattungen gegeneinander, und ließ übrigens die Erde tragen, was sie zu tragen vermochte.

Es kümmert mich also nicht, ob große Thiergattungen untergegangen sind. Ging der Mammuth unter, so gingen auch Riesen unter; es war ein anderes Verhältniß zwischen den Geschlechtern. Wie es jetzt ist, sehen wir das offenbare Gleichgewicht, nicht nur im Ganzen der Erde, sondern auch selbst in einzelnen Welttheilen und Ländern. Die Cultur kann Thiere verdrängen; sie kann sie aber schwerlich ausrotten, wenigstens hat sie dies Werk noch in keinem großen Erdtheil vollendet: und muß sie statt der verdrängten wilden nicht in einem größern Maß zahmere Thiere nähren? Noch ist also bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Erde keine Gattung ausgegangen, ob ich gleich nicht zweifle, daß da diese anders war auch andere Thiergattungen haben sein können, und wenn sie sich einmal durch Kunst oder Natur völlig ändern sollte, auch ein anderes Verhältniß der lebendigen Geschlechter sein werde.

Kurz, der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alle Elemente, Sümpfe und Ströme, Sand und Luft, waren mit Geschöpfen erfüllt oder füllten sich mit Geschöpfen; und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht einen Platz seiner Herrschaft auswirken. Wie er dies gethan habe, ist die Geschichte seiner Cultur,

an der die rohesten Völker Antheil nehmen, der interessanteste Theil der Geschichte der Menschheit. Hier bemerke ich nur eins, daß die Menschen, indem sie sich allmählich die Herrschaft über die Thiere erwarben, das meiste von Thieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größern oder kleinern Kreise die Strahlen auf sich zusammenlenkte. Je mehr, je heller er dieses that, je klügere Thiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte, desto mehr gewann auch seine Bildung; und die Geschichte seiner Cultur wird sonach einem großen Theil nach zoologisch und geographisch.

* * *

Zweitens. Da die Varietät der Klimate und Länder, der Steine und Pflanzen auf unserer Erde so groß ist: wie größer wird die Verschiedenheit ihrer eigentlichen lebendigen Bewohner! Nur schränke man diese nicht auf die Erde ein, denn auch die Luft, das Wasser, selbst die innern Theile der Pflanzen und Thiere wimmeln von Leben. Zahlloses Heer, für das die Welt gemacht ist, wie für den Menschen! Rege Oberfläche der Erde, auf der alles, so tief und weit die Sonne reicht, genießt, wirkt und lebt!

Ich will mich in die allgemeinen Sätze nicht einlassen, daß jedes Thier sein Element, sein Klima, seinen eigenthümlichen Wohnplatz habe, daß einige sich wenig, andere mehr, und wenige Gattungen sich beinahe so weit verbreitet haben, als sich der Mensch verbreitete; wir haben hierüber ein sehr durchdachtes und mit wissenschaftlichem Fleiß gesammeltes Buch: Zimmermann's „Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere" (3 Bde., mit einer genauen und feinen zoologischen Weltkarte, Leipzig 1778—83). Was ich hier auszeichne, sind einige besondere Bemerkungen, die wir auch bei der Menschengeschichte bestätigt finden werden.

1) Auch die Gattungen, die fast überall auf der Erde leben, gestalten sich beinahe in jedem Klima anders. Der Hund ist in Lappland häßlich und klein; in Sibirien wird er wohlgestalteter, hat aber noch steife Ohren und keine beträchtliche Größe; in den Gegenden, wo die schönsten Menschen leben, sagt Buffon, findet man auch die schönsten und größten Hunde. Zwischen den Wendecirkeln verliert er seine Stimme, und im Stande der Wildheit wird er dem Schakal ähnlich. Der Ochs in Madagaskar trägt einen Höcker funfzig Pfund schwer, der in weitern Gegenden allmählich abnimmt; und so variirt dieses Geschlecht an Farbe, Größe, Stärke,

Muth beinahe nach allen Gegenden der Erde. Ein europäisches Schaf bekam am Vorgebirge der Guten Hoffnung einen Schwanz von neunzehn Pfund; in Island treibt es bis fünf Hörner; im Oxford'schen in England wächst es bis zur Größe eines Esels; und in der Türkei ist es getigert. So gehen die Verschiedenheiten bei allen Thieren fort. Und sollte sich der Mensch, der in seinem Muskel- und Nervengebäude größtentheils auch ein Thier ist, nicht mit den Klimaten verändern? Nach der Analogie der Natur wäre es ein Wunder, wenn er unverändert bliebe.

2) Alle gezähmten Thiere sind ehemals wild gewesen, und von den meisten hat man noch, insonderheit in den asiatischen Gebirgen, ihre wilden Urbilder gefunden, gerade an dem Ort, wo wenigstens von unserer obern Erdkugel wahrscheinlich das Vaterland der Menschen und ihrer Cultur war. Je weiter von dieser Gegend, insonderheit wo der Uebergang schwerer war, mindern sich die Gattungen der gezähmten Thiere, bis endlich in Neu-Guinea, Neuseeland und den Inseln des Südmeers das Schwein, der Hund und die Katze ihr ganzer Thierreichthum waren.

3) Amerika hatte größtentheils seine eigenen Thiere, völlig seinem Erdstrich gemäß, wie die Bildung desselben aus lange überschwemmten Tiefen und ungeheuern Höhen sie haben mußte. Wenige große Landthiere hatte es, und noch weniger, die zähmbar oder gezähmt waren; desto mehr Gattungen von Fledermäusen, Gürtelthieren, Ratten, Mäusen, den Unau, das Ai, Heere von Insekten, Amphibien, Kröten, Eidechsen u. s. w. Jedermann begreift, was dies auf die Geschichte der Menschen für Einfluß haben werde.

4) In Gegenden, wo die Kräfte der Natur am wirksamsten sind, wo sich die Hitze der Sonne mit regelmäßigen Winden, starken Ueberschwemmungen, gewaltigen Ausbrüchen der elektrischen Materie, kurz, mit allem in der Natur vereint, was Leben wirkt und lebendig heißt: in ihnen gibt es auch die ausgebildetsten, stärksten, größten, muthvollsten Thiere, sowie die würzreichste Pflanzenschöpfung. Afrika hat seine Heerden von Elefanten, Zebras, Hirschen, Affen, Büffeln; die Löwen, Tiger, das Krokodil, das Flußpferd erscheinen in ihm in voller Rüstung; die höchsten Bäume heben sich in die Luft und prangen mit den saftreichsten, nützlichsten Früchten. Die Reichthümer Asiens im Pflanzen- und Thierreich kennt ein jeder; sie treffen am meisten auf die Gegenden, wo die elektrische Kraft der Sonne, der Luft, der Erde im größten Strom ist. Wo diese hingegen entweder an sich schwächer und unregelmäßiger wirkt, wie in den kalten Ländern, oder wo sie im Wasser, in laugenhaften Salzen, in feuchten Harzen zurückgetrieben oder festgehalten wird, da scheinen sich auch nimmer jene Geschöpfe zu entwickeln, zu deren Bildung das ganze Spiel der Elektricität gehört. Träge Wärme mit Feuchtigkeit

gemischt bringt Heere von Insekten und Amphibien hervor, keine jener Wundergestalten der Alten Welt, die ganz von regem Feuer durchglüht sind. Die Muskelkraft eines Löwen, der Sprung und Blick eines Tigers, die feine Verständigkeit des Elefanten, das sanfte Wesen der Gazelle, die verschmitzte Bosheit eines afrikanischen oder asiatischen Affen sind keinem Thier der Neuen Welt eigen. Mit Mühe haben sich diese gleichsam aus dem warmen Schlamm losgewunden; diesem fehlt's an Zähnen, jenem an Füßen und Klauen, einem dritten am Schwanz, und den meisten an Größe, Muth und Schnellkraft. Auf den Gebirgen werden sie belebterer Art; sie reichen aber auch nicht an die Thiere der Alten Welt, und die meisten zeigen, daß ihnen in ihrem zähen oder schuppenartigen Wesen der elektrische Strom fehlt.

5) Endlich wird es, was wir bei den Pflanzen bemerkten, bei den Thieren vielleicht noch sonderbarere Erscheinungen geben, nämlich ihre oft widersinnige Art und ihr langsames Gewöhnen an ein fremdes, zumal antipodisches Klima. Der amerikanische Bär, den Linné beschrieben *), hielt auch in Schweden die amerikanische Tag- und Nachtzeit. Er schlief von Mitternacht bis zu Mittag und spazierte vom Mittag bis zu Mitternacht, als ob es sein amerikanischer Tag wäre; mit seinen übrigen Instincten erhielt er sich auch seines Vaterlandes Zeitmaß. Sollte diese Bemerkung nicht mehrerer aus andern Strichen der Erde, aus der öst- und südlichen Halbsphäre werth sein? Und wenn diese Verschiedenheit von Thieren gilt, sollte das Menschengeschlecht, seinem eigenthümlichen Charakter unbeschadet, ganz leer davon ausgehen?

IV.

Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Thieren der Erde.

1) Als Linneus die Arten der säugenden Thiere auf 230 brachte, unter denen er schon die säugenden Wasserthiere mitbegriff, zählte er der Vögel 946, der Amphibien 292, der Fische 404, der Insekten 3060, der Gewürme 1205 Arten; offenbar also waren die Landthiere die mindesten, und die Amphibien, die ihnen am nächsten kommen, folgten nach ihnen. In der Luft, im Wasser, in den Morästen, im Sande vermehrten sich die Geschlechter und Arten; und ich glaube, daß sie sich bei weitern Entdeckungen immer

*) Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, IX, 300.

ungefähr in dem nämlichen Verhältniß vermehren werden. Wenn nach Linneus' Tode die Arten der Säugethiere bis auf 450 gewachsen, so rechnet Buffon auf 2000 Vögel, und Forster allein entdeckte auf einigen Inseln des Südmeers in einem kurzen Aufenthalt 109 neue Arten derselben, wo es durchaus keine neu zu entdeckende Landthiere gab. Geht dieses Verhältniß fort, und werden künftig mehr neue Insekten, Vögel, Gewürme als völlig neue Gattungen der Landthiere bekannt werden, so viel ihrer auch in dem noch undurchreisten Afrika sein mögen, so können wir nach aller Wahrscheinlichkeit den Satz annehmen: die Klassen der Geschöpfe erweitern sich, je mehr sie sich vom Menschen entfernen: je näher ihm, desto weniger werden die Gattungen der sogenannten vollkommenern Thiere.

2) Nun ist unleugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam Eine Hauptform zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt. Der ähnliche Knochenbau der Landthiere fällt in die Augen: Kopf, Rumpf, Hände und Füße sind überall die Haupttheile, selbst die vornehmsten Glieder derselben sind nach einem Prototyp gebildet und gleichsam nur unendlich variirt. Der innere Bau der Thiere macht die Sache noch augenscheinlicher, und manche rohe Gestalten sind im Inwendigen der Haupttheile dem Menschen sehr ähnlich. Die Amphibien gehen von diesem Hauptbilde schon mehr ab; Vögel, Fische, Insekten, Wassergeschöpfe noch mehr, welche letzte sich in die Pflanzen- oder Steinschöpfung verlieren. Weiter reicht unser Auge nicht; indessen machen diese Uebergänge es nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen, ja vielleicht gar in den todtgenannten Wesen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener, herrschen möge. Im Blick des ewigen Wesens, der alles in Einem Zusammenhange sieht, hat vielleicht die Gestalt des Eistheilchens, wie es sich erzeugt, und der Schneeflocke, die sich an ihm bildet, noch immer ein analoges Verhältniß mit der Bildung des Embryons im Mutterleibe. Wir können also das zweite Hauptgesetz annehmen: daß, je näher dem Menschen, auch alle Geschöpfe in der Hauptform mehr oder minder Aehnlichkeit mit ihm haben, und daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach Einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheine.

3) Es erhellt also von selbst, daß, da diese Hauptform nach Geschlechtern, Arten, Bestimmungen, Elementen immer variirt werden mußte, ein Exemplar das andere erkläre. Was die Natur bei diesem Geschöpf als Nebenwerk hinwarf, führte sie bei

dem andern gleichsam als Hauptwerk aus; sie setzte es ins Licht, vergrößerte es und ließ die andern Theile, obwol immer noch in der überdachtesten Harmonie, diesem Theil jetzt dienen. Anderswo herrschen wiederum diese dienenden Theile, und alle Wesen der organischen Schöpfung erscheinen also als disjecti membra poetae. Wer sie studiren will, muß eins im andern studiren; wo dieser Theil verhüllt und vernachlässigt erscheint, weist er auf ein anderes Geschöpf, wo ihn die Natur ausgebildet und offen darlegte. Auch dieser Satz findet seine Bestätigung in allen Phänomenen divergirender Wesen.

4) Der Mensch endlich scheint unter den Erdthieren das feine Mittelgeschöpf zu sein, in dem sich, soviel es die Einzelheit seiner Bestimmung zuließ, die meisten und feinsten Strahlen ihm ähnlicher Gestalten sammeln. Alles in gleichem Maß konnte er nicht in sich fassen: er mußte also diesem Geschöpf an Feinheit eines Sinnes, jenem an Muskelkraft, einem dritten an Elasticität der Fibern nachstehen; so viel sich aber vereinigen ließ, ward in ihm vereinigt. Mit allen Landthieren hat er Theile, Triebe, Sinne, Fähigkeiten, Künste gemein: wo nicht ererbt, so doch erlernt; wo nicht ausgebildet, so doch in der Anlage. Man könnte, wenn man die ihm nahen Thierarten mit ihm vergleicht, beinahe kühn werden zu sagen, sie seien gebrochene und durch katoptrische Spiegel auseinandergeworfene Strahlen seines Bildes. Und so können wir den vierten Satz annehmen: daß der Mensch ein Mittelgeschöpf unter den Thieren, d. i. die ausgearbeitete Form sei, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln.

Ich hoffe nicht, daß die Aehnlichkeit, auf die ich zwischen Menschen und Thieren zeige, mit jenen Spielen der Einbildung werde verwechselt werden, da man bei Pflanzen und sogar bei Steinen äußere Glieder des menschlichen Körpers aufhaschte und darauf Systeme baute. Jeder Vernünftige belacht diese Spiele, da gerade mit der äußern Gestalt die bildende Natur innere Aehnlichkeiten des Baues verdeckte und verlarvte. Wie manche Thiere, die uns von außen so unähnlich scheinen, sind uns im Innern, im Knochenbau, in den vornehmsten Lebens- und Empfindungstheilen, ja in den Lebensverrichtungen selbst auf die auffallendste Weise ähnlich! Man gehe die Zergliederungen Daubenton's, Perrault's, Pallas' und anderer Akademisten durch, und der Augenschein zeigt es deutlich. Die Naturgeschichte für Jünglinge und Kinder muß sich, um dem Auge und Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, an einzelnen Unterscheidungen der äußern Gestalt begnügen; die männliche und philosophische Naturgeschichte sucht den Bau des Thieres von innen und außen, um ihn mit seiner Lebensweise zu vergleichen und den

Charakter und Standort des Geschöpfes zu finden. Bei den Pflanzen hat man diese Methode die natürliche genannt, und auch bei den Thieren muß die vergleichende Anatomie Schritt vor Schritt zu ihr führen. Mit ihr bekommt der Mensch natürlicherweise an sich selbst einen Leitfaden, der ihn durchs große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite, und wenn man bei irgendeiner Methode sagen kann, daß unser Geist dem durchdenkenden vielumfassenden Verstande Gottes nachzudenken wage, so ist's bei dieser. Bei jeder Abweichung von der Regel, die uns der oberste Künstler als ein Gesetz Polyklet's im Menschen darstellte, werden wir auf eine Ursache geführt, warum er hier abwich, zu welchem Zweck er dort anders formte; und so wird uns Erde, Luft, Wasser, selbst die tiefste Tiefe der belebten Schöpfung ein Vorrathshaus seiner Gedanken, seiner Erfindungen, nach und zu Einem Hauptbilde der Kunst und Weisheit.

Welchen großen und reichen Anblick gibt diese Aussicht über die Geschichte der uns ähnlichen und unähnlichen Wesen! Sie scheidet die Reiche der Natur und die Klassen der Geschöpfe nach ihren Elementen und verbindet sie miteinander; auch in dem entferntesten wird der weitgezogene Radius aus einem und demselben Mittelpunkt sichtbar. Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Thiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsers Geschlechts kamen, und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern. Der Vogel fliegt in der Luft; jede Abweichung seiner Form vom Bau der Landthiere läßt sich aus seinem Elemente erklären; sobald er auch nur in einer häßlichen Mittelgattung die Erde berührt, wird er — wie in den Fledermäusen und Vampyrs — dem Gerippe des Menschen ähnlich. Der Fisch schwimmt im Wasser; noch sind seine Füße und Hände in Floßfedern und einen Schwanz verwachsen; er hat noch wenig Articulation der Glieder. Sobald er die Erde berührt, wickelt er, wie der Manati, wenigstens die Vorderfüße los, und das Weib bekommt Brüste. Der Seebär und Seelöwe hat seine vier Füße schon kenntlich, ob er gleich die hintersten noch nicht gebrauchen kann und die fünf Zehen derselben noch als Lappen von Floßfedern nach sich zieht; er kriecht indeß wie er kann leise heran, um sich am Strahl der Sonne zu wärmen, und ist schon einen kleinen Tritt über die Dumpfheit des unförmlichen Seehundes erhoben. So geht's aus dem Staube der Würmer, aus den Kalkhäusern der Muschelthiere, aus den Gespinsten der Insekten allmählich in mehr gegliederte, höhere Organisationen. Durch die Amphibien geht's zu den Landthieren hinauf, und unter diesen ist selbst bei dem abscheulichen Unau mit seinen drei Fingern und zwei Vorderbrüsten schon das nähere Analogon unserer Gestalt sichtbar. Nun spielt die Natur und übt sich rings

um den Menschen im größten Mancherlei der Anlagen und Organisationen. Sie vertheilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich, indeß alle diese Scheinwidersprüche zu Einem Ziel führen. Es ist also anatomisch und physiologisch wahr, daß durch die ganze belebte Schöpfung unserer Erde das Analogon Einer Organisation herrsche; nur also, daß, je entfernter vom Menschen, je mehr das Element des Lebens der Geschöpfe von ihm absteht, die sich immer gleiche Natur auch in ihren Organisationen das Hauptbild verlassen mußte. Je näher ihm, desto mehr zog sie Klassen und Radien zusammen, um in seinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung, was sie kann, zu vereinen. Freue dich deines Standes, o Mensch, und studire dich, edles Mittelgeschöpf, in allem, was um dich lebt!

Drittes Buch.

I.

Vergleichung des Baues der Pflanzen und Thiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen.

Das erste Merkmal, wodurch sich unsern Augen ein Thier unterscheidet, ist der Mund. Die Pflanze ist, wenn ich so sagen darf, noch ganz Mund; sie saugt mit Wurzeln, Blättern und Röhren; sie liegt noch wie ein unentwickeltes Kind in ihrer Mutter Schos und an ihren Brüsten. Sobald sich das Geschöpf zum Thier organisirt, wird an ihm, selbst ehe noch ein Haupt unterscheidbar ist, der Mund merklich. Die Arme des Polypen sind Mäuler; in Würmern, wo man noch wenig innere Theile unterscheidet, sind Speisekanäle sichtbar; ja bei manchen Schalthieren liegt der Zugang derselben, als ob er noch Wurzel wäre, am Untertheil des Thieres. Diesen Kanal also bildete die Natur an ihren Lebendigen zuerst aus und erhält ihn bis zum organisirtesten Wesen. Die Insekten sind im Zustande der Larven fast nichts als Mund, Magen und Eingeweide; die Gestalt der Fische und Amphibien, endlich sogar der Vögel und Landthiere ist auch in ihrer horizontalen Lage dazu gebildet. Nur je höher hinauf, desto vielfach geordneter werden die Theile; die Oeffnung engt sich, Magen und Eingeweide nehmen einen tiefern Platz. Endlich bei der aufgerichteten Stellung des Menschen tritt auch äußerlich der Mund, der am Kopf des Thieres noch immer der vorstehende Theil war, unter die höhere Organisation des Antlitzes zurück; edlere Theile erfüllen die Brust, und die Werkzeuge der Nahrung sind in die niedere Region hinab geordnet. Das edlere Geschöpf soll nicht mehr dem Bauch allein dienen, dessen Herrschaft in allen Klassen seiner untern Brüder auch nach Theilen des Körpers und nach Verrichtungen des Lebens so weit und groß war.

Das erste Hauptgesetz also, dem irgend der Trieb eines Lebendigen dient, ist Nahrung. Die Thiere haben ihn mit der Pflanze gemein; denn auch die Theile ihres Baues, die Speise einsaugen und ausarbeiten, bereiten Säfte und sind ihrem Gewebe nach pflanzenartig. Blos die feinere Organisation, in welche die Natur sie setzte, die mehrere Mischung, Läuterung und Ausarbeitung der Lebenssäfte, nur diese befördert nach Klassen und Arten allmählich den feinern Strom, der die edlern Theile befeuchtet, je mehr die Natur jene niedrigern einschränkte. Stolzer Mensch, blicke auf die erste nothdürftige Anlage deiner Mitgeschöpfe zurück: du trägst sie noch mit dir; du bist ein Speisekanal, wie deine niedrigern Brüder!

Nur unendlich hat uns die Natur gegen sie veredelt. Die Zähne, die bei Insekten und andern Thieren Hände sein müssen, den Raub zu halten und zu zerreißen, die Kiefer, die bei Fischen und Raubthieren mit wunderbarer Macht wirken, wie edel sind sie bei dem Menschen zurückgesetzt und ihre ihnen noch einwohnende Stärke gezähmt! *) Die vielen Magen der niedrigern Geschöpfe sind bei ihm und einigen Landthieren, die sich von innen seiner Gestalt nähern, in Einen zusammengepreßt, und sein Mund endlich ist durch das reinste Göttergeschenk, die Rede, geheiligt. Würmer, Insekten, Fische, die mehrsten Amphibien sind stumm mit dem Munde; auch der Vogel tönt nur mit der Kehle; jedes der Landthiere hat wenige herrschende Schälle, so viel zur Haushaltung seines Geschlechts gehören. Der Mensch allein besitzt wahre Sprachorgane, mit den Werkzeugen des Geschmacks und der Speise, also das Edelste mit den Zeichen der niedrigsten Nothdurft, zusammengeordnet. Womit er Speise für den niedrigen Leib verarbeitet, verarbeitet er auch in den Worten die Nahrung der Gedanken.

Der zweite Beruf der Geschöpfe ist Fortpflanzung: die Bestimmung dazu ist schon im Bau der Pflanzen sichtbar. Wem dienen Wurzel und Stamm, Aeste und Blätter? Wem hat die Natur den obersten oder doch den ausgesuchtesten Platz eingeräumt? Der Blüte, der Krone; und wir sahen, sie sind die Zeugungstheile der Pflanze. Sie also sind zum schönsten Haupttheil dieses Geschöpfes gemacht; auf ihre Ausbildung ist das Leben, das Geschäft, das Vergnügen der Pflanze, ja selbst die einzige scheinbar willkürliche Bewegung derselben berechnet: es ist diese nämlich der sogenannte Schlaf der Pflanzen. Gewächse, deren Samenbehältnisse hinlänglich gesichert sind, schlafen nicht; eine Pflanze nach der Befruchtung schläft auch nicht mehr. Sie schloß sich also nur mütterlich zu, die innern Theile der Blume gegen die rauhe

---

*) Man sehe von der Kraft dieser Theile Haller's Element. Physiol., VI, 14, 15.

Witterung zu bewahren. Und so ist alles bei ihr wie auf Nahrung und Wachsthum, so auch auf Fortpflanzung und Befruchtung berechnet; eines andern Zwecks der Thätigkeit war sie nicht fähig.

Nicht also bei den Thieren. Die Werkzeuge der Fortpflanzung sind ihnen nicht zur Krone gemacht (nur einige der niedrigsten Geschöpfe haben diese Theile dem Haupt nahe), sie sind vielmehr, auch der Bestimmung des Geschöpfes nach, edlern Gliedern untergeordnet. Herz und Lunge nehmen die Brust ein; das Haupt ist seinern Sinnen geweiht; und überhaupt ist dem ganzen Bau nach das Fiberngewebe mit seiner saftreichen Blumenkraft dem reizbaren Triebwerk der Muskeln und dem empfindenden Nervengebäude unterworfen. Die Oekonomie des Lebens dieser Geschöpfe soll offenbar dem Geist ihres Baues folgen. Freiwillige Bewegung, wirksame Thätigkeit, Empfindungen und Triebe machen das Hauptgeschäft des Thieres aus, je mehr sich seine Organisation hebt. Bei den meisten Gattungen ist die Begierde des Geschlechts nur auf kleine Zeit eingeschränkt; die übrige leben sie freier von diesem Triebe als manche niedrige Menschen, die gern in den Zustand der Pflanze zurückkehren möchten. Sie haben natürlich auch das Schicksal der Pflanzen: alle edlern Triebe, die Muskel-, Empfindungs-, Geistes- und Willenskraft, ermatten; sie leben und sterben eines frühzeitigen Pflanzentodes.

Was unter den Thieren der Pflanze am nächsten kommt, bleibt wie in der Oekonomie des Baues, so auch im Zweck seiner Bestimmung dem angeführten Bildungsprincipium treu: es sind Zoophyten und Insekten. Der Polyp ist seinem Bau nach nichts als eine belebte organische Röhre junger Polypen; das Korallengewächs ein organisches Haus eigener Seethiere; das Insekt endlich, das weit über jenen steht, weil es schon in einem feinern Medium lebt, zeigt dennoch in seiner Organisation sowol als in seinem Leben die nahe Grenze jener Pflanzenbestimmung. Sein Kopf ist klein und ohne Gehirn; selbst zu einigen nothdürftigen Sinnen war in ihm nicht Raum, daher es sie auf Fühlhörnern vor sich her trägt. Seine Brust ist klein, daher ihnen die Lunge und vielen auch das kleinste Analogon des Herzens fehlt. Der Hinterleib aber, in seinen pflanzenartigen Ringen, wie groß und weit ist er! Er ist noch der herrschende Theil des Thieres *), sowie die Hauptbestimmung desselben Nahrung und zahlreiche Fortpflanzung.

Bei Thieren edlerer Art legte die Natur, wie gesagt worden, die Werkzeuge der Fortpflanzung, als ob sie sich ihrer zu schämen

---

*) Viele dieser Geschöpfe holen noch durch ihn Athem; auf ihm läuft, statt des Herzens, die Pulsader hinab; sie bohren sich mit demselben ein u. s. w.

anfinge, tiefer hinab; sie gab einem Theil mehrere, sogar die ungleichsten Verrichtungen und gewann damit in der weitern Brust zu edlern Theilen Raum. Selbst die Nerven, die zu jenen Theilen führen mußten, ließ sie weit vom Haupt aus niedrigen Stämmen entspringen, und entnahm sie mit ihren Muskeln und Fibern großentheils dem Willen der Seele. Pflanzenartig wird hier der Saft der Fortpflanzung bereitet, und auch die junge Frucht noch als Pflanze genährt. Pflanzenartig blüht die Kraft dieser Theile und Triebe zuerst ab, wenn das Herz noch und vielleicht rascher schlägt, und der Kopf heller denkt. Das Wachsthum des menschlichen Körpers in seinen Theilen geschieht, nach Martinet's feiner Bemerkung *), minder in den obern als untern Theilen des Körpers: gleich als ob der Mensch ein Baum wäre, der unten auf seinem Stamme wüchse. Kurz, so verschlungen der Bau unsers Körpers ist, so ist offenbar, daß die Theile, die blos zur animalischen Nahrung und Fortpflanzung dienen, auch ihrer Organisation nach mitnichten die herrschenden Theile der Bestimmung eines Thieres, geschweige des Menschen werden sollten und werden konnten.

Und welche wählte denn die Natur zu diesen? Lasset uns ihrem Bau von innen und außen folgen.

* * *

Durch die Reihen aller lebendigen Erdwesen erstreckt sich die Ordnung, daß

1) Thiere mit Einer Höhle und Einer Kammer des Herzens, wie die Amphibien und Fische, auch kälteres Blut; daß
2) die mit Einer Kammer ohne Höhle gar nur einen weißen Saft statt des Blutes haben, wie die Insekten und Würmer; daß aber
3) Thiere mit vierfachigem Herzen warmblütige Geschöpfe sind, wie Vögel und Säugethiere.

Gleichergestalt ist's bemerkt, daß

1) jenen Thieren zum Athemholen und zur Bewirkung des Blutumlaufs die Lunge fehle; daß aber
2) die Thiere mit vierfachigem Herzen Lungen haben.

Es ist unglaublich, was aus diesen simpeln Unterschieden für große Veränderungen zur Veredlung der Wesen folgen.

Zuerst. Die Bildung des Herzens, auch in seiner unvollkommensten Gestalt, fordert einen organischen Bau mehrerer innerer Theile, zu dem sich keine Pflanze erhebt. Auch in Insekten

*) Vgl. Martinet, „Katechismus der Natur", I, 316, wo durch eine Kupfertafel das Wachsthum nach Jahren gezeigt wird.

und Würmern sieht man schon Adern und andere Absonderungswerkzeuge, zum Theil selbst Muskeln und Nerven, die bei den Pflanzen noch durch Röhren, und bei den Pflanzenthieren durch ein Gebäude, das jenen ähnlich ist, ersetzt wurden. In dem vollkommenern Geschöpf ward also eine feinere Ausarbeitung des Saftes, von dem es lebt, mithin auch der Wärme, durch die es lebt, befördert: und so sproßt der Baum des Lebens vom pflanzenartigen zum weißen Saft der Thiere, sodann zum röthern Blut, und endlich zur vollkommenern Wärme organischer Wesen. Je mehr diese wächst, desto mehr sehen wir auch die innere Organisation sich absetzen, sich vervielfältigen, und den Kreislauf vollkommener werden, durch dessen Bewegung jene innere Wärme wahrscheinlich allein entstehen konnte. Nur Ein Principium des Lebens scheint in der Natur zu herrschen: dies ist der ätherische oder elektrische Strom, der in den Röhren der Pflanze, in den Adern und Muskeln des Thiers, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird, und zuletzt alle die wunderbaren Triebe und Seelenkräfte anfacht, über deren Wirkung wir bei Thieren und Menschen staunen. Das Wachsthum der Pflanzen, ob ihr Lebenssaft gleich viel organischer und feiner ist als die elektrische Kraft, die sich in der todten Natur äußert, wird durch die Elektricität befördert. Noch auf Thiere und Menschen hat jener Strom Wirkung; und nicht nur auf die gröbern Theile ihrer Maschinen etwa, sondern selbst wo diese zunächst an die Seele grenzen: die Nerven, von einem Wesen belebt, dessen Gesetze beinahe schon über die Materie hinaus sind, da es mit einer Art Allgegenwart wirkt, sind noch von der elektrischen Kraft im Körper berührbar. Kurz, die Natur gab ihren lebendigen Kindern das Beste, was sie ihnen geben konnte, eine organische Aehnlichkeit ihrer eigenen schaffenden Kraft — belebende Wärme. Durch solche und solche Organe erzeugt sich das Geschöpf aus dem todten Pflanzenleben lebendigen Reiz, und aus der Summe dieses, durch feinere Kanäle geläutert, das Medium der Empfindung. Das Resultat der Reize wird Trieb; das Resultat der Empfindungen Gedanke: ein ewiger Fortgang von organischer Schöpfung, der in jedes lebendige Geschöpf gelegt ward. Mit der organischen Wärme desselben — nicht eben wie sie für unsere groben Kunstwerkzeuge von außen fühlbar ist — nimmt auch die Vollkommenheit seiner Gattung, wahrscheinlich also auch seine Fähigkeit zu einem feinern Gefühl des Wohlseins zu, in dessen alles durchgehendem Strom die allerwärmende, allbelebende, allgenießende Mutter sich selbst fühlt.

Zweitens. Je vielfacher die innere Organisation des Geschöpfes zur feinern Lebenswärme ward, desto mehr, sehen wir, wird dasselbe fähig, Lebendige zu empfangen und zu gebären. Abermals

eine Sprosse desselben großen Lebensbaums durch alle Gattungen der Geschöpfe. *)

Es ist bekannt, daß die meisten Pflanzen sich selbst begatten, und daß auch, wo die Glieder des Geschlechts getheilt sind, sich viel Androgynen und Polygamen finden. Gleichergestalt ist's bemerkt, daß bei den niedrigern Arten der Thiere, den Pflanzengeschöpfen, Schnecken, Insekten, entweder die thierischen Zeugungstheile noch fehlen und das Geschöpf wie die Pflanze nur fortzusprossen scheint, oder daß es unter ihnen Hermaphroditen, Androgynen und mehrere Anomalien gebe, die hier aufzuzählen nicht der Ort ist. Je vielfacher die Organisation des Thieres wird, desto bestimmter gehen die Geschlechter auseinander. Hier konnte sich die Natur nicht mehr an organischen Keimen begnügen; die Formung eines in seinen Theilen so vielartigen und vielgestalteten Wesens wäre übel daran gewesen, wenn der Zufall das Werk gehabt hätte, mit organischen Formen zu spielen. Also schied die weise Mutter und trennte die Geschlechter. Sie wußte aber eine Organisation zu finden, wo sich zwei Geschöpfe zu einem vereinten und in ihrer Mitte ein drittes würde, der Abdruck ihrer beider im Augenblick der innigsten organischen Lebenswärme.

In dieser empfangen, wird das neue Wesen allein auch durch sie fortgebildet. Mütterliche Wärme umfängt es und bildet es aus. Noch athmet seine Lunge nicht, und seine größere Brustdrüse saugt; selbst beim Menschen scheint die rechte Herzkammer noch zu fehlen, und statt des Blutes fließt ein weißer Saft durch seine Adern. Je mehr indeß die mütterliche Wärme auch seine innere Wärme anfacht: desto mehr bildet sich das Herz, das Blut röthet sich und gewinnt, ob es gleich die Lunge noch nicht berühren kann, energischen Kreislauf. In lauten Pulsschlägen regt sich das Geschöpf, und tritt endlich vollkommen gebildet auf die Welt, begabt mit allen Trieben der Selbstbewegung und Empfindung, zu denen es nur in einem lebendigen Geschöpf dieser Art organisirt werden konnte. Sogleich reichen ihm Luft, Milch, Nahrungsmittel, selbst der Schmerz und jedes Bedürfniß Anlässe dar, auf tausend Wegen Wärme einzusaugen und sie durch Fibern, Muskeln und Nerven zu dem Wesen zu verarbeiten, das keine niedrigere Organisation erarbeiten kann. Es wächst bis zu den Jahren, da es im Ueberfluß seiner Lebenswärme sich fortzubilden, zu vervielfältigen strebt, und der organische Lebenscirkel also von neuem anfängt.

---

*) Man wende nicht ein, daß auch Polypen, einige Schnecken und sogar die Blattläuse Lebendige gebären; auf diese Weise gebiert auch die Pflanze Lebendige, indem sie Keime treibt. Hier ist von lebendig gebärenden säugenden Thieren die Rede.

So ging die Natur bei den Geschöpfen zu Werke, die sie Lebendige gebären lassen konnte; nicht aber alle konnten dies. Die Thiere kältern Blutes nicht; ihnen muß also die Sonne zu Hülfe kommen und ihre Mitmutter werden. Sie brütet das Ungeborene hervor: ein klarer Beweis, daß alle organische Wärme in der Schöpfung Eins sei, nur durch zahllose Kanäle feiner und feiner hinaufgeläutert. Selbst die Vögel, die wärmern Blutes sind als die Erdenthiere, konnten, vielleicht theils ihres kältern Elements, theils ihrer Lebensart und ganzen Bestimmung wegen, nicht Lebendige gebären. Die Natur verschonte diese leichten flüchtigen Geschöpfe, ihre Jungen bis zur lebendigen Geburt zu tragen, wie sie sie auch mit der Mühe des Säugens verschonte. Sobald der Vogel aber, wenn auch nur in einer häßlichen Mittelgattung, die Erde betritt, säugt er; sobald das Meerthier warmes Blut und Organisation genug hat, ein Lebendiges zu gebären, ward ihm auch die Mühe aufgelegt es zu säugen.

Wie sehr trug die Natur hierdurch zur Vervollkommnung der Gattungen bei! Der flüchtige Vogel kann nur brüten: und wie schöne Triebe beider Geschlechter entstehen schon aus dieser kleinen Haushaltung! Die eheliche Liebe baut, die mütterliche Liebe erwärmt das Nest; die väterliche versorgt es und hilft es mit erwärmen. Wie vertheidigt eine Vogelmutter ihre Jungen! Wie keusch ist in den Geschlechtern, die zur Ehe gemacht sind, ihre eheliche Liebe! Bei den Thieren der Erde sollte dies Band womöglich noch stärker werden; darum bekam die Mutter ihr Lebendiggeborenes an die Brust, es mit den zartesten Theilen ihrer selbst zu nähren. Nur ein grob organisirtes Schwein ist's, das seine eigenen Jungen frißt; nur kalte Amphibien sind's, die ihre Eier dem Sand oder Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugenden Geschlechter für ihre Jungen: die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden, und vielleicht gibt keine andere Gattung ihm nach. Selbst Seegeschöpfe nehmen daran theil, und der Manati ist bis zum Fabelhaften ein Bild der ehelichen und mütterlichen Liebe. Zärtliche Haushälterin der Welt, an so einfache organische Bande knüpftest du die nothwendigsten Beziehungen, sowie die schönsten Triebe deiner Kinder! Auf eine Höhle der Herzmuskel, auf eine athmende Lunge kam's an, daß das Geschöpf mit stärkerer und feinerer Wärme lebte, daß es Lebendige gebar und säugte, daß es zu feinern als den Fortpflanzungstrieben, zur Haushaltung und Zärtlichkeit für die Jungen, ja in einigen Geschlechtern gar zur ehelichen Liebe gewöhnt ward. In der größern Wärme des Bluts, diesem Strom der allgemeinen Weltseele, zündetest du die Fackel an, mit der du auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmst!

Endlich sollte ich noch vom Haupt, als der höchsten Region der Thierbildung, reden; es gehören aber hierzu zuvörderst andere Betrachtungen als über ihre äußern Formen und Glieder.

II.

Vergleichung der mancherlei organischen Kräfte, die im Thiere wirken.

Der unsterbliche Haller hat die verschiedenen Kräfte, die sich im Thierkörper physiologisch äußern, nämlich die Elasticität der Faser, die Reizbarkeit des Muskels, endlich die Empfindung des Nervengebäudes, mit einer Genauigkeit unterschieden, die im ganzen nicht nur unwiderlegbar bleiben, sondern noch die reichste Anwendung, auch bei andern als menschlichen Körpern, zur physiologischen Seelenlehre gewähren dürfte.

Nun lasse ich's dahingestellt sein, ob nicht diese drei allerdings so verschiedenen Erscheinungen im Grunde eine und dieselbe Kraft sein könnten, die sich in der Faser anders, anders im Muskel, anders im Nervengebäude offenbart. Da alles in der Natur verknüpft, und diese drei Wirkungen im belebten Körper so innig und vielfach verbunden sind, so läßt sich daran kaum zweifeln. Elasticität und Reizbarkeit grenzen aneinander, wie Fiber und Muskel zusammen grenzen. Sowie dieser nur ein verflochtenes Kunstgebilde jener ist, so ist auch die Reizbarkeit wahrscheinlich nichts als eine auf innige Art unendlich vermehrte Schnellkraft, die in dieser organischen Verschlingung vieler Theile sich aus dem todten Fiberngefühl zur ersten Stufe des thierischen Selbstreizes erhoben. Die Empfindsamkeit des Nervensystems wird sodann die dritte höhere Art derselben Kraft sein, ein Resultat aller jener organischen Kräfte, da der ganze Kreislauf des Bluts und aller ihm untergeordneten Gefäße dazu zu gehören scheint, das Gehirn, als die Wurzel der Nerven, mit dem feinen Saft zu befeuchten, der sich, als Medium der Empfindung betrachtet, über Muskel- und Faserkräfte so sehr erhebt.

Doch dem sei wie ihm wolle: unendlich ist die Weisheit des Schöpfers, mit der er in den verschiedenen Organisationen der Thierkörper diese Kräfte verband und die niedern allmählich den höhern unterordnen wollte. Das Grundgewebe von allem auch in unserm Bau sind Fibern; auf ihnen blüht der Mensch. Die lymphatischen und Milchgefäße bereiten Saft für die ganze Maschine. Die Muskelkräfte bewegen diese nicht blos zu Wirkungen nach außen,

sondern ein Muskel, das Herz, wird das erste Triebwerk des Blutes, eines Safts aus so vielen Säften, der nicht nur den ganzen Körper erwärmt, sondern auch zum Haupt steigt und von da durch neue Zubereitungen die Nerven belebt. Wie ein himmlisches Gewächs breiten sich diese aus ihrer obern Wurzel nieder; und wie sie sich breiten; wie fein sie sind; zu welchen Theilen sie verwandt werden; mit welchem Grad des Reizes hier oder da ein Muskel verschlungen sei; welchen Saft die pflanzenartigen Gefäße bereiten; welche Temperatur im ganzen Verhältniß dieser Theile gegeneinander herrsche; auf welche Sinne es falle; zu welcher Lebensart es wirke; in welchen Bau, in welche Gestalt es organisirt sei: — wenn die genaue Untersuchung dieser Dinge in einzelnen, zumal dem Menschen nahen Geschöpfen nicht Aufschlüsse über ihren Instinct und Charakter, über das Verhältniß der Gattungen gegeneinander, zuletzt und am meisten über die Ursachen des Vorzugs der Menschen vor den Thieren gäbe, so wüßte ich nicht, woher man physische Aufschlüsse nehmen sollte. Und glücklicherweise gehen jetzt die Camper, Wrisberg, Wolf, Sömmering und so viel andere forschende Zergliederer auf diesem geistigen physiologischen Wege der Vergleichung mehrerer Geschlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organischen Lebens.

Ich setze meinem Zweck gemäß einige Hauptgrundsätze voraus, die die folgenden Betrachtungen über die inwohnenden organischen Kräfte verschiedener Wesen und zuletzt des Menschen einleiten mögen; denn ohne sie ist keine gründliche Uebersicht der Menschennatur in ihren Mängeln und Vollkommenheiten möglich.

* * *

1) Wo Wirkung in der Natur ist, muß wirkende Kraft sein; wo Reiz sich in Bestrebungen oder gar in Krämpfen zeigt, da muß auch Reiz von innen gefühlt werden. Sollten diese Sätze nicht gelten, so hört aller Zusammenhang der Bemerkungen, alle Analogie der Natur auf.

2) Niemand mag eine Grenze ziehen, wo eine augenscheinliche Wirkung Beweis einer inwohnenden Kraft sein könne, und wo sie es nicht mehr sein soll. Den mit uns lebenden Thieren trauen wir Gefühl und Gedanken zu, weil wir ihre tägliche Gewohnheit vor uns sehen; andere können hiervon deswegen nicht ausgeschlossen sein, weil wir sie nicht nahe und innig genug kennen, oder weil uns ihre Werke zu kunstreich dünken; denn unsere Unwissenheit oder Kunstlosigkeit ist kein absoluter Maßstab aller Kunstideen und Kunstgefühle der belebten Schöpfung.

3) Also: Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsinn, der sie übt; und wo ein Geschöpf durch Thaten zeigt, daß es Be-

gebenheiten der Natur zuvor wisse, indem es ihnen zu entgehen trachtet, da muß es einen innern Sinn, ein Organ, ein Medium dieser Voraussicht haben, wir mögens begreifen können oder nicht. Die Kräfte der Natur werden deshalb nicht verändert.

4) Es mögen viel Medien in der Schöpfung sein, von denen wir nicht das mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben; ja es müssen derselben viel sein, da wir fast bei jedem Geschöpf Wirkungen sehen, die wir uns aus unserer Organisation nicht zu erklären vermögen.

5) Die Schöpfung ist unendlich größer, in der Millionen Geschöpfe, jedes von besonderm Sinn und Triebe, eine eigene Welt genießt, ein eigenes Werk treibt, als eine andere Wüste, die der unachtsame Mensch allein mit seinen fünf stumpfen Sinnen betasten soll.

6) Wer einiges Gefühl für die Hoheit und Macht der sinn- und kunst- und lebenreichen Natur hat, wird dankbar annehmen was seine Organisation in sich schließt, ihr aber deswegen den Geist aller ihrer übrigen Werke nicht ins Gesicht leugnen. Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgefühlt, durchgearbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also mußten Geschöpfe sein, sie zu genießen, Organe, sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle gemäß zu beleben. Der Kaiman und der Kolibri, der Condor und die Pipa, was haben sie miteinander gemein? Und jedes ist für sein Element organisirt, jedes lebt und webt in seinem Elemente. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner; jedes Geschöpf hat also seine eigene, eine neue Welt.

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tausend Proben dieser Art und ergriffen von ihren Gefühlen, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen; du theiltest dich ihm ganz mit, so ganz wie es dich in seiner Organisation fassen konnte. Jedes deiner Werke machtest du eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus, und wo du versagen mußtest, erstattetest du, wie die Mutter aller Dinge erstatten konnte!

Laßt uns einige dieser abgewogenen Verhältnisse der verschiedenen wirkenden Kräfte in mancherlei Organisationen bemerken; wir bahnen uns damit den Weg zum physiologischen Standort des Menschen.

* * *

1) Die Pflanze ist zur Vegetation und Fruchtbringung da: ein untergeordneter Zweck, wie es uns scheint, aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Ihn also vollführt sie ganz und wirkt um so unablässiger auf denselben, je weniger sie in andere Zwecke vertheilt ist. Wo sie kann, ist sie im ganzen Keim

da und treibt neue Schößlinge und Knospen; ein Zweig vom Baume stellt den ganzen Baum dar. Wir rufen also sogleich einen der vorigen Sätze hier zu Hülfe und haben das Recht, nach aller Analogie der Natur zu sagen: wo Wirkung ist, muß Kraft, wo neues Leben ist, muß ein Principium des neuen Lebens sein, und in jedem pflanzenartigen Geschöpf muß dieses sich in der größten Wirksamkeit finden. Die Theorie der Keime, die man zur Erklärung der Vegetation angenommen hat, erklärt eigentlich nichts; denn der Keim ist schon ein Gebilde, und wo dieses ist, muß eine organische Kraft sein, die es bildet. Im ersten Samenkorn der Schöpfung hat kein Zergliederer alle künftigen Keime entdeckt; sie werden uns nicht eher sichtbar, als bis die Pflanze zu ihrer eigenen völligen Kraft gelangt ist; und wir haben durch alle Erfahrungen kein Recht, sie etwas anderm als der organischen Kraft der Pflanze selbst zuzuschreiben, die auf sie mit stiller Intensität wirkt. Die Natur gewährte diesem Geschöpf was sie ihm gewähren konnte, und erstattete das vielfache, das sie ihm entziehen mußte, durch die Innigkeit der Einen Kraft, die in ihm wirkt. Was sollte die Pflanze mit Kräften der Thierbewegung, da sie nicht von ihrer Stelle kann? Warum sollte sie andere Pflanzen um sich her erkennen können, da dies Erkenntniß ihr Qual wäre? Aber die Luft, das Licht, ihren Saft der Nahrung zieht sie an und genießt sie pflanzenartig; den Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen, übt sie so treu und unablässig, als ihn kein anderes Geschöpf übt.

2) Der Uebergang von der Pflanze zu den vielen bisher entdeckten Pflanzenthieren stellt dies noch deutlicher dar. Die Nahrungstheile sind bei ihnen schon gesondert; sie haben ein Analogon thierischer Sinne und willkürlicher Bewegung; ihre vornehmste organische Kraft ist indessen noch Nahrung und Fortpflanzung. Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformirt lägen; sondern wie die Pflanze selbst organisches Leben war, ist auch er organisches Leben. Er schießt Abschößlinge wie sie; und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äußert, so äußert ein gequälter Polyp alles was er kann, um sich zu erstatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder, solange seine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte. An einigen Theilen, in einigen Richtungen, wenn die Theile zu klein, wenn seine Kräfte zu matt werden, kann er's nicht mehr; welches alles nicht stattfände, wenn in jedem Punkt der präformirte Keim bereit läge. Mächtige organische Kräfte sind's, die wir in

ihm, wie im Triebwerk der Gewächse, ja noch tiefer hinab in schwächern, dunklern Anfängen wirken sehen.

3) Die Schalenthiere sind organische Geschöpfe voll so viel Lebens, als sich in diesem Element, in diesem Gehäuse nur sammeln und organisiren konnte. Wir müssen es Gefühl nennen, weil wir kein anderes Wort haben; es ist aber Schnecken- und Meeresgefühl, ein Chaos der dunkelsten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Siehe die feinen Fühlhörner, den Muskel, der den Sehnerven vertritt, den offenen Mund, den Anfang des schlagenden Herzens; und welch ein Wunder, die sonderbaren Reproductionskräfte. Das Thier erstattet sich Kopf, Hörner, Kinnlade, Augen; es baut nicht nur seine künstliche Schale und reibt sie ab, sondern erzeugt auch lebendige Wesen mit eben der künstlichen Schale; und manche Geschlechter sind zugleich Mann und Weib. In ihm liegt also eine Welt von organischen Kräften, vermöge deren das Geschöpf auf seiner Stufe vermag, was keins von ausgewickelten Gliedern vermochte, und in denen das zähe Schleimgebilde um so inniger und unablässiger wirkt.

4) Das Insekt, ein so kunstreiches Geschöpf in seinen Wirkungen, ist gerade so kunstreich in seinem Bau; seine organischen Kräfte sind demselben, sogar einzelnen Theilen nach, gleichförmig. Noch fand sich an ihm zu wenigem Gehirn und nur zu äußerst feinen Nerven Raum; seine Muskeln sind noch so zart, daß harte Decken sie von außen bepanzern müssen; und zum Kreislauf der größern Landthiere war in seiner Organisation keine Stelle. Seht aber seinen Kopf, seine Augen, seine Fühlhörner, seine Füße, seine Schilde, seine Flügel; bemerkt die ungeheuern Lasten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameise trägt; die Macht, die eine erzürnte Wespe beweist; seht die fünftausend Muskeln, die Lyonet in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Mensch deren kaum fünfthalbhundert besitzt; betrachtet endlich die Kunstwerke, die sie mit ihren Sinnen und Gliedern vornehmen: und schließt auf eine organische Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Theile einwohnend wirken! Wer kann den ausgerissenen zitternden Fuß einer Spinne, einer Fliege sehen, ohne wahrzunehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sei auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Thieres war noch zu klein, um alle Lebensreize in sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle, auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne, seine feinen Füße Muskeln und Arme, jeder Nervenknoten ein kleineres Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz: und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu denen manche dieser Gattungen ganz gebaut sind, und zu welchen sie Organisation und Bedürfniß treibt. Welche feine Elasticität hat der Faden einer Spinne,

einer Seidenraupe! Und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst, zum offenbaren Erweise, daß sie selbst ganz Elasticität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sei, eine in dieser Organisation wirkende kleine Weltseele.

5) Bei den Thieren von kaltem Blute ist noch dieselbe Uebermacht des Reizes sichtbar. Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch, nachdem sie ihr Haupt verloren; der abgerissene Kopf einer Natter biß nach drei, acht, zwölf Tagen tödlich; der zusammengezogene Kinnbacken eines todten Krokodils konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; sowie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebt. Siehe den Frosch in seiner Begattung: Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Siehe den gequälten Salamander: Hände, Finger, Füße, Schenkel kann er verlieren und erstattet sie sich wieder. So groß und, wenn ich sagen darf, so allgenugsam sind die organischen Lebenskräfte in diesen Thieren von kaltem Blut; und kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu feinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größern Gehirn untergeordnet worden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht.

6) Selbst bei Thieren von wärmerm Blute hat man bemerkt, daß in Verbindung mit den Nerven ihr Fleisch sich träger bewege, und ihr Eingeweide dagegen heftigere Wirkungen des Reizes zeige, wenn das Thier todt ist. Im Tode werden die Zuckungen stärker in dem Maß, als die Empfindung abnimmt; und ein Muskel, der seine Reizbarkeit bereits verloren, erlangt solche wieder, wenn man ihn in Stücke zerschneidet. Je nervenreicher also das Geschöpf ist, desto mehr scheint's von der zähen Lebenskraft zu verlieren, die nur mit Mühe abstirbt. Die Reproductionskräfte einzelner, geschweige so vielartiger Glieder, als Haupt, Hände, Füße sind, verlieren sich bei den sogenannten vollkommenern Geschöpfen; kaum daß sich bei ihnen in gewissen Jahren noch ein Zahn ersetzt, oder ein Beinbruch und eine Wunde ergänzt. Dagegen steigen die Empfindungen und Vorstellungen in diesen Klassen so merklich, bis sie sich endlich im Menschen auf die für eine Erdorganisation feinste und höchste Weise zur Vernunft sammeln.

* * *

Dürfen wir aus diesen Inductionen, die noch viel mehr ins einzelne geleitet werden könnten, einige Resultate sammeln, so wären es folgende:

1) Bei jedem lebendigen Geschöpf scheint der Cirkel organischer Kräfte ganz und vollkommen; nur ist er bei jedem anders modificirt

und vertheilt. Bei diesem liegt er noch der **Vegetation** nahe, und ist daher für die Fortpflanzung und Wiedererstattung seiner selbst so mächtig; bei andern nehmen diese Kräfte ab, je mehr sie in künstlichere Glieder, feinere Werkzeuge und Sinne vertheilt werden.

2) Ueber den mächtigen Kräften der Vegetation fangen die **lebendigen Muskelreize** zu wirken an. Sie sind mit jenen Kräften des wachsenden, sprossenden, sich wiederherstellenden animalischen Fiberngebäudes nahe verwandt; nur erscheinen sie in einer künstlich verschlungenen Form, zu einem eingeschränktern, bestimmtern Zweck der Lebenswirkung. Jeder Muskel steht schon mit vielen andern im wechselseitigen Spiel; er wird also auch nicht die Kräfte der Fiber allein, sondern die seinigen erweisen, lebendigen Reiz in wirkender Bewegung. Der Krampffisch erstattet nicht, wie die Eidechse, der Frosch, der Polyp, seine Glieder. Auch bei den sich reproducirenden Thieren erstatten sich die Theile, in denen Muskelkräfte zusammengedrungen sind, nicht so wie die gleichsam absprossenden Glieder: der Krebs kann seine Füße, aber nicht seinen Schwanz neu treiben. In künstlich verschlungenen Bewegungskräften hört also allmählich das Gebiet des vegetirenden Organismus auf, oder vielmehr, es wird in einer künstlichern Form festgehalten und auf die Zwecke der zusammengesetzten Organisation im ganzen verwendet.

3) Je mehr die Muskelkräfte in das Gebiet der Nerven treten, desto mehr werden auch sie in dieser Organisation gefangen und zu **Zwecken der Empfindung** überwältigt. Je mehr und feinere Nerven ein Thier hat; je mehr diese einander vielfach begegnen, künstlich verstärken und zu edlen Theilen und Sinnen verwandt werden; je größer und feiner endlich der Sammelplatz aller Empfindungen, das Gehirn, ist: desto verständiger und feiner wird die Gattung dieser Organisationen. Wo gegentheils bei Thieren der Reiz die Empfindung, die Muskelkräfte das Nervengebäude überwinden; wo dies auf niedrige Verrichtungen und Triebe verbraucht wird, und insonderheit der erste und beschwerlichste aller Triebe, der Hunger, noch der herrschendste sein mußte: da wird, nach unserm Maßstabe, die Gattung theils unförmlicher im Bau, theils in ihrer Lebensweise gröber.

Wer würde sich nicht freuen, wenn ein philosophischer Zergliederer *) es übernähme, eine vergleichende Physiologie mehrerer,

---

*) Außer andern bekannten Werken finde ich in des ältern Alexander Monro Works (Edinburgh 1781) einen „Essai on comparative anatomy", der eine Uebersetzung, sowie die schönen Thierskelete in Cheselden's „Osteography" (London 1783) einen Nachstich verdienten, der aber in Deutschland schwerlich an die genaue Pracht des Originals kommen dürfte.

insonderheit dem Menschen naher Thiere, nach diesen durch Erfahrungen unterschiedenen und festgestellten Kräften, im Verhältniß der ganzen Organisation des Geschöpfs zu geben? Die Natur stellt uns ihr Werk hin: von außen eine verhüllte Gestalt, ein überdecktes Behältniß innerer Kräfte. Wir sehen seine Lebensweise, wir errathen aus der Physiognomie seines Angesichts und aus dem Verhältniß seiner Theile vielleicht etwas von dem, was im Innern vorgeht; hier aber, im Innern, sind uns die Werkzeuge und Massen organischer Kräfte selbst vorgelegt, und je näher am Menschen, desto mehr haben wir ein Mittel der Vergleichung. Ich wage es, da ich kein Zergliederer bin, den Wahrnehmungen großer Zergliederer in ein paar Beispielen zu folgen; sie bereiten uns zum Bau und zur physiologischen Natur des Menschen vor.

III.

Beispiele vom physiologischen Bau einiger Thiere.

Der Elefant*), so unförmlich er scheint, gibt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Thieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Thieres nach, nicht übermäßig; die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. „Ich war erstaunt", sagt Camper, „eine solche Aehnlichkeit zwischen der glandula pinealis, den nates und testes dieses Thiers mit denen in unserm Gehirn zu finden; wenn irgendwo ein sensorium commune statthaben kann, so muß es hier gesucht werden." Die Hirnschale ist im Verhältniß des Kopfes klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirnhöhle, sondern auch andere Höhlen **) mit Luft anfüllt; denn um die schweren Kinnladen zu bewegen, wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfordert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drückt dasselbe nicht durch seine Schwere; die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Thiers wenden sich großentheils zu den feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben so viel als sein ganzer

*) Nach Buffon, Daubenton, Camper, und zum Theil Zimmermann's Beschreibung eines ungeborenen Elefanten.

**) Die Trommeln und Höhlen der processus mammillares u. s. w.

ungeheuerer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elefanten, das auch am untern Augenlide, dem Menschen und sonst keinem Thiere gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat, hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Thier hinreißt, gesondert. Was bei andern, zumal fleischfressenden Thieren der herrschende Theil des Gesichts zu sein pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöhten Rüssel tief heruntergesetzt und beinahe verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge: die Waffen der Vertheidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden; zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mußten; ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubthier, der wüthende Hunger quälen. Friedlich und reinlich liest er die Kräuter, und weil Geruch und Mund voneinander getrennt sind, braucht er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet, sodaß diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Geschlechts verwildert ihn; denn die Elefantin trägt neun Monate, wie der Mensch, und säugt ihr Junges an Vorderbrüsten. Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühen, zu sterben. Wie edel hat die Natur die thierischen Schneidezähne in Hauzähne verwandelt! Und wie fein muß das Organ seines Gehörs sein, da er die menschliche Rede in feinen Unterscheidungen des Befehls und der Affecte versteht! Seine Ohren sind größer als bei einem andern Thier, dabei dünn und nach allen Seiten gebreitet; ihre Oeffnung liegt hoch, und der ganze dennoch kleine Hinterkopf des Thiers ist eine Höhle des Widerhalls mit Luft erfüllt. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Oekonomie der Nerven zu paaren: ein König der Thiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der Löwe dagegen*), welch ein anderer König der Thiere! Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet; auf Sanftmuth und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein, und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältniß nach selbst die

---

*) Insonderheit nach Wolf's vortrefflicher Beschreibung in den Nov. Commentar. Acad. Scient. Petrop, XV, XVI, nach deren Art ich die physiologisch-anatomische Beschreibung mehrerer Thiere wünschte.

Nerven der Katze nicht sind; die Muskeln dagegen dick und stark, und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigener großer Muskel, der den Hals erhebt; ein Muskel des Vorderfußes, der zum Festhalten dient; ein Fußgelenk dicht an der Klaue; diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt — solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen; das Reiben desselben und also sein Hunger muß fürchterlich sein. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Höhlen desselben, viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal, und in den Zweigen der funfzehnten Abtheilung hundertmal schneller läuft als im Menschen. Das Herz des Elefanten dagegen schlägt ruhig, beinahe wie bei kaltblütigen Thieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die, anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vordertheil liegen und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervortreibt, und bei dem ihn Blutdurst befällt, wüthender Durst, auch nach dem Blute seines Wohlthäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaumen nach dieser Erquickung lechzt. Dabei gebiert die Löwin mehrere Junge, die langsam wachsen; sie muß sie also lange nähren, und ihr mütterlicher Trieb nebst eigenem Hunger reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt und sein heißer Hunger ein Durst ist, so ist's natürlich, daß ihn faules Aas nicht reize. Das eigene Würgen und Aussaugen des frischen Blutes ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmuth. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist; feige wird er, wenn er satt ist, weil er faulen Vorrath nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denkt, und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibt. Wohlthätig hat die Natur seine Sinne gestumpft: sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt; er wittert nicht scharf, weil er, auch der Lage seiner Muskeln nach, nur zum mächtigen Sprunge, nicht zum Lauf gemacht ist, und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte gefurchte Stirn ist klein gegen den Untertheil des Gesichts, die Raubknochen und Freßmuskeln. Plump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskeln; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Die Natur hatte ihre furchtbaren Kräfte verbraucht und machte ihn im

Geschlecht, auch sonst wenn ihn sein Blutdurst nicht quält, zu einem sanften und edlen Thiere. So physiologisch ist also auch dieses Geschöpfes Art und Seele.

Ein drittes Beispiel mag der **Unau** sein, dem Ansehen nach das letzte und ungebildetste der vierfüßigen Thiere, ein Klumpen des Schlammes, der sich zur thierischen Organisation erhoben. Klein ist sein Kopf und rund; auch alle Glieder desselben rund und dick, unausgebildet und wulstig. Sein Hals ist ungelenk, gleichsam Ein Stück mit dem Kopf. Die Haare desselben begegnen sich mit dem Rückenhaar, als ob die Natur das Thier in zweierlei Richtungen formirt habe, ungewiß, welche sie wählen sollte. Sie wählte endlich den Bauch und Hintern zum Haupttheil, dem auch in der Stellung, Gestalt und ganzen Lebensweise der elende Kopf nur dient. Der Wurf liegt am After; Magen und Gedärme füllen sein Inneres; Herz, Lunge, Leber sind schlecht gebildet, und die Galle scheint ihm noch gar zu fehlen. Sein Blut ist so kalt, daß es an die Amphibien grenzt; daher sein ausgerissenes Herz und sein Eingeweide noch lange schlägt, und das Thier, auch ohne Herz, die Beine zuckt, als ob es in einem Schlummer läge. Auch hier bemerken wir also die Compensation der Natur, daß, wo sie empfindsame Nerven, selbst rege Muskelkräfte versagen mußte, sie desto inniger den zähen Reiz ausbreitete und mittheilte. Dies vornehme Thier also mag unglücklicher scheinen als es ist. Es liebt die Wärme, es liebt die schlaffe Ruhe, und findet sich in beiden schlammartig wohl. Wenn es nicht Wärme hat, schläft es; ja als ob ihm auch das Liegen schmerzte, hängt es sich mit der Kralle an den Baum, frißt mit der andern Kralle, und genießt wie ein hangender Sack im warmen Sonnenschein sein raupenartiges Leben. Die Unförmlichkeit seiner Füße ist auch Wohlthat. Das weiche Thier darf sich vermittels ihres sonderbaren Baues nicht einmal auf die Ballen, sondern nur auf die Convexität der Klaue, wie auf Räder des Wagens, stützen, und schiebt sich also langsam und gemächlich weiter. Seine 46 Rippen, dergleichen kein anderes vierfüßiges Thier hat, sind ein langes Gewölbe seines Speisemagazins und, wenn ich so sagen darf, die zu Wirbeln verhärteten Ringe eines fressenden Blättersacks, einer Raupe.

Genug der Beispiele. Es erhellt, wohin der Begriff einer Thierseele und eines Thierinstincts zu setzen sei, wenn wir der Physiologie und Erfahrung folgen. Jene nämlich ist die **Summe und das Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte. Dieser ist die Richtung, die die Natur jenen sämmtlichen Kräften dadurch gab, daß sie sie in eine solche und keine andere Temperatur stellte, daß sie sie zu diesem und keinem andern Bau organisirte.**

IV.

Von den Trieben der Thiere.

Wir haben über die Triebe der Thiere ein vortreffliches Buch des seligen Reimarus*), das, sowie sein anderes über die natürliche Religion, ein bleibendes Denkmal seines forschenden Geistes und seiner gründlichen Wahrheitsliebe sein wird. Nach gelehrten und ordnungsvollen Betrachtungen über die mancherlei Arten der thierischen Triebe sucht er dieselben aus Vorzügen ihres Mechanismus, ihrer Sinne und ihrer innern Empfindung zu erklären, glaubt aber noch, insonderheit bei den Kunsttrieben, besondere determinirte Naturkräfte und natürlich angeborene Fertigkeiten annehmen zu müssen, die weiter keine Erklärung leiden. Ich glaube das letzte nicht; denn die Zusammensetzung der ganzen Maschine mit solchen und keinen andern Kräften, Sinnen, Vorstellungen und Empfindungen, kurz, die Organisation des Geschöpfes selbst war die gewissfeste Richtung, die vollkommenste Determination, die die Natur ihrem Werke eindrücken konnte.

Als der Schöpfer die Pflanze baute und dieselbe mit solchen Theilen, mit solchen Anziehungs- und Verwandlungskräften des Lichts, der Luft und anderer feiner Wesen, die sich aus Luft und Wasser zu ihr drängen, begabte; da er sie endlich in ihr Element pflanzte, wo jeder Theil die ihm wesentlichen Kräfte natürlich äußert: so hatte er, dünkt mich, keinen neuen und blinden Trieb zur Vegetation dem Geschöpf anzuschaffen nöthig. Jeder Theil mit seiner lebendigen Kraft thut das Seine, und so wird bei der ganzen Erscheinung das Resultat von Kräften sichtbar, das sich in solcher und keiner andern Zusammensetzung offenbaren konnte. Wirkende Kräfte der Natur sind alle, jede in ihrer Art, lebendig; in ihrem Innern muß ein Etwas sein, das ihren Wirkungen von außen entspricht: wie es auch Leibniz annahm, und uns die ganze Analogie zu lehren scheint. Daß wir für diesen innern Zustand der Pflanze oder der noch unter ihr wirkenden Kräfte keinen Namen haben, ist Mangel unserer Sprache; denn Empfindung wird allerdings nur von dem innern Zustande gebraucht, den uns das Nervensystem gewährt. Ein dunkles Analogon indessen mag da sein, und wenn es nicht da wäre, so würde uns ein neuer Trieb, eine dem Ganzen zugegebene Kraft der Vegetation nichts lehren.

---

*) H. S. Reimarus, „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (Hamburg 1773), ingleichen „Angefangene Betrachtungen über die thierischen Kunsttriebe", denen auch J. A. H. Reimarus' reiche und schöne Abhandlung über die Natur der Pflanzenthiere beigefügt ist.

Zwei Triebe der Natur werden also schon bei der Pflanze sichtbar: der Trieb der Nahrung und Fortpflanzung; und das Resultat derselben sind Kunstwerke, an welche schwerlich das Geschäft irgendeines lebendigen Kunstinsekts reicht: es ist der Keim und die Blume. Sobald die Natur die Pflanze oder den Stein ins Thierreich überführt, zeigt sie uns deutlicher, was es mit den Trieben organischer Kräfte sei. Der Polyp scheint wie die Pflanze zu blühen, und ist Thier: er sucht und genießt seine Speise thierartig; er treibt Schößlinge, und es sind lebendige Thiere; er erstattet sich, wo er sich erstatten kann — das größte Kunstwerk, das je ein Geschöpf vollführte. Geht etwas über die Künstlichkeit eines Schneckenhauses? Die Zelle der Biene muß ihm nachstehen; das Gespinst der Raupe und des Seidenwurms muß der künstlichen Blume weichen. Und wodurch arbeitete die Natur jenes aus? Durch innere organische Kräfte, die, noch wenig in Glieder getheilt, in einem Klumpen lagen, und deren Windungen sich meistens dem Gange der Sonne gemäß dies regelmäßige Gebilde formten. Theile von innen heraus gaben die Grundlage her — wie die Spinne den Faden aus ihrem Untertheile zieht — und die Luft mußte nur härtere oder gröbere Theile hinzubilden. Mich dünkt, diese Uebergänge lehren uns genugsam, worauf alle, auch die Kunsttriebe des künstlichsten Thieres beruhen: nämlich auf organischen Kräften, die in dieser und keiner andern Masse, nach solchen und keinen andern Gliedern wirken. Ob mit mehr oder weniger Empfindung, kommt auf die Nerven des Geschöpfes an; es gibt aber außer diesen noch regsame Muskelkräfte und Fibern voll wachsenden und sich wiederherstellenden Pflanzenlebens: welche zwei von den Nerven unabhängige Gattungen der Kräfte dem Geschöpf genugsam ersetzen was ihm an Gehirn und Nerven abgeht.

Und so führt uns die Natur selbst auf die Kunsttriebe, die man vorzüglich einigen Insekten zu geben gewohnt ist — aus keiner andern Ursache, als weil uns ihr Kunstwerk enger ins Auge fällt und wir dasselbe schon mit unsern Werken vergleichen. Je mehr die Werkzeuge in einem Geschöpf zerlegt sind, je lebendiger und feiner seine Reize werden, desto weniger kann es uns fremd dünken, Wirkungen wahrzunehmen, zu denen Thiere von gröberm Bau und von einer stumpfern Reizbarkeit einzelner Theile nicht mehr tüchtig sind, so viel andere Vorzüge sie übrigens haben mögen. Eben die Kleinheit des Geschöpfs und seine Feinheit wirkte zur Kunst, da diese nichts anderes sein kann als das Resultat aller seiner Empfindungen, Thätigkeiten und Reize.

Beispiele werden auch hier das beste sagen; und der treue Fleiß eines Swammerdam, Réaumur, Lyonet, Rösel u. a. haben uns die Beispiele aufs schönste vors Auge gemalt. Das Einspinnen

der Raupe, was ist es anders, als was so viel andere Geschöpfe unkünstlicher thun indem sie sich häuten? Die Schlange wirft ihre Haut ab, der Vogel seine Federn, viele Landthiere ändern ihre Haare; sie verjüngen sich damit und erstatten ihre Kräfte. Die Raupe verjüngt sich auch, nur auf eine härtere, feinere, künstlichere Weise: sie streift ihre Dornhülle ab, daß einige ihrer Füße daran hangen bleiben, und tritt durch langsame und schnellere Uebergänge in einen ganz neuen Zustand. Kräfte hierzu verlieh ihr ihr erstes Lebensalter, da sie als Raupe nur der Nahrung diente; jetzt soll sie auch der Erhaltung ihres Geschlechts dienen, und zur Gestalt hierzu arbeiten ihre Ringe und gebären sich ihre Glieder. Die Natur hat also bei der Organisation dieses Geschöpfs Lebensalter und Triebe nur weiter auseinandergelegt, und läßt sich dieselben in eigenen Uebergängen organisch bereiten — dem Geschöpf so unwillkürlich als der Schlange wenn sie sich häutet.

Das Gewebe der Spinne, was ist's anders als der Spinne verlängertes Selbst, ihren Raub zu erhalten? Wie der Polyp die Arme ausstreckt, ihn zu fassen, wie sie die Krallen bekam, ihn festzuhalten, so erhielt sie auch die Warzen, zwischen welchen sie das Gespinst hervorzieht, den Raub zu erjagen. Sie bekam diesen Saft ungefähr zu so vielen Gespinsten als auf ihr Leben hinreichen, und ist sie darin unglücklich, so muß sie entweder zu gewaltsamen Mitteln Zuflucht nehmen, oder sterben. Der ihren ganzen Körper und alle demselben einwohnenden Kräfte organisirte, bildete sie also zu diesem Gewebe organisch.

Die Republik der Biene sagt nichts anderes. Die verschiedenen Gattungen derselben sind jede zu ihrem Zweck gebildet, und sie sind in Gemeinschaft, weil keine Gattung ohne die andere leben könnte. Die Arbeitsbienen sind zum Honigsammeln und zum Bau der Zellen organisirt. Sie sammeln jenen, wie jedes Thier seine Speise sucht, ja, wenn es seine Lebensart fordert, sie sich zum Vorrath zusammenträgt und ordnet. Sie bauen die Zellen, wie so viel andere Thiere sich ihre Wohnungen bauen, jedes auf seine Weise. Sie nähren, da sie geschlechtlos sind, die Jungen des Bienenstocks, wie andere ihre eigenen Jungen nähren, und tödten die Drohnen, wie jedes Thier ein anderes tödtet, das ihm seinen Vorrath raubt und seinem Hause zur Last fällt. Wie dies alles nicht ohne Sinn und Gefühl geschehen kann, so ist es indessen doch nur Bienensinn, Bienengefühl — weder der bloße Mechanismus, den Buffon, noch die entwickelte mathematisch-politische Vernunft, die andere ihnen angedichtet haben. Ihre Seele ist in diese Organisation eingeschlossen und mit ihr innig verwebt. Sie wirkt also derselben gemäß, künstlich und fein, aber enge und in einem sehr kleinen Kreise. Der

Bienenstock ist ihre Welt, und das Geschäft desselben hat der Schöpfer noch durch eine dreifache Organisation dreifach vertheilt.

Auch das Wort Fertigkeit müssen wir uns also nicht irre machen lassen, wenn wir diese organische Kunst bei manchen Geschöpfen sogleich nach ihrer Geburt bemerken. Unsere Fertigkeit entsteht aus Uebungen, die ihrige nicht. Ist ihre Organisation ausgebildet, so sind auch die Kräfte derselben in vollem Spiel. Wer hat die größte Fertigkeit auf der Welt? Der fallende Stein, die blühende Blume: er fällt, sie blüht ihrer Natur nach. Der Krystall schießt fertiger und regelmäßiger zusammen, als die Biene baut und als die Spinne webt. In jenem ist es nur noch organischer blinder Trieb, der nie fehlen kann; in diesen ist er schon zum Gebrauch mehrerer Werkzeuge und Glieder hinauforganisirt, und diese können fehlen. Das gesunde, mächtige Zusammenstimmen derselben zu Einem Zweck macht Fertigkeit, sobald das ausgebildete Geschöpf da ist.

Wir sehen also auch, warum, je höher die Geschöpfe steigen, der unaufhaltbare Trieb sowie die irrthumfreie Fertigkeit abnehme. Je mehr nämlich das eine organische Principium der Natur, das wir jetzt bildend, jetzt treibend, jetzt empfindend, jetzt künstlich bauend nennen, und das im Grunde nur eine und dieselbe organische Kraft ist, in mehr Werkzeuge und verschiedenartige Glieder vertheilt ist; je mehr es in jedem derselben eine eigene Welt hat, also auch eigenen Hindernissen und Irrungen ausgesetzt ist: desto schwächer wird der Trieb, desto mehr kommt er unter den Befehl der Willkür, mithin auch des Irrthums. Die verschiedenen Empfindungen wollen gegeneinander gewogen, und dann erst miteinander vereinigt sein. Lebe wohl also, hinreißender Instinct, unfehlbarer Führer! Der dunkle Reiz, der in einem gewissen Kreise, abgeschlossen von allem andern, eine Art Allwissenheit und Allmacht in sich schloß, ist jetzt in Aeste und Zweige gesondert. Das des Lernens fähige Geschöpf muß lernen, weil es weniger von Natur weiß; es muß sich üben, weil es weniger von Natur kann; es hat aber auch durch seine Fortrückung, durch die Verfeinerung und Vertheilung seiner Kräfte neue Mittel der Wirksamkeit, mehrere und feinere Werkzeuge erhalten, die Empfindungen gegeneinander zu bestimmen und die bessern zu wählen. Was ihm an Intensität des Triebes abgeht, hat es durch Ausbreitung und feinere Zusammenstimmung ersetzt bekommen: es ist eines feinern Selbstgenusses, eines freiern und vielfachern Gebrauchs seiner Kräfte und Glieder fähig worden, und alle dies, weil, wenn ich so sagen darf, seine organische Seele in ihren Werkzeugen vielfacher und feiner auseinandergelegt ist. Lasset uns einige wunderbar schöne und weise Gesetze dieser allmählichen Fortbildung der Geschöpfe betrachten, wie der

Schöpfer sie Schritt vor Schritt immer mehr an eine Verbindung mehrerer Begriffe oder Gefühle sowie an einen eigenen freiern Gebrauch mehrerer Sinne und Glieder gewöhnte.

V.

Fortbildung der Geschöpfe zu einer Verbindung mehrerer Begriffe und zu einem eigenen freiern Gebrauch der Sinne und Glieder.

1) In der todten Natur liegt alles noch in Einem dunkeln, aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen: jedes Geschöpf sucht Gestalt zu gewinnen, und formt sich. In diesem Trieb ist noch alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Krystalle und Salze sind Krystalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel wie im ganzen, unzertheilbar von außen, von innen unzerstörbar.

2) Die Pflanze ward in Röhren und andern Theilen auseinandergeleitet; ihr Trieb fängt an diesen Theilen an sich zu modificiren, ob er wol im ganzen noch einartig wirkt. Wurzel, Stamm, Aeste saugen, aber auf verschiedene Art, durch verschiedene Gänge, verschiedene Wesen. Der Trieb des Ganzen modificirt sich also mit ihnen, bleibt aber noch im ganzen eins und dasselbe; denn die Fortpflanzung ist nur Efflorescenz des Wachsthums, beide Triebe sind der Natur des Geschöpfes nach unabtrennbar.

3) Im Pflanzenthier fängt die Natur an einzelne Werkzeuge, mithin auch ihre inwohnenden Kräfte unvermerkt zu sondern; die Werkzeuge der Nahrung werden sichtbar, die Frucht löst sich schon im Mutterleibe los, ob sie gleich noch als Pflanze in ihm genährt wird. Viele Polypen sprossen aus Einem Stamm: die Natur hat sie an Ort und Stelle gesetzt und mit einer eigenen Bewegbarkeit noch verschont; auch die Schnecke hat noch einen breiten Fuß, mit dem sie an ihrem Hause haftet. Noch mehr liegen die Sinne dieser Geschöpfe ungeschieden und dunkel ineinander, ihr Trieb wirkt langsam und innig; die Begattung der Schnecke dauert viele Tage. So hat die Natur diese Anfänge der lebendigen Organisation, soviel sie konnte, mit dem Vielfachen verschont, das Vielfache aber dafür in eine dunkle einfache Regung tiefer gehüllt und fester verbunden. Das zähe Leben der Schnecke ist beinahe unzerstörbar.

4) Als sie höher hinaufschritt, beobachtete sie eben die weise Vorsicht, das Geschöpf an ein Vielfaches abgetrennter Sinne und

Triebe nur allmählich zu gewöhnen. Das Insekt konnte auf einmal nicht alles üben, was es üben sollte; es muß also seine Gestalt und sein Wesen verändern, um jetzt als Raupe dem Triebe der Nahrung, jetzt als Zwiefalter der Fortpflanzung genugzuthun: beider Triebe war es in Einer Gestalt nicht fähig. Eine Art Bienen konnte nicht alles ausrichten, was der Genuß und die Fortpflanzung dieses Geschlechts forderte; also theilte die Natur und machte diese zu Arbeitern, jene zu Fortpflanzern, diese zur Gebärerin — alles durch eine kleine Abänderung der Organisation, wodurch die Kräfte des ganzen Geschöpfs eine andere Richtung bekamen. Was sie in Einem Modell nicht ausführen konnte, legte sie in drei Modellen, die alle zusammen gehören, gebrochen auseinander. So lehrte sie also ihr Bienenwerk die Biene in drei Geschlechtern, wie sie den Schmetterling und andere Insekten ihren Beruf in zwei verschiedenen Gestalten lehrte.

5) Je höher sie schritt, je mehr sie den Gebrauch mehrerer Sinne, mithin die Willkür zunehmen lassen wollte, desto mehr that sie unnöthige Glieder weg und simplificirte den Bau von innen und außen. Mit der Haut der Raupe gingen Füße weg, die der Schmetterling nicht mehr bedurfte; die vielen Füße der Insekten, ihre mehreren und vielfachern Augen, ihre Fühlhörner und mancherlei andere kleine Rüstwerkzeuge verlieren sich bei den höhern Geschöpfen. Bei jenen war im Kopf wenig Gehirn: dies lag im Rückenmark längs hinunter, und jedes Nervenknötchen war ein neuer Mittelpunkt der Empfindung. Die Seele des kleinen Kunstgeschöpfs war also in sein ganzes Wesen gebreitet. Je mehr das Geschöpf an Willkür und Verstandesähnlichkeit wachsen soll, desto größer und hirnreicher wird der Kopf; die drei Haupttheile des Leibes treten in mehrere Proportion gegeneinander, da sie bei Insekten, Würmern u. s. w. noch gar verhältnißlos waren. Mit welchen großen mächtigen Schwänzen schleppen sich noch die Amphibien ans Land: ihre Füße stehen unförmlich auseinander. In Landthieren hebt die Natur das Geschöpf: die Füße werden höher und rücken mehr zusammen; der Schwanz mit seinen fortgesetzten Rückenwirbeln schmälert und kürzt sich, er verliert die groben Muskelkräfte des Krokodils und wird biegsamer, feiner, bis er sich bei edlern Thieren gar nur in einen haarigen Schweif ändert und die Natur ihn zuletzt, indem sie sich der aufrechten Gestalt nähert, gar wegwirft. Sie hat das Mark desselben höher hinaufgeleitet und an edlere Theile verwendet.

6) Indem die bildende Künstlerin also die Proportion des Landthiers fand, die beste, darin diese Geschöpfe gewisse Sinne und Kräfte gemeinschaftlich üben und zu Einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernen, so

änderte sie zwar nach der Bestimmung und Lebensart jedweder Gattung auch die Bildung derselben und schuf aus eben den Theilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigene Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigene von allen andern Geschlechtern organisch verschiedene Seele; sie behielt indeß doch unter allen eine gewisse Aehnlichkeit bei und schien Einen Hauptzweck zu verfolgen. Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freieste Gebrauch verschiedener Sinne und Glieder stattfände: und eben dies macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Thiere. Sie ist kein Spiel der Willkür, sondern ein Resultat der mancherlei Formen, die zu dem Zweck, wozu sie die Natur verbinden wollte, nämlich zu einer Uebung der Gedanken, Sinne, Kräfte und Begierden in diesem Verhältniß, zu solchen und keinen andern Zwecken nicht anders als also verbunden werden konnten. Die Theile jedes Thiers stehen auf seiner Stufe in der engsten Proportion untereinander; und ich glaube, alle Formen sind erschöpft, in denen nur ein lebendiges Geschöpf auf unserer Erde fortkommen konnte. Dem Thier ward ein vierfüßiger Gang: denn als Menschenhände konnte es noch nicht seine Vorfüße gebrauchen; durch den vierfüßigen Gang aber ward ihm sein Stand, sein Lauf, sein Sprung und der Gebrauch aller seiner Thiersinne am leichtesten. Noch hängt sein Kopf zur Erde: denn von der Erde sucht's Nahrung. Der Geruch ist bei den meisten herrschend: denn er muß den Instinct wecken oder ihn leiten. Bei diesem ist das Gehör, bei jenem das Auge scharf. Und so hat die Natur, nicht nur bei der vierfüßigen Thierbildung überhaupt, sondern bei der Bildung jedes Geschlechts besonders, die Proportion der Kräfte und Sinne gewählt, die sich in dieser Organisation am besten zusammen üben konnten. Danach verlängte oder kürzte sie die Glieder, danach stärkte oder schwächte sie die Kräfte. Jedes Geschöpf ist ein Zähler zu dem großen Nenner, der die Natur selbst ist; denn auch der Mensch ist ja nur ein Bruch des Ganzen, eine Proportion von Kräften, die sich in dieser und keiner andern Organisation durch die gemeinschaftliche Beihülfe vieler Glieder zu einem Ganzen bilden sollte.

7) Nothwendig mußte also in einer so durchdachten Erdorganisation keine Kraft die andere, kein Trieb den andern stören; und unendlich schön ist die Sorgfalt, die die Natur hier verwandte. Die meisten Thiere haben ihr bestimmtes Klima, und es ist gerade das, wo ihre Nahrung und Erziehung ihnen am leichtesten wird. Hätte die Natur sie in dieser Erträglichkeit vieler Erdstriche unbestimmter gebildet: in welche Noth und Verwilderung wäre manche Gattung gerathen, bis sie ihren Untergang gefunden hätte! Wir sehen dies noch an den bildsamen Geschlechtern, die

dem Menschen in alle Länder gefolgt sind: sie haben sich mit jeder Gegend anders gebildet, und der wilde Hund ist das fürchterlichste Raubthier worden, eben weil er verwildert ist. Noch mehr hätte der Trieb der Fortpflanzung das Geschöpf verwirren müssen, wenn er unbestimmt gelassen wäre; nun aber legte die bildende Mutter auch diesen in Fesseln. Er wacht nur zu bestimmter Zeit auf, wenn die organische Wärme des Thiers am höchsten steigt; und da diese durch physische Revolutionen des Wachsthums, der Jahreszeit, der reichsten Nahrung bewirkt wird, und die gütige Versorgerin die Zeit des Tragens auch hiernach bestimmte, so ward für Alt und Jung gesorgt. Das Junge kommt auf die Welt, wenn es für sich fortkommen kann, oder es darf in einem Ei die böse Jahreszeit überdauern, bis eine freundlichere Sonne es aufweckt; das Alte fühlt nur dann den Trieb, wenn dieser es in nichts andern stört. Auch das Verhältniß der beiden Geschlechter in der Stärke und Dauer dieses Triebes ist danach eingerichtet.

Ueber allen Ausdruck ist die wohlthätige Mutterliebe, mit der auf diese Weise die Natur jedes lebendige Geschöpf zu Thätigkeiten, Gedanken und Tugenden, der Fassung seiner Organisation gemäß, gleichsam erzieht und thätig gewöhnt. Sie dachte ihm vor, da sie die Kräfte in solche und keine andere Organisation setzte, und nöthigte das Geschöpf nun, in dieser Organisation zu sehen, zu begehren, zu handeln, wie sie ihm vorgedacht hatte und in den Schranken dieser Organisation Bedürfniß, Kräfte und Raum gab.

Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hier und da ein Analogon in der Thierwelt fände, und zu dem also die bildende Mutter das Thier organisch gewöhnt. Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen; Noth und die Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur geselligen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfniß gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies alles geschehe, wie kurz manches dauere: so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Thieres da, und wir sehen, er ist mächtig da, er kommt wieder, ja er ist in diesem Geschöpf unwidertreiblich, unauslöschlich. Je dunkler, desto inniger wirkt alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltener sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Ueberall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen, in denen das Thier geübt wird; und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als Maschinen betrachten zu wollen, ist eine Sünde wider die Natur wie irgendeine.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß, je menschenähn-

licher ein Geschlecht wird, desto mehr seine mechanische Kunst abnehme; denn offenbar steht ein solches schon in einem vorübenden Kreise menschlicher Gedanken. Der Biber, der noch eine Wasserratte ist, baut künstlich; der Fuchs, der Hamster und ähnliche Thiere haben ihre unterirdische Kunstwerkstätte. Der Hund, das Pferd, das Kamel, der Elefant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr: sie haben menschenähnliche Gedanken, sie üben sich, von der bildenden Natur gezwungen, in menschenähnlichen Trieben.

VI.

Organischer Unterschied der Thiere und Menschen.

Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grad nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar höbe sodann eine Kraft die andere auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie besteht es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte, und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elefanten, die Kunst des Bibers besäße? Und besitzt, ja begreift er nur eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießt und übt?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt seinesgleichen aus Leckerei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alles dies zum Vortheil oder Schaden unserer Gattung sei; genug, es ist der

Charakter unserer Gattung. Da jedes Thier der Art seines Geschlechts im ganzen treu bleibt, und wir allein nicht die Nothwendigkeit, sondern die Willkür zu unserer Göttin erwählt haben, so muß dieser Unterschied als Thatsache untersucht werden; denn als solche ist er unleugbar. Die andere Frage: wie der Mensch dazu gekommen; ob dieser Unterschied ihm ursprünglich sei, oder ob er angenommen und affectirt worden — ist von einer andern, nämlich von blos historischer Art; auch hier müßte die Perfectibilität oder Corruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Thier nachgethan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter seiner Gattung gehört haben. Wir setzen also alle Metaphysik beiseite, und halten uns an Physiologie und Erfahrung.

1) Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampf aufwärts richtet; obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen: so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist fester und breiter, er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch seine Ferse ist zum Fußblatt gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahin wirkenden Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrößert, das Becken zurück-, die Hüften auseinandergezogen; der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert; er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen feinfühlende Finger; der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben: der Mensch ist ἄνϑρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muß es zugegeben werden, daß dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sei, daß etwa jeder andere ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegentheil, sondern die Menschen, die unter die Thiere geriethen, haben's durch Erfahrung bewiesen. Elf bis zwölf Personen*) dieser Art sind bekannt, und obwol nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden, so ergeben doch einige Beispiele deutlich, daß der biegsamen Natur des Menschen auch der für ihn ungemäßeste Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowol als sein Unterleib liegen mehr vorwärts: der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinkt. Kein todter Körper kann aufrecht stehen; und nur durch eine zahllose Menge angestrengter Thätigkeiten wird unser künstlicher Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, daß mit dem thierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und ihr

*) Sie stehen in Linneus' „Natursystem", in Martini's „Nachtrage" zu Buffon, und andern Orten.

Verhältniß zueinander ändern müssen, wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Der irländische Knabe, den Tulpius beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhtes Hinterhaupt, eine weite blökende Kehle, eine dicke, an den Gaumen gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube, gerade wie es der vierfüßige Gang geben mußte. Das niederländische Mädchen, das noch aufrecht ging und bei dem sich die weibliche Natur so weit erhalten hatte, daß es sich mit einer Strohschürze deckte, hatte eine braune, rauhe, dicke Haut, ein langes und dickes Haar. Das Mädchen, das zu Songi in der Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel; und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach, ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke, und war von ihrer vorigen Nahrung, des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln, so schwer zu entwöhnen, daß sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödliche Krankheit fiel, aus der sie nur durch Saugen des warmen Blutes, das sie wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen geboren und eine Zeit lang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Thierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

Nun könnte ich auch den häßlichen Traum ausmalen, was aus der Menschheit hätte werden müssen, wenn sie, zu diesem Lose verdammt, in einem vierfüßigen Mutterleibe zu einem Thierfötus gebildet wäre; welche Kräfte sich damit hätten stärken und schwächen, welches der Gang der Menschenthiere, ihre Erziehung, ihre Lebensart, ihr Gliederbau hätte sein müssen u. s. w. Aber fliehe, unseliges und abscheuliches Bild, häßliche Unnatur des natürlichen Menschen! Du bist weder in der Natur da, noch sollst du durch Einen Strich meiner Farben vorgestellt werden. Denn:

2) **Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm einzig natürlich; ja er ist die Organisation zum ganzen Beruf seiner Gattung und sein unterscheidender Charakter.**

Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Selbst die **Unfühlbaren** des

Diodor sammt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern so zwang-, so kunstvollen jemals würde erhoben haben. Welche Mühe kostete es, die Verwilderten, die man fand, zu unserer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert, nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das eskimosche Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instincte zu ihrem Vaterlande; und doch lag ihre Vernunft in Thierheit gefangen, sie hatte von ihren Reisen, von ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung. Die andern besaßen nicht nur keine Sprache, sondern waren zum Theil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrlost. Und das Menschenthier sollte, wenn es äonenlang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüßigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Thieres, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre er's jahrtausendelang gewesen, er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem, was er jetzt ist und wie wir ihn aller Geschichte und Erfahrung nach allein kennen, umgebildet.

Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende Paradoxa annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts, und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unserer Erde uns auf etwas anderes führt? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andere bereitet, da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen, und die Natur Wege genug wußte, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkte festzuhalten, den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet. Aus ihr ist in seiner Geschichte alles, ohne sie nichts erklärlich; und da auf diese, als auf die erhabene Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde, auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, sowie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe: warum wollten wir dies Diadem unserer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammenzulaufen scheinen? Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und über-

sann ihre Werke, und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte — siehe, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpf die Hand und sprach: „Steh auf von der Erde! Dir selbst überlassen, wärest du Thier wie andere Thiere; aber durch meine besondere Huld und Liebe gehe aufrecht, und werde der Gott der Thiere.“ Laßt uns bei diesem heiligen Kunstwerk, der Wohlthat, durch die unser Geschlecht ein Menschengeschlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit Verwunderung werden wir sehen, welche neue Organisation von Kräften in der aufrechten Gestalt der Menschheit anfange, und wie allein durch sie der Mensch ein Mensch ward.

Viertes Buch.

I.

Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisirt.

Der Orang-Utang ist im Innern und Aeußern dem Menschen ähnlich. Sein Gehirn hat die Gestalt des unsern; er hat eine breite Brust, platte Schultern, ein ähnliches Gesicht, einen ähnlich gestalteten Schädel; Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen, Eingeweide sind wie bei dem Menschen. Tyson*) hat achtundvierzig Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleicht; und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Thorheiten, Laster, vielleicht auch gar die periodische Krankheit machen ihn dem Menschen ähnlich.

Allerdings muß also auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele etwas Menschenähnliches sein, und die Philosophen, die ihn unter die kleinen Kunstthiere erniedrigen wollen, verfehlen, wie mich dünkt, das Mittel der Vergleichung. Der Biber baut, aber instinctmäßig; seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet, sonst aber kann er nichts; er ist des Umgangs der Menschen, der Theilnehmung an unsern Gedanken und Leidenschaften nicht fähig. Der Affe dagegen hat keinen determinirten Instinct mehr; seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft, am armen Rande der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Combinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt sein, deren kein Thier fähig ist; denn weder der weise Elefant noch der gelehrige Hund thut, was er zu thun vermag: er will sich vervollkommnen. Aber er kann nicht, die Thür ist zugeschlossen,

*) Anatomy of a Pygmy compared with that of a Monkey, an ape and a man (London 1751), S. 92—94.

die Verknüpfung fremder Ideen zu den seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten ist seinem Gehirn unmöglich. Das Affenweib, das Bontius beschrieben, besaß Schamhaftigkeit und bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat; sie seufzte, weinte, und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die Battel beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewaffnen sich mit Prügeln und verjagen den Elefanten aus ihren Bezirken; sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer, haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des de la Brosse setzte sich zu Tisch, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte alle menschlichen Affecte. Die Liebe der Mutter zu den Kindern, ihre Auferziehung und Gewöhnung zu den Kunstgriffen und Schelmereien der Affenlebensart, die Ordnung in ihrer Republik und auf ihren Märschen, die Strafen, die sie ihren Staatsverbrechern anthun, selbst ihre possirliche List und Bosheit, nebst einer Reihe anderer unleugbarer Züge sind Beweise genug, daß sie auch in ihrem Innern so menschenähnliche Geschöpfe sind, wie ihr Aeußeres zeigt. Buffon verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von innen und außen bei Gelegenheit dieser Thiere bestreitet; die Facta, die er von ihnen selbst gesammelt hat, widerlegen ihn genugsam, und der gleichförmige Organismus der Natur von innen und außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar.

Was fehlte also dem menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? Aber man hat sich bei mehreren Mühe gegeben, sie zu erziehen, und wenn sie derselben fähig wären, hätten sie, die alles nachahmen, diese gewiß zuerst nachgeahmt und auf keine Instruction gewartet. Oder liegt's allein an ihren Organen? Auch nicht; denn ob sie gleich den Inhalt der menschlichen Sprache fassen, so hat noch kein Affe, da er doch immer gesticulirt, sich ein Vermögen erworben, mit seinem Herrn pantomimisch zu sprechen und durch Geberdungen menschlich zu discouriren. Also muß es schlechthin an etwas anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Thür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu sein und nicht hinein zu gehören.

Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß, der Zergliederung nach, beinahe aller Unterschied an Theilen des Ganges zu liegen scheint. Der Affe ist gebildet, daß er etwa aufrecht gehen kann, und ist dadurch dem Menschen ähnlicher als seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet, und dieser Unterschied scheint ihm alles zu rauben. Laßt uns diesen Anblick verfolgen, und die Natur selbst wird uns auf die Wege führen, auf denen wir die erste Anlage zur menschlichen Würde zu suchen haben.

Der Orang-Utang *) hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; der Daumen seiner Hand aber, der große Zeh seines Fußes, ist klein. Buffon und schon Tyson vor ihm nennt das Affengeschlecht also vierhändig; und ihm fehlt mit diesen kleinen Gliedern offenbar die Basis zum festen Stande des Menschen. Sein Hinterleib ist hager, sein Knie breiter als beim Menschen und nicht so tief; die kniebewegenden Muskeln sitzen tiefer im Schenkelbein, daher er nie ganz aufrecht stehen kann, sondern immer mit eingebogenen Knien gleichsam nur stehen lernt. Der Kopf des Schenkelknochens hängt in seiner Pfanne ohne Band; die Knochen des Beckens stehen wie bei vierfüßigen Thieren; die fünf letzten Halswirbel haben lange spitzige Fortsätze, die die Zurückbeugung des Kopfes hindern; er ist also durchaus nicht zur aufrechten Stellung geschaffen, und fürchterlich sind die Folgen, die daraus sprießen. Sein Hals wird kurz, und lang die Schlüsselbeine, sodaß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheint.**) Sonach bekommt dieser ein größeres Vordertheil, hervorragende Kinnladen, eine platte Nase, die Augen stehen dicht aneinander, der Augapfel wird klein, daß man kein Weißes um den Stern sieht. Der Mund dagegen wird groß, der Bauch dick, die Brüste lang, der Rücken wie gebrechlich; die Ohren treten thierartig empor, die Augenhöhlen kommen dicht aneinander, die Gelenkflächen des Kopfes stehen nicht mehr in der Mitte seiner Grundfläche wie beim Menschen, sondern hinterwärts wie beim Thier; der Oberkiefer dagegen rückt vorwärts, und das eingeschobene eigene Zwischenbein des Affen (os intermaxillare) ist der letzte Abschnitt vom Menschenantlitz.***) Denn nun, nach dieser Formung des Kopfes unten hervor, hinten hinweg, nach dieser Stellung desselben auf dem Halse, nach dem ganzen Zuge des Rückenwirbels jenen gemäß, blieb der Affe — immer nur ein Thier, so menschenähnlich er übrigens sein mochte.

Um uns zu diesem Schluß vorzubereiten, so laßt uns an Menschengesichter denken, die, auch nur in der weitesten Ferne, ans Thier zu grenzen scheinen. Was macht sie thierisch? was gibt ihnen

*) Vgl. Camper, Kort Berigt wegens de Ontleding van verschiedene Orang-Outangs (Amsterdam 1780). Ich kenne diesen Bericht nur aus dem reichen Auszuge der Göttingischen Gelehrten Anzeigen (Zugabe St. 29, 1780), und es ist zu hoffen, daß er, nebst der Abhandlung über die Sprachwerkzeuge der Affen, aus den Transactionen in die Sammlung kleiner Schriften dieses berühmten Zergliederers (Leipzig 1781) werde eingerückt werden.

**) Man sehe die Abbildung der traurigen Figur bei Tyson von vorn und hinten.

***) Eine Abbildung dieses Beins siehe bei Blumenbach, De generis humani varietate nativa, Taf. I, Fig. 2. Indessen scheinen nicht alle Affen dies os intermaxillare in gleichem Grad zu haben, da Tyson in seinem Zergliederungsbericht, daß es nicht dagewesen, deutlich bemerkt.

diesen entehrenden groben Anblick? Der hervorgerückte Kiefer, der zurückgeschobene Kopf, kurz, die entfernteste Aehnlichkeit mit der Organisation zum vierfüßigen Gange. Sobald der Schwerpunkt verändert wird, auf dem der Menschenschädel in seiner erhabenen Wölbung ruht, so scheint der Kopf am Rücken fest, das Gebiß der Zähne tritt hervor, die Nase breitet sich platt und thierisch, oben treten die Augenhöhlen näher zusammen, die Stirn geht zurück und bekommt von beiden Seiten den tödlichen Druck des Affenschädels. Der Kopf wird oben und hinten spitz, die Vertiefung der Hirnschale bekommt eine kleinere Weite — und das alles, weil die Richtung der Form verrückt scheint, die schöne freie Bildung des Hauptes zum aufrechten Gange des Menschen.

Rückt diesen Punkt anders, und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenreich tritt die Stirn hervor, und der Schädel wölbt sich mit erhabener ruhiger Würde; die breite Thiernase zieht sich zusammen und organisirt sich höher und feiner; der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden, und so formt sich die Lippe des Menschen, die der klügste Affe entbehrt. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes schönes Oval zu runden; sanft geht die Wange hinan, das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedankentempel. Und wodurch dies alles? Durch die Formung des Kopfes zur aufrechten Gestalt, durch die innere und äußere Organisation desselben zum perpendicularen Schwerpunkt.*) Wer Zweifel hierüber hat, sehe Menschen- und Affenschädel, und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres innern Werks; und so treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligste deiner Erdenschöpfung, die Werkstätte des menschlichen Verstandes.

* * *

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Größe des Gehirns bei Menschen mit der Gehirnmasse anderer Thiergattungen zu vergleichen, und daher Thier und Gehirn gegeneinander zu wägen. Aus drei Ursachen kann dies Wägen und diese Zahlbestimmung keine reinen Resultate geben.

1) Weil das eine Glied des Verhältnisses, die Masse des

*) Die Abhandlung Daubenton's „Sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux" in den „Mémoires de l'académie de Paris 1764", die ich bei Blumenbach angeführt gefunden, habe ich bisher nicht gelesen; ich weiß also auch nicht, wohin sein Gedanke geht oder wie weit er ihn führt. Meine Meinung ist aus vorliegenden Thier- und Menschenschädeln geschöpft.

Körpers, zu unbestimmt ist und zu dem andern sein bestimmten Gliede, dem Gehirn selbst, keine reine Proportion gewährt. Wie verschiedenartig sind die Dinge, die in einem Körper wiegen! und wie verschieden kann das Verhältniß sein, das die Natur unter ihnen feststellte! Sie wußte dem Elefanten seinen schweren Körper, selbst sein schweres Haupt durch Luft zu erleichtern, und ungeachtet seines nicht übergroßen Gehirns ist er der Weiseste der Thiere. Was wiegt im Körper des Thiers am meisten? Die Knochen, und mit ihnen hat das Gehirn kein unmittelbares Verhältniß.

2) Unstreitig kommt viel darauf an: wozu das Gehirn für den Körper gebraucht werde; wohin und zu welchen Lebensverrichtungen es seine Nerven sende. Wenn man also Gehirn und Nervengebäude gegeneinander wöge, so gäbe es schon ein feineres und dennoch kein reines Verhältniß; denn das Gewicht beider zeigt doch nie weder die Feinheit der Nerven, noch die Absicht ihrer Wege.

3) Also käme zuletzt alles auf die feinere Ausarbeitung, auf die proportionirte Lage der Theile gegeneinander, und, wie es scheint, am meisten auf den weiten und freien Sammelplatz an, die Eindrücke und Empfindungen aller Nerven mit der größten Kraft, mit der schärfsten Wahrheit, endlich auch mit dem freiesten Spiel der Mannichfaltigkeit zu verknüpfen und zu dem unbekannten göttlichen Eins, das wir Gedanke nennen, energisch zu vereinen; wovon uns die Größe des Gehirns an sich nichts sagt.

Indessen sind diese berechnenden Erfahrungen*) schätzbar und geben, zwar nicht die letzten, aber sehr belehrende und weiterhin leitende Resultate, deren ich einige, um auch hier die aufsteigende Einförmigkeit des Ganges der Natur zu zeigen, anzuführen wage.

1) In den kleinern Thieren, bei denen der Kreislauf und die organische Wärme noch unvollkommen ist, findet sich auch ein kleineres Gehirn und wenigere Nerven. Die Natur hat ihnen, wie wir schon bemerkt haben, an innigem oder fein verbreitetem Reiz ersetzt, was sie ihnen an Empfindung versagen mußte; denn wahrscheinlich konnte der ausarbeitende Organismus dieser Geschöpfe ein größeres Gehirn weder hervorbringen noch ertragen.

2) In den Thieren von wärmerm Blute wächst auch die Masse des Gehirns in dem Verhältniß, wie ihre künstlichere Organisation

*) In Haller's größerer Physiologie ist deren eine Menge gesammelt; es wäre zu wünschen, daß Herr Prof. Wrisberg seine reichen Erfahrungen, auf welche er sich in den Anmerkungen zu Haller's kleinerer Physiologie bezieht, bekannt machte; denn daß die specifische Schwere des Gehirns, die er untersucht hat, ein feinerer Maßstab sei, als der bei den vorhergehenden Berechnungen gebraucht worden, wird sich bald ergeben.

wächst; zugleich treten hier aber auch andere Rücksichten ein, die insonderheit das Verhältniß der Nerven und Muskelkräfte gegeneinander zu bestimmen scheinen. In Raubthieren ist das Gehirn kleiner, bei ihnen herrschen Muskelkräfte, und auch ihre Nerven sind großentheils Dienerinnen desselben und des thierischen Reizes. Bei grasfressenden ruhigen Thieren wird das Gehirn größer; obwol es auch bei ihnen sich größtentheils noch in Nerven der Sinne zu verbrauchen scheint. Die Vögel haben viel Gehirn; denn sie mußten in ihrem kältern Element wärmeres Blut haben. Der Kreislauf ist auch zusammengedrängter in ihrem meistens kleinern Körper; und so füllt bei dem verliebten Sperling das Gehirn den ganzen Kopf und ist ein Fünftel vom Gewicht seines Körpers.

3) Bei jungen Geschöpfen ist das Gehirn größer als bei erwachsenen; offenbar weil es flüssiger und zarter ist, also auch einen größern Raum einnimmt, deswegen aber kein größeres Gewicht gibt. In ihm ist noch der Vorrath jener zarten Befeuchtung zu allen Lebensverrichtungen und innern Wirkungen, durch welche das Geschöpf sich in seinen jüngern Jahren Fertigkeiten bilden und also viel aufwenden soll. Mit den Jahren wird es trockener und fester; denn die Fertigkeiten sind gebildet da, und der Mensch sowol als das Thier ist nicht mehr so leichter, so anmuthiger, so flüchtiger Eindrücke fähig. Kurz, die Größe des Gehirns bei einem Geschöpf scheint eine nothwendige Mitbedingung, nicht aber die einzige, nicht die erste Bedingung zu sein zu seiner größern Fähigkeit und Verstandesübung. Unter allen Thieren hat der Mensch, wie schon die Alten wußten, verhältnißmäßig das größte Gehirn, worin ihm aber der Affe nichts nachgibt; ja das Pferd wird hierin übertroffen vom Esel.

* * *

Also muß etwas anderes hinzukommen, das die feinere Denkungskraft des Geschöpfs physiologisch fördert; und was könnte dies, nach dem Stufengange von Organisation, den uns die Natur vors Auge gelegt hat, anders sein als der Bau des Gehirns selbst, die vollkommenere *Ausarbeitung* seiner Theile und Säfte, endlich die schönere *Lage und Proportion* desselben zur Empfängniß geistiger Empfindungen und Ideen in der glücklichsten Lebenswärme. Laßt uns ihr Buch aufschlagen, die feinsten Blätter, die sie je geschrieben, die Gehirntafeln selbst; denn da der Zweck ihrer Organisation auf Empfindung, auf Wohlsein, auf Glückseligkeit eines Geschöpfs geht, so muß das *Haupt* endlich das sicherste Archiv werden, in dem wir ihre Gedanken finden.

1) In Geschöpfen, bei denen das Gehirn kaum anfängt, erscheint es noch sehr einfach: es ist wie eine Knospe oder ein paar

Knospen des fortsprießenden Rückenmarks, die nur den nöthigsten Sinnen Nerven ertheilen. Bei Fischen und Vögeln, die, nach Willis' Bemerkung, im ganzen Bau des Gehirns Aehnlichkeit haben, nimmt die Zahl der Erhöhungen bis zu fünf und mehrern zu; sie sondern sich auch deutlicher auseinander. In den Thieren von wärmerm Blut endlich unterscheidet sich das kleine und große Gehirn kenntlich; die Flügel des letzten breiten sich, der Organisation des Geschöpfs zufolge, auseinander und die einzelnen Theile treten zu eben dem Zweck in Verhältniß. Die Natur hat also, sowie bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter, so auch bei dem Inbegriff und Ziel derselben, dem Gehirn, nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiedenen äußern Organisation des Geschöpfs im kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs künstlichste vollendet. Sie kommt mit dem kleinen Hirn eher zu Stande als mit dem großen, da jenes seinem Ursprunge nach dem Rückenmark sowol näher und verwandter, als auch bei mehrern Gattungen gleichförmiger ist, bei denen die Gestalt des großen Gehirns noch sehr variirt. Es ist dieses auch nicht zu verwundern, da vom kleinern Gehirn so wichtige Nerven für die thierische Organisation entspringen, sodaß die Natur in Ausbildung der edelsten Gedankenkräfte ihren Weg von dem Rücken nach den vordern Theilen nehmen mußte.

2) Bei dem größern Gehirn zeigt sich die mehrere Ausarbeitung seiner Flügel in den edlern Theilen auf mehr als eine Weise. Nicht nur sind seine Furchen künstlicher und tiefer, und der Mensch hat derselben mehrere und mannichfaltigere als irgendein anderes Geschöpf; nicht nur ist die Rinde des Hirns beim Menschen der zarteste und feinste Theil seiner Glieder, der sich ausdunstend bis auf $^1/_{25}$ verliert, sondern auch der Schatz, den diese Rinde bedeckt und durchflicht, das Mark des Gehirns, ist bei den edlern Thieren und am meisten beim Menschen in seinen Theilen unterschiedener, bestimmter und vergleichungsweise größer als bei allen andern Geschöpfen. Beim Menschen überwiegt das große Gehirn das kleine um ein vieles, und das größere Gewicht desselben zeigt seine innere Fülle und mehrere Ausarbeitung.

3) Nun zeigen alle bisherigen Erfahrungen, die der gelehrteste Physiolog aller Nationen, Haller, gesammelt, wie wenig sich das untheilbare Werk der Ideenbildung in einzelnen materiellen Theilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse; ja mich dünkt, wenn alle diese Erfahrungen auch nicht vorhanden wären, hätte man aus der Beschaffenheit der Ideenbildung selbst darauf kommen müssen. Was ist's, daß wir die Kraft unsers Denkens nach ihren verschiedenen Verhältnissen bald Einbildungskraft und

Gedächtniß, bald Witz und Verstand nennen? daß wir die Triebe zu begehren vom reinen Willen absondern, und endlich gar Empfindungs- und Bewegungskräfte theilen? Die mindeste genauere Ueberlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich voneinander getrennt sein können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtniß und die Einbildungskraft, in einer andern die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen; denn der Gedanke unserer Seele ist ungetheilt, und jede dieser Wirkungen ist eine Frucht der Gedanken. Es wäre daher beinahe ungereimt, abstrahirte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen und, wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf, die Seele auseinanderzuwerfen. Entgeht uns bei dem gröbsten Sinne das Material der Empfindung, das vom Nervensafte (wenn dieser auch da wäre) ein so verschiedenes Ding ist, wie viel weniger wird uns die geistige Verbindung aller Sinne und Empfindungen empfindbar werden, daß wir dieselbe nicht nur sehen und hören, sondern auch in den verschiedenen Theilen des Gehirns so willkürlich erwecken könnten, als ob wir ein Clavichord spielten. Der Gedanke, dies auch nur zu erwarten, ist mir fremd.

4) Noch fremder wird er mir, wenn ich den Bau des Gehirns und seiner Nerven betrachte. Wie anders ist hier die Haushaltung der Natur, als wie sich unsere abstrahirte Psychologie die Sinne und Kräfte der Seele denkt! Wer würde aus der Metaphysik errathen, daß die Nerven der Sinne also entstehen, sich also trennen und verbinden? Und doch sind dies die einzigen Gegenden des Gehirns, die wir in ihren organischen Zwecken kennen, weil uns ihre Wirkung vors Auge gelegt ist. Also bleibt uns nichts übrig, als diese heilige Werkstätte der Ideen, das innere Gehirn, wo sich die Sinne einander nähern, als die Gebärmutter anzusehen, in der sich die Frucht der Gedanken unsichtbar und unzertheilt bildet. Ist jene gesund und frisch und gewährt der Frucht nicht nur die gehörige Geistes- und Lebenswärme, sondern auch den geräumigen Ort, die schickliche Stätte, auf welcher die Empfindungen der Sinne und des ganzen Körpers von der unsichtbaren organischen Kraft, die hier alles durchwebt, erfaßt und, wenn ich metaphorisch reden darf, in den lichten Punkt vereinigt werden können, der höhere Besinnung heißt: so wird, wenn äußere Umstände des Unterrichts und der Ideenweckung dazu kommen, das feinorganisirte Geschöpf der Vernunft fähig. Ist dieses nicht, fehlen dem Gehirn wesentliche Theile oder feinere Säfte, nehmen gröbere Sinne den Platz ein, oder findet es sich endlich in einer verschobenen, zusammengedrückten Lage: was wird die Folge sein, als daß jene feine Zusammenstrahlung der Ideen nicht stattfinde, daß das Geschöpf ein Knecht der Sinne bleibe?

5) Die Bildung der verschiedenen Thiergehirne scheint dies augenscheinlich darzulegen, und eben hieraus, verglichen mit der äußern Organisation und Lebensweise des Thieres, wird man sich Rechenschaft geben können, warum die Natur, die überall auf Einen Typus ausging, ihn nicht allenthalben erreichen konnte und jetzt so, jetzt anders abwechseln mußte. Der Hauptsinn vieler Geschöpfe ist der Geruch, er ist ihnen der nothwendigste zur Unterhaltung und ihres Instincts Führer. Nun siehe, wie sich im Gesicht des Thieres die Nase hervordrängt, so drängen sich auch im Gehirn desselben die Geruchsnerven hervor, als ob zu ihnen allein der Vordertheil des Haupts gemacht wäre. Breit, hohl und markig gehen sie daher, daß sie fortgesetzte Gehirnkammern scheinen; bei manchen Gattungen gehen die Stirnhöhlen weit herauf, um vielleicht auch den Sinn des Geruchs zu verstärken, und so, wenn ich so sagen darf, ist ein großer Theil der Thierseele geruchartig. Die Sehnerven folgen, da nach dem Geruch dieser Sinn dem Geschöpf der nöthigste war; sie gelangen schon mehr zur mittlern Region des Gehirns, wie sie auch einem feinern Sinne dienen. Die andern Nerven, die ich nicht hererzählen will, folgen in der Maße, wie die äußere und innere Organisation einen Zusammenhang der Theile fordert, sodaß z. B. die Nerven und Muskeln der Theile des Hinterhaupts den Mund, die Kinnbacken u. s. w. stützen und beseelen. Sie schließen also gleichsam das Antlitz und machen das äußere Gebilde so zu einem Ganzen, wie es nach dem Verhältniß innerer Kräfte das innere war: nur berechne man dieses nicht blos auf das Gesicht, sondern auf den ganzen Körper. Es ist sehr angenehm, die verschiedenen Verhältnisse verschiedener Gestalten vergleichend durchzugehen und die innern Gewichte zu betrachten, die die Natur für jedes Geschöpf aufhing. Wo sie versagte, erstattete sie; wo sie verwirren mußte, verwirrte sie weise, d. i. der äußern Organisation des Geschöpfs und seiner ganzen Lebensweise harmonisch. Sie hatte aber immer ihren Typus im Auge und wich ungern von ihm ab, weil ein gewisses analoges Empfinden und Erkennen der Hauptzweck war, zu dem sie alle Erdorganisationen bilden wollte. Bei Vögeln, Fischen und den verschiedensten Landthieren ist dies in einer fortgehenden Analogie zu zeigen.

6) Und so kommen wir auf den Vorzug des Menschen in seiner Gehirnbildung. Wovon hängt er ab? Offenbar von seiner vollkommenern Organisation im ganzen und zuletzt von seiner aufrechten Stellung. Jedes Thiergehirn ist nach der Bildung seines Kopfes oder vielmehr diese nach ihm geformt, weil die Natur von innen aus wirkt. Zu welchem Gange, zu welchem Verhältniß der Theile gegeneinander, zu welchem Habitus endlich sie das Geschöpf bestimmte, danach mischte und ordnete sie auch

seine organischen Kräfte. Und so ward das Gehirn groß oder klein, breit oder schmal, schwer oder leicht, viel- oder einartig, nachdem seine Kräfte waren und in welchem Verhältniß sie gegen einander wirkten. Danach wurden auch die Sinne des Geschöpfs stark oder schwach, herrschend oder dienend. Höhlen und Muskeln des Vorder- und Hinterhaupts bildeten sich, nachdem die Lymphe gravitirte, kurz, nach dem Winkel der organischen Hauptrichtung. Von zahlreichen Proben, die hierüber aus Gattungen und Geschlechtern angeführt werden könnten, führe ich nur zwei oder drei an. Was bildet den organischen Unterschied unsers Hauptes vom Kopfe des Affen? Der Winkel seiner Hauptrichtung. Der Affe hat alle Theile des Gehirns, die der Mensch hat; er hat sie aber nach der Gestalt seines Schädels in einer zurückgedrückten Lage, und diese hat er, weil sein Kopf unter einem andern Winkel geformt und er nicht zum aufrechten Gange gemacht ist. Sofort wirkten alle organischen Kräfte anders: der Kopf ward nicht so hoch, nicht so breit, nicht so lang wie der unsere; die niedern Sinne traten mit dem Untertheile des Gesichts hervor, und es ward ein Thiergesicht, sowie sein zurückgeschobenes Gehirn immer nur ein Thiergehirn blieb. Wenn er auch alle Theile des menschlichen Gehirns hätte: er hat sie in anderer Lage, in anderm Verhältniß. Die Parisischen Zergliederer fanden in ihren Affen die Vordertheile menschenähnlich, die innern aber von dem kleinen Gehirn alle im Verhältniß tiefer: die Zirbeldrüse war konisch, ihre Spitze nach dem Hinterhaupt gekehrt u. s. w. — lauter Verhältnisse aus diesem Winkel der Hauptrichtung zu seinem Gange, zu seiner Gestalt und Lebensweise. Der Affe, den Blumenbach*) zergliederte, war noch thierischer, wahrscheinlich weil er von einer niedrigern Art war; daher sein größeres cerebellum, daher die andern fehlenden Unterschiede in den wichtigsten Regionen. Beim Orang-Utang fallen diese weg, weil sein Haupt minder zurückgebogen, sein Gehirn minder zurückgedrückt ist; indessen noch zurückgedrückt genug, wenn man es mit dem hoch- und rund- und freigewölbten menschlichen Gehirn vergleicht, der einzigen schönen Kammer der vernünftigen Ideenbildung. Warum hat das Pferd kein Wundernetz (rete mirabile) gleich andern Thieren? Weil sein Haupt emporsteht und sich die Hauptader schon einigermaßen dem Menschen ähnlich, ohne diese Versiegungen wie bei hangenden Thierhäuptern, erhebt. Es ward also auch ein edleres, rasches, muthiges Thier, von vieler Wärme, von wenigem Schlaf; da hingegen bei Geschöpfen, denen ihr Haupt niedersank, die Natur im Bau des Gehirns so viel andere Anstalten vorzukehren hatte, sogar daß sie die Haupttheile desselben mit einer

*) De varietat. nativ. gen. hum., S. 32.

beinernen Wand unterschied. Alles kam also auf die Richtung an, nach und zu der sie das Haupt, der Organisation des ganzen Körpers gemäß, formte. Ich schweige von mehrern Beispielen, mit dem Wunsch, daß forschende Zergliederer insonderheit bei menschenähnlichen Thieren auf dies innere Verhältniß der Theile nach der Lage gegen einander und nach der Richtung des Hauptes in seiner Organisation zum Ganzen Rücksicht nehmen möchten. Hier, glaube ich, wohnt der Unterschied einer Organisation zu diesem oder jenem Instinct, zur Wirkung einer Thier- oder Menschenseele; denn jedes Geschöpf ist in allen seinen Theilen ein lebendig zusammenwirkendes Ganze.

7) Selbst der Winkel der menschlichen Wohlgestalt oder Misbildung scheint sich aus diesem einfachen und allgemeinen Gesetze der Bildung des Hauptes zum aufrechten Gange bestimmen zu lassen; denn da diese Form des Kopfes, diese Ausbreitung des Gehirns in seine weiten und schönen Hemisphären, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit nur auf einer aufrechten Gestalt möglich war, wie das Verhältniß und die Gravitation dieser Theile selbst, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeigt, so konnte auch aus diesem innern Verhältniß nichts anders als die menschliche Wohlgestalt werden. Warum neigt sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? Weil sie den weitesten Raum eines freien Gehirns umschließt, ja auch schöne gesunde Stirnhöhlen verräth, also einen Tempel jugendlich-schöner und reiner Menschengedanken. Das Hinterhaupt dagegen ist klein; denn das thierische cerebellum soll nicht überwiegen. So ist's mit den andern Theilen des Gesichts; sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an, und jede Abweichung davon ist thierisch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung dieser Theile einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die blos errathende Physiognomie schwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Aeußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward, und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts anders geschaffen hätte.

Blick' also auf gen Himmel, o Mensch, und erfreue dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, deine aufrechte Gestalt, knüpfte. Gingest du wie ein Thier gebückt, wäre dein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt und danach der Gliederbau geordnet: wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit, unsichtbar in dich gesenkt? Selbst die Elenden, die unter die Thiere geriethen, verloren es: wie sich ihr Haupt misbildete, verwilderten auch die innern Kräfte; gröbere Sinne zogen

das Geschöpf zur Erde nieder. Nun aber, durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange, bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dies zarte ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die thierischen Organe traten zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab, es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen, und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die sprossende Blüte des Rückens und der sinnlichen Lebenskräfte, trat, da es bei den Thieren herrschender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes milderes Verhältniß. Die Strahlen der wunderbar schönen gestreiften Körper wurden bei dem Menschen gezeichneter und feiner: ein Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in dieser mittlern Region zusammen und auseinander strahlt. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur emporsproßte, sich aber vornweg zu einem Gewächse voll ätherischer Kräfte wölbt, das nur auf diesem emporstrebenden Baum erzeugt werden konnte.

Denn ferner: die ganze Proportion der organischen Kräfte eines Thieres ist der Vernunft noch nicht günstig. In seiner Bildung herrschen Muskelkräfte und sinnliche Lebensreize, die nach dem Zweck des Geschöpfs in jede Organisation eigen vertheilt sind und den herrschenden Instinct jedweder Gattung bilden. Mit der aufrechten Gestalt des Menschen stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportionirt sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten. Mit jedem Aderschlag erhebt sich mehr als der sechste Theil des Blutes im menschlichen Körper allein zum Haupte; der Hauptstrom desselben erhebt sich gerade, und krümmt sich sanft, und theilt sich allmählich, also daß auch die entferntesten Theile des Hauptes von seinem und seiner Brüder Strömen Nahrung und Wärme erhalten. Die Natur bot alle ihre Kunst auf, die Gefäße desselben zu verstärken, seine Macht zu schwächen und zu verfeinern, es lange im Gehirn zu halten und, wenn es sein Werk gethan hat, es sanft vom Haupt zurückzuleiten. Es entsprang aus Stämmen, die, dem Herzen nahe, noch mit aller Kraft der ersten Bewegung wirken; und vom ersten Lebensanfang an arbeitet die ganze Gewalt des jungen Herzens auf diese, die empfindlichsten und edelsten Theile. Die äußern Glieder bleiben noch ungeformt, damit zuerst nur das Haupt und die innern Theile aufs zarteste bereitet werden. Mit Verwundern sieht man nicht nur das gewaltige Uebermaß derselben, sondern auch ihre feine Structur in den einzelnen Sinnen des Ungeborenen, als ob die große Künstlerin

denselben allein zum Gehirn und zu den Kräften innerer Bewegung erschaffen wollte, bis sie allmählich auch die andern Glieder als Werkzeuge und Darstellung des Innern nachholt. Schon also in Mutterleibe wird der Mensch zur aufrechten Stellung und zu allem, was von ihr abhängt, gebildet. In keinem hangenden Thierleibe wird er getragen; ihm ist eine künstlichere Formungsstätte bereitet, die auf ihrer Basis ruht. Da sitzt der kleine Schlafende, und das Blut dringt zu seinem Haupte, bis dieses durch seine eigene Schwere sinkt. Kurz, der Mensch ist was er sein soll — und dazu wirken alle Theile —, ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feinern Gedankenbildung.

II.

Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern.

Ist unser Weg bisher richtig gewesen, so muß, da die Natur immer gleichförmig wirkt, auch bei niedrigern Geschöpfen dieselbe Analogie im Verhältniß ihres Haupts zu dem gesammten Gliederbau herrschen; — und sie herrscht auf die augenscheinlichste Weise. Wie die Pflanze darauf arbeitet, das Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfes Krone, hervorzutreiben: so arbeitet der ganze Gliederbau in den lebendigen Geschöpfen, um das Haupt, als seine Krone, zu nähren. Man sollte sagen, daß der Reihe der Geschöpfe nach die Natur allen ihren Organismus anwende, immer mehr und ein feineres Gehirn zu bereiten, mithin dem Geschöpf einen freiern Mittelpunkt von Empfindungen und Gedanken zu sammeln. Je weiter sie hinaufrückt, desto mehr treibt sie ihr Werk; so viel sie nämlich thun kann, ohne das Haupt des Geschöpfs zu beschweren und seine sinnlichen Lebensverrichtungen zu stören. Laßt uns einige Glieder dieser hinaufsteigenden organischen Empfindungskette auch in der äußern Form und Richtung ihres Haupts bemerken.

1) In Thieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzenthiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar, in andern kommt's wie ein Auge hervor. Klein ist's in den Insekten; in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins, und in den Amphibien behält es größtentheils noch seine Horizontallage

mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebt, desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner thierischen Dumpfheit; um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheint nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Haifisch, der gleichsam ganz Rachen und Gebiß ist, oder den verschlingenden schleichenden Krokodil mit feinern Organisationen, und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführt werden, daß: je mehr das Haupt und der Körper eines Thieres eine ungetrennte horizontale Linie sind, desto weniger ist bei ihm zum erhöhtern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender, ungelenkiger Rachen das Ziel seiner Wirkung.

2) Je vollkommener das Thier wird, desto mehr kommt's gleichsam von der Erde herauf: es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich nach der Organisation seines Baues, und nach dem Ganzen bekommt der Kopf Stellung und Richtung. Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beutelthiere, den Igel, die Ratte, den Vielfraß und andere niedrige Geschlechter mit den edlern Thieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund steht lang und vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer: natürlicherweise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern, weitern Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß: je mehr sich der Körper zu heben, und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfes Bildung. Nur muß dieser Satz, sowie der vorige, nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältniß und Bau des Thiers verstanden werden.

3) Je mehr an dem erhöhtern Kopf die Untertheile des Gesichts abnehmen oder zurückgedrängt werden, desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Katze und den Löwen, das Nashorn und den Elefanten, das Roß und das Flußpferd. Je breiter, gröber und herabziehender gegentheils die Untertheile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel, und der Obertheil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Thierarten überhaupt, sondern auch eine und dieselbe nach Klimaten. Man betrachte den weißen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder, oder die verschiedenen Gattungen der Hunde, Hirsche, Rehe; kurz, je weniger das Thier gleichsam Kinnbacke, und je mehr es Kopf ist, desto vernunftähnlicher wird seine Bildung. Um sich diese Ansicht klarer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Thiergerippes Linien zur höchsten Scheitel-

höhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade: so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannichfaltige Verschiedenheit sehen, zugleich aber auch inne werden, daß alles dies ursprünglich vom mehr oder minder horizontalen Gang herrühre und diesem diene.

Ich begegne mich hier mit dem feinen Verhältniß, das Camper über die Bildung der Affen und Menschen, und unter diesen der verschiedenen Nationalbildungen gegeben hat*), indem er nämlich eine gerade Linie durch die Höhlen des Ohrs bis zum Boden der Nase, und eine andere von der höchsten Hervorragung des Stirnbeins bis auf den am meisten hervorragenden Theil der Oberkinnlade im schärfsten Profil zieht. Er meint in diesem Winkel nicht nur den Unterschied der Thiere, sondern auch der verschiedenen Nationen zu finden, und glaubt, die Natur habe sich dieses Winkels bedient, alle Verschiedenheiten der Thiere zu bestimmen und sie gleichsam stufenweise bis zum schönsten der schönen Menschen zu erheben. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem sich das Thier der menschlichen Gestalt nähert. Die Affenköpfe steigen von 42 bis zu 50 Graden; der letzte ist dem Menschen ähnlich. Der Neger und Kalmücke haben 70, der Europäer 80 Grade, und die Griechen haben ihr Ideal von 90 bis zu 100 Graden verschönert. Was über diese Linie fällt, wird ein Ungeheuer; sie ist also das Höchste, wozu die Alten die Schönheit ihrer Köpfe gebracht haben. So frappant diese Bemerkung ist, so sehr freut es mich, sie, wie ich glaube, auf ihren physischen Grund zurückführen zu können; es ist dieser nämlich das Verhältniß des Geschöpfs zur horizontalen und perpendicularen Kopfstellung und Bildung, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns sowie die Schönheit und Proportion aller Gesichtstheile abhängt. Wenn man das Camper'sche Verhältniß also vollständig machen und zugleich seinen Grund erweisen will, so darf man nur statt des Ohrs den letzten Halswirbel zum Punkt nehmen, und von ihm zum letzten Punkt des Hinterhaupts, zum obersten des Scheitels, zum vordersten der Stirn, zum hervorspringendsten des Kinnbeins Linien ziehen, so wird nicht nur die Varietät der Kopfbildung selbst, sondern auch der Grund derselben sichtbar: daß alles von der Formung und Richtung dieser Theile zum horizontalen und perpendicularen Gange, mithin zum ganzen Habitus des Geschöpfs abhange, und hiernach zufolge eines einfachen Bildungsprincipium in die größte Mannichfaltigkeit Einheit gebracht werden möge.

---

*) Vgl. Camper's Kleinere Schriften, I, 15 fg. Ich wünschte, daß die Abhandlung vollständig und auch die zwei Kupfertafeln dazu bekannt gemacht würden.

O daß ein zweiter Galen in unsern Tagen das Buch des Alten von den Theilen des menschlichen Körpers insonderheit zu dem Zweck erneute, damit die Vollkommenheit unserer Gestalt im aufrechten Gange nach allen Proportionen und Wirkungen offenbar würde; daß er in fortgehender Vergleichung mit den uns nächsten Thieren den Menschen vom ersten Anfange seiner Sichtbarkeit in seinen thierischen und geistigen Verrichtungen, in der feinern Proportion aller Theile zueinander, zuletzt den ganzen sprossenden Baum bis zu seiner Krone, dem Gehirn, verfolgte, und durch Vergleichungen zeigte, wie eine solche nur hier sprossen konnte! Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst, wie die Pflanze aufwärts blüht, so sollte man auch vermuthen, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben, und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. Aber das Thier mußte in diesen frühern Perioden seiner Niedergeschlagenheit noch animalische Kräfte ausarbeiten, und sich mit Sinnen und Trieben üben lernen, ehe es zu unserer, der freiesten und vollkommensten Stellung gelangen konnte. Allmählich naht es sich derselben: der kriechende Wurm erhebt, soviel er kann, vom Staube sein Haupt, und das Seethier schleicht gebückt ans Ufer; mit hohem Halse steht der stolze Hirsch, das edle Roß da, und dem gezähmten Thier werden schon seine Triebe gedämpft. Seine Seele wird mit Vorideen genährt, die es zwar noch nicht fassen kann, die es aber auf Glauben annimmt und sich gleichsam blind zu ihnen gewöhnt. Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich — und der thierisch hinabgezwungene Körper richtet sich auf, der Baum seines Rückens sproßt gerader und efflorescirt feiner; die Brust hat sich gewölbt, die Hüfte geschlossen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und strahlen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in Einen Gottesgedanken. Und das alles wodurch anders, als vielleicht, wann die organischen Kräfte sattsam geübt sind, durch Ein Machtwort der Schöpfung: Geschöpf, steh auf von der Erde!

III.

Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisirt.

Nahe dem Boden hatten alle Sinne des Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niedrigen drängten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Geruch und

Geschmack waren, wie bei dem Thier, ihre ziehenden Führer. — Ueber die Erde und Kräuter erhoben, herrscht der Geruch nicht mehr, sondern das Auge; es hat ein weiteres Reich um sich und übt sich von Kindheit auf in der feinsten Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinunter gesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideensammlung, da es bei dem Thiere lauschend hinaufsteht und bei vielen auch seiner äußern Gestalt nach zugespitzt horcht.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernt, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Thier. Es hat zum Theil schon Finger wie der Mensch; nur sind sie hier in einen Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander Gebilde eingeschlossen und durch Schwielen verderbt. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Hantierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. Helvetius hat sofern recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen; denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elefanten? Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinen Körper verbreitet, und bei verstümmelten Menschen haben die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübt, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daum, der große Zeh, die auch der Structur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die nothwendigsten Kunstgehülfen zum Stehen, Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden, und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehrt sich mit Sand und Steinen; er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden; er deckt Häuser ab und kann Menschen morden. Das wilde Mädchen zu Songi schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor den Kopf, und ersetzte mit Klettern und Laufen was ihr an Stärke abging. Also auch der verwilderte Mensch ist seiner Organisation nach nicht ohne Vertheidigung, und aufgerichtet, cultivirt — welch Thier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzt? Kunst ist das stärkste Gewehr: und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisirte Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zähne: denn er sollte ein friedliches, sanftmüthiges Geschöpf sein; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hier und da meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Misgeburt oder ein Zufall entdeckt, und die uns ahnen lassen, was für andere für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünkt, so mögen unentdeckte Welten der Mannichfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unserer vielorganisirten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr — zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berkeley sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinster Sinn in tausend Gestalten und Farben unablässig nur buchstabirt. Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübt, sowie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielt, die feinste Geometrie beweist. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Dasein einen Schritt weiter, alles das mit klarem Blick sehen, was wir in unserer vielorganisirten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem sich seiner Organisation gemäß das Thier schon vorzuüben scheint.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte: es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt; oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und anderer Glieder nur gehorcht. Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlt. Man hat Beispiele*), daß ein Taub- und Stummgeborener

*) In Sack's „Vertheidigtem Glauben der Christen" (Berlin 1773) erinnere ich mich einen solchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen sind mir aus andern Schriften erinnerlich.

seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah, und wühlte, blos der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben — schrecklicher Beweis, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unserer Gattung durch sich selbst vermöge! Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unserer Vernunft, und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsere Sinne und Gedanken allmählich in Flammen brachte.

Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werke des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwerchfell und sogar Theile des Unterleibs, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfordert. Zu diesem großen Werke also baute die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rippen, Muskeln und Adern; sie gab den Theilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihr gehören, und ging von den niedrigen Geschöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborene Thier den ersten Athemzug in sich, ja es drängt sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viele Theile sind zu diesem Werk geschaffen; denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nöthig. Indessen, so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ist's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählich zum Schall und zur Stimme hinauffördert. Der Vogel freut sich seines Gesanges, als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlt und der innere Zustand seines Wesens freudig oder leidend hinaus will. Es gesticulirt wenig, und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen; die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam voraus. Hier aber schloß

sich die Thür, und dem menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigene Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich und gewaltsam versagt.*)

Warum that dies der Vater der menschlichen Rede? Warum wollte er das Geschöpf, das alles nachahmt, gerade dies Kriterium der Menschheit nicht nachahmen lassen, und versperrte ihm dazu durch eigene Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz, man höre die Rede mancher Misgeborenen und äußerst Einfältigen — und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe thut uns ihre Sprache und das entweihte Geschenk der menschlichen Rede! Und wie entweihter würde sie im Munde des lüsternen, groben, thierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle mit halber Menschenvernunft, nachäffen könnte! Ein abscheuliches Gewebe menschenähnlicher Töne und Affengedanken — nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, und der Affe ward stumm, stummer als andere Thiere, wo ein jedes, bis zum Frosch und zur Eidechse hinunter, seinen eigenen Schall hat.

Aber den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbt. Menschen, die unter die Thiere geriethen, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Theil auch die Fähigkeit zu derselben: ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle misgebildet worden, und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache stattfindet. Denn obgleich mehrere Thiere menschenähnliche Sprachorgane haben, so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des fortgehenden Stromes der Rede aus unserer erhabenen, freien, menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen und ist, wie Monboddo sagt, der Mock-bird unter den Geschöpfen der Erde; sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Cultur an; denn nur durch sie beherrscht er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war, mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es sein, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixiren; der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts all-

*) Vgl. Camper's Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen (Philosoph. Transactions [1779], Bd. 1).

mählich erst verstehen lernt. Der Unterschied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er dann, vielleicht zuerst athmend und keuchend, dann schallend und sangbar seine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Thiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfing der Mensch den Athem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, kurz die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

IV.

Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisirt.

Man spricht sich's einander nach, daß der Mensch ohne Instinct sei, und daß dies instinctlose Wesen den Charakter seines Geschlechts ausmache. Er hat alle Instincte, die ein Erdenthier um ihn besitzt, nur hat er sie alle, seiner Organisation nach, zu einem feinern Verhältniß gemildert.

Das Kind im Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdgeschöpfe zukommen können. Es schwimmt im Wasser, es liegt mit offenem Munde; sein Kiefer ist groß, ehe seine Lippe ihn bedecken kann, die sich nur spät bildet; sobald es auf die Welt kommt, schnappt es nach Luft, und Saugen ist seine ungelernte erste Verrichtung. Das ganze Werk der Verdauung und Nahrung, des Hungers und Durstes geht instinctmäßig oder durch noch dunklere Triebe seinen Gang fort. Die Muskel- und Zeugungskräfte streben eben also zur Entwickelung, und ein Mensch darf nur durch Affect oder Krankheit wahnsinnig sein, so sieht man bei ihm alle thierischen Triebe. Noth und Gefahr entwickeln bei Menschen, ja bei ganzen Nationen, die animalisch leben, auch thierische Geschicklichkeiten, Sinne und Kräfte.

Also sind dem Menschen die Triebe nicht sowol geraubt, als bei ihm unterdrückt und unter die Herrschaft der Nerven und der feinern Sinne geordnet. Ohne sie könnte auch das Geschöpf, das noch großentheils Thier ist, gar nicht leben.

Und wie werden sie unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Laßt uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten: er zeigt uns das, was man oft so thöricht als menschliche Schwachheit bejammert hat, von einer ganz andern Seite.

Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt als keins der Thiere, offenbar weil es zu einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Thier nahm in seiner Mutter vierfüßige Gestalt an und gewann, ob es gleich anfangs ebenso unproportionirt am Kopfe ist wie der Mensch, zuletzt völliges Verhältniß; oder bei nervenreichen Thieren, die ihre Jungen schwach gebären, erstattet sich doch das Verhältniß der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt lange schwach; denn sein Gliederbau ist, wenn ich so sagen darf, dem Haupte zuerschaffen worden, das übermäßig groß im Mutterleibe zuerst ausgebildet ward und also auf die Welt tritt. Die andern Glieder, die zu ihrem Wachsthum irdische Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen, kommen ihm lange nicht nach, ob sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu ihm, und nicht das Haupt verhältnißmäßig zu ihnen wächst. Das schwache Kind ist also, wenn man will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und die Natur bildet diese unablässig und am frühesten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie so instinctmäßig als das Thier, nur auf eine feinere Weise. Nicht durch angeborene Fertigkeiten und Künste; denn alle Kunstfertigkeiten der Thiere sind Folgen gröberer Reize, und wären diese von Kindheit an herrschend da, so bliebe der Mensch ein Thier, so würde er, da er schon alles kann, ehe er's lernte, nichts Menschliches lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft als Instinct angeboren werden, welches sogleich als Widerspruch erhellen wird, oder er mußte, wie es jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um Vernunft zu lernen.

Von Kindheit auf lernt er diese und wird, wie zum künstlichen Gange, so auch zu ihr, zur Freiheit und menschlichen Sprache, durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt; die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet — wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden! Allmählich entfaltet sich sein Gesicht und hängt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hängt und durch ihre Hülfe die ersten Begriffe unterscheiden lernt. Und so lernt seine Hand allmählich greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigener Uebung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne, denn der künstliche Instinct, der ihm angebildet werden soll, ist Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise, die kein Thier hat und lernt. Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen.

Hieraus erhellt, was menschliche Vernunft sei; ein Name der in den neuern Schriften so oft als ein angeborenes Automat gebraucht wird und als solches nichts als Misdeutung gibt. Theoretisch und praktisch ist Vernunft nichts als etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht, so wenig als wir den innern Zustand eines tiefern Geschöpfs unter uns innig einsehen; die Vernunft des Menschen ist menschlich. Von Kindheit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner zumal feinern Sinne nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er empfängt, und nach der innern Schnellkraft, mit der er sie verbinden lernt. Das hieraus entstandene Eins ist sein Gedanke, und die mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu Urtheilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist — das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nach dem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder denen er folgte, nach dem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband: nach dem ist auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen, wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns ihr zufolge täuschen lassen; nur so viele Menschen einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehen und die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammeln, so wird unsere Vernunft krüppelhaft und oft krüppelhaft aufs ganze Leben. Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinct und Beruf ist, alles, wie seinen geraden Gang, zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kommt oft nur durch Irren zur Wahrheit; indessen sich das Thier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt, denn die stärker ausgedrückte Proportion seiner Sinne und Triebe ist sein Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupte aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urtheile ruhe. Indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, laßt uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt,

und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen vielfachgemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Thier ist nur ein gebückter Sklave, wenngleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothdürftigen Trieben dienen, und in diesem Dienste sich erst zum eigenen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung, er steht aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm; er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Wage. Er kann dem trüglichsten Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, geht's auch mit der misbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältniß der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus, und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Thier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach und selbst im ärgsten Misbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigener Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowol seine Vernunft als Freiheit begrenzt, und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwol die allumfassende Güte ihn auch in seinen Thorheiten umfaßt und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenkt. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt: so ist der Mensch im Irrthum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborener; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der

Menschenfresser in Neuseeland und Fenelon, der verworfene Pescherei und Newton — sind Geschöpfe einer und derselben Gattung.

Nun scheint es zwar, daß auf unserer Erde alle ihr mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben stattfinden sollte; und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst ans Thier grenzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dürfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Thiere unter uns sehen, und welch einen langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufsprossende Blüte von Vernunft und Freiheit in uns organisirend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unserer Erde alles sein sollte was auf ihr möglich war; und nur dann werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle genugsam erklären können, wenn wir, einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so mancherlei in diesem großen Garten der Natur sprossen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Nothdurft obwalten; denn die ganze Erde, auch in ihren wildesten Entlegenheiten, sollte bewohnt werden, und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursache, warum er auch Pescherei s und Neuseeländer in dieser seiner Welt zuließ. Dem größten Verächter des Menschengeschlechts ist's indessen unleugbar, daß, in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edlen Gewächse unter dem Lichte der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche Verstand gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen sich bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennt, hat er in ihrem äußern Gange belauscht, und der Bewegung, der Zahl, dem Maß, dem Leben, sogar dem Dasein nachgespürt, wo er dieselben im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät, einer gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das alles schuf, hat wirklich einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsere schwache Organisation gelegt; und so niedrig der Mensch ist, kann er zu sich sagen: „Ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß, denn er hat sie rings um mich geoffenbart.“ Augenscheinlich war diese Aehnlichkeit mit ihm selbst die Summe aller seiner Erdeschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatze nicht höher hinauf, er unterließ aber auch nicht bis zu ihr hinaufzusteigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem

höchsten Punkte hinaufzuführen. Deswegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

Gleicherweise hat auch die Freiheit im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich, sowol in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeigt. Daß Menschen dem unsteten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den Bund der Ehe, einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf Leben und Tod, knüpften; daß sie ihrem eigenen Willen entsagten und Gesetze über sich herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer Regierung durch Menschen über Menschen feststellten und ihn mit eigenem Blut und Leben schützten; daß edle Männer für ihr Vaterland sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken; daß endlich gotterfüllte Weise aus edlem Durst für die Wahrheit, Freiheit und Glückseligkeit unsers Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armuth und Noth willig übernahmen, und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschafft oder befördert hätten — wenn dieses alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollsten Bestrebungen der Selbstbestimmung sind, die in uns liegt, so kenne ich keine andere. Zwar waren nur immer wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als Aerzte heilsam aufzwangen was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte, eben diese wenigen aber waren die Blüte des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen.

V.

Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisirt.

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Thier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er großentheils, insonderheit auf dem Rücken, mit Haaren bedeckt; und das wäre denn die Decke, über deren Entziehung der ältere Plinius die Natur so jammernd anklagt. Die wohlthätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben: seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder

Jahreszeit, den Abwechselungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn einige Kunst, die diesem Geschöpfe zweite Natur ist, Hülfe leistet.

Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit, sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde Scham, leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen, so ist sie dem Menschen, ja schon ein dunkles Analogon derselben einigen Thierarten, natürlich; denn auch die Aeffin bedeckt sich, und der Elefant sucht zur Begattung einsame dunkle Wälder. Wir kennen beinahe keine so thierische Nation*) auf der Erde, die nicht, zumal bei den Weibern, von den Jahren an, da die Triebe erwachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Theile und andere Umstände eine Hülle fordern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wuth der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art sinnlicher Oekonomie des schnellsten und nothwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Thieren will das Weib gesucht sein und bietet sich nicht dar: sie erfüllt damit unwissend Absichten der Natur; und bei den Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewahrerin der holdseligen Scham, die bei der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln mußte.

Also bekam der Mensch Kleidung, und sobald er diese und einige andere Kunst hatte, war er vermögend jedes Klima der Erde auszudauern und in Besitz zu nehmen. Wenige Thiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können; und doch mit welcher Veränderung ihrer Gestalt, mit welcher Abartung ihres angeborenen Temperaments! Der Mensch allein hat sich am wenigsten und in wesentlichen Theilen gar nicht verändert. Man erstaunt, wie ganz und einförmig sich seine Natur erhalten, wenn man die Abänderungen seiner wandernden Mitbrüder unter den Thieren sieht. Seine zarte Natur ist so bestimmt, so vollkommen organisirt, daß er auf einer höchsten Stufe steht und wenige Varietäten, die nicht einmal Anomalien zu nennen sind, sich an ihm möglich fanden.

Wodurch nun dieses? Abermals durch seine aufrechte Gestalt, durch nichts anderes. Gingen wir wie Bär und Affe auf allen Vieren, so laßt uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenrassen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränktes Vater-

---

*) Mir sind nur zwei ganz nackte Nationen bekannt, die aber auch in einer thierischen Wildheit leben: die Pescherei's an der äußersten Spitze von Südamerika, ein Auswurf anderer Nationen, und ein wildes Volk bei Arakan und Pegu, das mir in den dortigen Gegenden noch ein Räthsel ist, ob ich's gleich in einer der neuesten Reisen (Mackintosh, Travels [London 1782], I, 341) bestätigt finde.

land haben und nie verlassen würden. Der Menschenbär würde sein kaltes, der Menschenaffe sein warmes Vaterland lieben; sowie wir noch gewahr werden, daß, je thierischer eine Nation ist, desto mehr ist sie mit Banden des Leibes und der Seele an ihr Land und Klima befestigt.

Als die Natur den Menschen erhob, erhob sie ihn zur Herrschaft über die Erde. Seine aufrechte Gestalt gab ihm mit einem feiner organisirten Bau auch einen künstlichern Blutumlauf, eine vielartigere Mischung der Lebenssäfte, also auch jene innigere, festere Temperatur der Lebenswärme, mit der er allein ein Bewohner Sibiriens und Afrikas sein konnte. Nur durch seinen aufgerichteten, künstlichern organischen Bau ward er vermögend eine Hitze und Kälte zu ertragen, die kein anderes Erdengeschöpf umfaßt, und sich dennoch nur im kleinsten Maß zu verändern.

Nun ward mit diesem zartern Bau und mit allem, was daraus folgte, auch freilich einer Reihe von Krankheiten die Thür geöffnet, von denen das Thier nichts weiß, und die Moskati*) beredt herzählt. Das Blut, das seinen Kreislauf in einer aufrechten Maschine verrichtet; das Herz, das in eine schiefe Lage gedrängt ist; die Eingeweide, die in einem stehenden Behältniß ihr Werk treiben — allerdings sind diese Theile bei uns mehreren Gefahren der Zerrüttung ausgesetzt als in einem thierischen Körper. Insonderheit, scheint es, muß das weibliche Geschlecht seine größere Zartheit auch theuerer als wir erkaufen. Indessen ist auch hierin die Wohlthat der Natur tausendfach ersetzend und mildernd: denn unsere Gesundheit, unser Wohlsein, alle Empfindungen und Reize unsers Wesens sind geistiger und feiner. Kein Thier genießt einen einzigen Augenblick menschlicher Gesundheit und Freude; es kostet keinen Tropfen des Nektarstroms, den der Mensch trinkt; ja auch blos körperlich betrachtet sind seine Krankheiten zwar weniger an der Zahl, weil sein Körperbau gröber ist, aber dafür desto fortwirkender und fester. Sein Zellengewebe, seine Nervenhäute, seine Arterien, Knochen, sein Gehirn sogar ist härter als das unsere; daher auch alle Landthiere rings um den Menschen — vielleicht den einzigen Elefanten ausgenommen, der in seinen Lebensperioden uns nahe kommt — kürzer als der Mensch leben und des Todes der Natur, d. i. an einem verhärtenden Alter, viel früher als er sterben. Ihn hat also die Natur zum längsten und dabei zum gesundesten, freudenreichsten Leben bestimmt, das eine Erdorganisation fassen konnte. Nichts hilft sich vielartiger und leichter als die vielartige menschliche Natur; und es haben alle Ausschweifungen des Wahnsinns und der Laster,

---

*) Vom körperlichen wesentlichen Unterschied [Unterschied der Structur] der Thiere und Menschen (Göttingen 1771).

deren freilich kein Thier fähig ist, dazu gehört, unsere Maschine in dem Maße, wie sie in manchen Ständen geschwächt und verdorben ist, zu schwächen und zu verderben. Wohlthätig hatte die Natur jedem Klima die Kräuter gegeben, die seinen Krankheiten dienen, und nur die Verwirrung aller Klimate hat aus Europa den Pfuhl von Uebeln machen können, den kein Volk, das der Natur gemäß lebt, bei sich findet. Indessen auch für diese selbsterrungenen Uebel hat sie uns ein selbsterrungenes Gute gegeben, das einzige, dessen wir dafür werth waren: den Arzt, der, wenn er der Natur folgt, ihr aufhilft, und wenn er ihr nicht folgen darf oder kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbt.

Und o welche mütterliche Sorgfalt und Weisheit der göttlichen Haushaltung war's, die auch die Lebensalter und die Dauer unsers Geschlechts bestimmte! Alle lebendigen Erdgeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif und sind schnell am Ziele des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächst langsam. Er bleibt, gleich dem Elefanten, am längsten im Mutterleibe, die Jahre seiner Jugend dauern lange, unvergleichbar länger als irgendeines Thieres. Die glückliche Zeit also, zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog die Natur so lange als sie sie ziehen konnte. Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinahe schon im Augenblick der Geburt ausgebildet: sie sind aber auch desto unvollkommener und sterben desto früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigen erlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzt, so hat er doch seine sorgenfreie lange Jugend genossen, da mit seinem Körper und Geist auch die Welt um ihn her wuchs, da mit seinem langsam heraufsteigenden, immer erweiterten Gesichtskreise auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete und sein jugendlich edles Herz in rascher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger schlagen lernte. Die Blüte des Geschlechtstriebs entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später als bei irgendeinem Thier; denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe früh dient, stirbt auch früh; alle keuschen einpaarigen Thiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald; die treue Waldtaube kann funfzig Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet; und die ersten frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllte Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männ-

lichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen, sogar mit den Zeugungskräften, in ein den Thieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünt; bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub sowol als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöst. Die Natur hat also an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, die ein Gebilde der Erde fassen konnte; und selbst in dem, was das Leben kürzt und schwächt, hat sie wenigstens den *kürzern* mit dem *empfindlichern* Genuß, die *aufreibende* mit der *inniger gefühlten* Kraft vergolten.

VI.

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.

Ich wünschte, daß ich in das Wort *Humanität* alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebt. Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dürfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

1) Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die *Erhaltung sein selbst* und auf eine *Theilnehmung* oder *Mittheilung* an andere zurückführen. Das organische Gebäude des Menschen gibt, wenn eine höhere Leitung dazu kommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die festeste ist, so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er steht auf der kleinsten Basis und kann also am leichtesten seine Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten und stärksten Hüften, die ein Erdengeschöpf hat, und wo kein Thier die regsame Stärke des Menschen beweist. Seine gedrücktere eherne Brust und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Vertheidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebenstheile, vom Haupt bis zu den Knien hinab, zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben: der Afrikaner nimmt es mit mehr als einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ist's wahr, daß der Bau des Menschen vor-

züglich auf die Vertheidigung, nicht auf den Angriff gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hülfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehrt ihn also Friedlichkeit, nicht räuberische Mordverwüstung — der Humanität erstes Merkmal.

2) Unter den Trieben, die sich auf andere beziehen, ist der Geschlechtstrieb der mächtigste; auch er ist beim Menschen dem Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Thier, selbst bei dem schamhaften Elefanten, Begattung ist, ist bei ihm, seinem Bau nach, Kuß und Umarmung. Kein Thier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird — gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Thier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib erkenne. Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst, wie Blumen, eine Androgyne gewesen, aber getheilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen, als Fabel, den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Thieren verhüllt sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahreszeit unterworfen ist (obwol über die Revolutionen hierzu im menschlichen Körper noch keine tüchtigen Betrachtungen angestellt worden), zeigt offenbar, daß er nicht von der Nothwendigkeit sondern vom Liebreiz abhangen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte, wie alles, was der Mensch um und an sich trägt. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen human sein. Dazu bestimmte die Natur, außer seiner Gestalt, auch die spätere Entwickelung, die Dauer und das Verhältniß des Triebes in beiden Geschlechtern; ja, sie brachte diesen unter das Gesetz eines gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes und der freundschaftlichsten Mittheilung zweier Wesen, die sich durchs ganze Leben zu einem vereint fühlen.

3) Da außer der mittheilenden Liebe alle andern zärtlichen Affecte sich mit der Theilnehmung begnügen, so hat die Natur den Menschen unter allen Lebendigen zum theilnehmendsten geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältniß ähnlich organisirt hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart, und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Theile seines vibrirenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinahe in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maß mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben leidet. Auch an einem Baum nimmt unsere Maschine

theil, sofern sie ein wachsender grünender Baum ist, und es gibt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrte Krone thut uns leid, wir trauern um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen eines zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig; und je vollkommener das Thier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben. Zartere Weiber können sogar die Zergliederung eines todten nicht ertragen; sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Theile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltene Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsere eigenen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Todten nehmen wir noch in seinem Grabe theil: wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlt, und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm und mit allem in der innigsten Sympathie mitfühlt, den menschlichen Körper. Sein vibrirendes Fibernsystem, sein theilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nöthig· es kommt ihr zuvor, ja es setzt sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir theilnehmen, erregt selbst Wahnsinn, und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ist's, daß das Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Thiers, das ausgestoßene Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehen und ihm gerne helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm: es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurückbringt und auf Einen Punkt vereint? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Genug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger theil, weil es ein lungenloses, ein unvollkom-

meneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisirt. Einige Taub- und Stummgeborene haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Theilnehmung an Menschen und Thieren gegeben, und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben genug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Die Väter, die, von Noth und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie im Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehen, ehe sie ihre Stimme gehört haben; und manche Kindesmörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lange im Gedächtniß geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4) Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Glied zu Glied hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen fähig, da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertraut. Die Vögel brüten und erziehen ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen gibt seine Eier dem Sande. „Er vergißt", sagt jenes alte Buch von ihm, „daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Thier sie verderbe; denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgetheilt." Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet sie aus, säugt, und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendiggeborene Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens; das selbstgesäugte Kind ist eine Sprosse der Mutterpflanze, die sie als einen Theil von sich nährt. Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Thiers alle die zarten Triebe gebaut, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art, eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schos und trinkt die zarteste und feinste Speise. Eine thierische und selbst den Körper verunstaltende Art ist's, wenn Völker, von Noth gezwungen, ihre Kinder auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgang zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsers Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohnes, wie die Mutter seine Säugerin

gewesen war: und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft geboren: das sagt ihm das Mitgefühl seiner Aeltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5) Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm, als einem eingeschränkten, vielorganisirten Wesen, in allem, was fern von ihm lag, nur ein dunkler oft unkräftiger Führer sein konnte, so hatte die richtig-leitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Aeste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet: dies ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen; und wie in seiner Gestalt alles dem Haupte dient, wie seine zwei Augen nur Eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur Einen Schall hören; wie die Natur im ganzen Aeußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise: so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: was du willst, daß andere dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was jene dir thun sollen, thue du auch ihnen. Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben, denn wenn er andere frißt, erwartet er nichts als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des Idem und Idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja ich möchte sagen auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also, so hätten wir von keiner Linie Begriff. Wäre unsere Organisation ohne Einheit, unsere Gedanken ohne Besonnenheit, so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher, und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder; ja, wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke, der drückt auch mich an seine Brust; für den ich mein Leben aufopfere, der opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei Einem Bunde hat alles Menschen-, Völker- und Thierrecht gestiftet; denn auch Thiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz, und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die inhumansten Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6) Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete den-

selben zur Wohlanständigkeit, denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe, wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert: das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Theile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbt; man denke sich dies, und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Geberden ist es nicht anders; nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke geht also ein und dieselbe Humanität durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen, ist die echte menschliche Philosophie, die jener Weise vom Himmel rief, und die sich im Umgange wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbart.

7) Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen, und man verwundere sich nicht, daß ich sie hierher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist's das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dies in allen Sachen, Hantierungen und Künsten; denn auch wo er einer angenommenen Fertigkeit folgt, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht und wissen nicht, wie irgendetwas in uns wirkt. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur, mehr an die fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und

dauernde Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter Eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als solche, erfindet nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Thier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten: und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es, seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur erkennt er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja, wann er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren, denn du bist gestaltlos, obwol die erste einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies: eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennt und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebt. Thiere sind geborene Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsieht, sind gut, und wo er sie nicht einsieht, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehst du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen, die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennst, desto mehr wird auch diese

lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so sieht man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob, oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsere kennen wir nicht, und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andere, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsere Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion: blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinahe unzertrennlich. Wie, wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden; und wir erkennen ihn noch so dunkel, wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach, ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können: und es sollte für uns keine andere möglich, für unsere gewisseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsere edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt; sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dient. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig im Kampfe mit dieser Nothdurft; gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheint, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk; und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, sowie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsers Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

VII.

Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Man erwarte hier keine metaphysischen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. s. w. Die Physik kennt diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsere Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannichfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entsprießen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzähliger einzelner Wahrnehmungen, und die Regentin unsers Körpers wirkt auf das zahllose Heer untergeordneter Kräfte, als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre.

Auch Bonnet's sogenannte Philosophie der Keime kann hier unsere Führerin nicht sein, denn sie ist in Absicht auf den Uebergang zu einem neuen Dasein theils unerwiesen, theils nicht zu ihm gehörig. Niemand hat in unserm Gehirn ein geistliches Gehirn, den Keim zu einem neuen Dasein entdeckt; auch das kleinste Analogon dazu ist im Bau desselben nicht sichtbar. Das Gehirn des Todten bleibt uns; und wenn die Knospe unserer Unsterblichkeit nicht andere Kräfte hätte, so läge sie verdorrt im Staube. Ja, diese Philosophie ist, wie mich dünkt, auch hierher ganz ungehörig, da wir hier nicht von Absprossung eines Geschöpfes in junge Geschöpfe *seiner Art*, sondern von Aufsprossung des absterbenden Geschöpfs in ein neues Dasein reden; vielmehr setzte sie, wenn sie auch nur in der irdischen Generation ausschließend wahr wäre und alle Hoffnung auf ihr beruhte, dieser Hoffnung unüberwindliche Zweifel entgegen. Ist es ewig bestimmt, daß die Blume nur Blume, das Thier nur Thier sein soll, und vom Anfange der Schöpfung her in präformirten Keimen alles mechanisch dalag, so lebe wohl, du zauberische Hoffnung eines höchsten Daseins! Zum gegenwärtigen und zu keinem höhern Dasein lag ich ewig im Keim präformirt; was aus mir sprossen sollte, sind die präformirten Keime meiner Kinder, und wenn der Baum stirbt, ist alle Philosophie der Keime mit ihm gestorben.

Wollen wir uns also in dieser wichtigen Frage nicht mit süßen Worten täuschen, so müssen wir tiefer und weiter her anfangen und auf die gesammte *Analogie der Natur* merken. Ins innere Reich ihrer Kräfte schauen wir nicht; es ist also so vergebens als unnoth, innere wesentliche *Aufschlüsse* von ihr, über welchen Zustand es auch sei, zu begehren. Aber die Wirkungen und Formen ihrer Kräfte liegen vor uns; sie also können wir vergleichen, und etwa aus dem Gange der Natur hienieden, aus ihrer gesammten herrschenden Aehnlichkeit *Hoffnungen* sammeln.

Fünftes Buch.

I.

In der Schöpfung unserer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte.

1) Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesem zum Menschen sahen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bei dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisirt sei: er scheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte.

2) Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, soweit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zuließ, eine herrschende Aehnlichkeit der Hauptform, die, auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzenthiere war sie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommenerer Wesen ward sie deutlicher; die Anzahl der Gattungen ward geringer; sie verlor und vereinigte sich zuletzt im Menschen.

3) Wie die Gestalten, sahen wir auch die Kräfte und Triebe sich ihm nähern. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerk der Insekten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landthiere, endlich gar zu den menschenähnlichen Gedanken und zu eigenen selbsterworbenen Fertigkeiten, bis sich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität des Menschen vereint.

4) Bei jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine Lebensdauer eingerichtet. Die

Pflanze verblüht bald, der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insekt, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt mitbrachte und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Thiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebaren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten, denen ward auch ein längeres, und dem Menschen vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hierbei nicht nur aufs einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechts und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern, wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, dauerte auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebensquell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebenskraft sind, am längsten; und die Amphibien, halbe Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von der Erdennahrung, die die Landthiere allmählich verhärtet, leben im ganzen länger als diese. Luft und Wasser scheinen also das große Vorrathshaus der Lebendigen, die nachher in schnellern Uebergängen die Erde aufreibt und verzehrt.

5) Je organisirter ein Geschöpf ist, desto mehr ist sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Reichen. Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an, und sie wächst hinauf durch Pflanzen, Thiere, bis zum vielartigsten Geschöpf, dem Menschen. Sein Blut und seine vielnamigen Bestandtheile sind ein Compendium der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind ihm organisch vereint und ineinander verwebt.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der Natur ansehen — und sinnlos spielte die verstandreiche Natur nie —, oder wir werden darauf gestoßen, auch ein Reich unsichtbarer Kräfte anzunehmen, das in ebendemselben genauen Zusammenhange und dichten Uebergange steht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennen lernen, desto mehr bemerken wir diese inwohnenden Kräfte auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen u. dgl. In einem Thiere, das sich beinah unerschöpflich reproducirt, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eigenen Reiz bewegt, sind sie unleugbar: und so ist alles voll organisch wirkender Allmacht. Wir wissen nicht, wo diese anfängt, noch wo sie aufhört; denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft, wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht allerdings nicht nur ein Zusammenhang, sondern auch eine aufsteigende Reihe von Kräften im unsichtbaren Reiche der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reiche, in organisirten Formen vor uns wirken sehen.

Ja unendlich inniger, steter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang sein, als ihn unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeigt. Denn was ist eine Organisation als eine Masse unendlich vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunkeln Gestalt der Wolke, d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Nothdurft des Ganzen so und nicht anders organisiren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein anderes Reich muß sie im Auge des Allwissenden sein, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen, und classificiren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter sieht und hält die Kette aller aufeinanderdringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele thue? Alles! Und nicht für die Unsterblichkeit unserer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehen; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beispiel, ja in unserer Seele nicht einmal einen Begriff. Ist es Widerspruch, daß Etwas Nichts sei oder werde, so ist es noch mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft einwohnend offenbart, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verliert, um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atom wirkt. Da wir nun bei allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet seien, so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblicke, da eine Combination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, dadurch sie allein göttlicher Natur ist, sondern dieselbe auch gegen sich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht — denn minder gehörte dazu nicht — nur einen Theil ihres lebendigen Zusammenhangs, in dem sie selbst ewig thätig lebt, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebt; was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhange ewig.

Da diese Principien weiter auseinanderzusetzen hier nicht der Ort ist, so laßt uns sie blos in Beispielen zeigen. Die Blume, die ausgeblüht hat, zerfällt, d. i. dies Werkzeug ist nicht weiter geschickt, daß die vegetirende Kraft in ihm fortwirke; der Baum, der

sich satt an Früchten getragen, stirbt: die Maschine ist hinfällig worden und das Zusammengesetzte geht auseinander. Hieraus folgt aber im mindesten nicht, daß die Kraft, die diese Theile belebte, die vegetiren und sich so mächtig fortpflanzen konnte, mit dieser Decomposition gestorben sei, sie, die über tausend Kräfte, die sie anzog, in dieser Organisation herrschte. Jedem Atom der zerlegten Maschine bleibt ja seine untere Kraft: wie viel mehr muß sie der mächtigern bleiben, die in dieser Formung jene alle zu Einem Zweck regierte und in ihren engen Grenzen mit allmächtigen Natureigenschaften wirkte! Der Faden der Gedanken zerreißt, wenn man es sich als natürlich denkt, daß dies Geschöpf jetzt in jedem seiner Glieder die mächtige, sich selbst erstattende reizbare Selbstthätigkeit haben soll, wie sie sich uns vor Augen äußert; daß aber den Augenblick darauf alle diese Kräfte, die lebendigen Erweise einer inwohnenden organischen Allmacht, aus dem Zusammenhange der Wesen, aus dem Reich der Realität so hinweg sein sollen, als wären sie nie darinnen gewesen.

Und bei der reinsten und thätigsten Kraft, die wir auf Erden kennen, sollte dieser Gedankenwiderspruch stattfinden, bei der menschlichen Seele? sie, die über alle Vermögen niedrigerer Organisationen so weit hinaufgerückt ist, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte meines Körpers als Königin beherrscht, sondern auch — Wunder aller Wunder! — in sich selbst zu blicken und sich zu beherrschen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirksamkeit eines menschlichen Gedankens, nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menschlichen Willens. Mit allem, was der Mensch denkt, ahmt er der ordnenden, mit allem, was er will und thut, der schaffenden Gottheit nach, er möge so unvernünftig denken als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache selbst: sie ist im Wesen seiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die nach dem Wesen ihrer Vernunft ihn gleichsam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem sie auch bei Irrthümern und Fehlern durch Trug und Schwachheit fehlte — sie, die mächtigste Regentin der Erde, sollte untergehen, weil ein äußerer Zustand der Zusammensetzung sich ändert und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künstlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zusammenhang der Gedanken?

II.

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittels jenem wirkt.

Priestley und andere haben den Spiritualisten vorgerückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne, und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken oder andere geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt, sie haben in beidem recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht; und in dieser sehen wir so viele geistähnliche Kräfte, daß mir ein völliger Gegensatz und Widerspruch dieser beiden, allerdings sehr verschiedenen, Wesen des Geistes und der Materie wo nicht selbst widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheint. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innigharmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegen wären? Und wie können wir dies behaupten, da uns weder Geist noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch. Ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar: mit ihm aber ist sie zugleich da; und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe zugebildet. Präformirte Keime. die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen; was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende organische Kräfte. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzennatur, deren Kräfte noch einartig aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrscht, mithin fast alles Productions- und Reproductionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist organische Materie, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Theile zusammen und treibt sie auseinander; ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine

Misgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach sein soll. Sieht man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowol im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Thiers, das Lebendige gebärt: so, dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer Epigenesis redet, nach der die Glieder von außen zuwüchsen. Bildung (genesis) ist's, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur, dies bestätigten die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften; nur hieraus lassen sich die Misbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall oder durch die Vermischung verschiedener Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebensreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie einige sich ausgedrückt haben, unsere vernünftige Seele sich ihren Körper im Mutterleibe und zwar durch Vernunft gebaut habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebaut werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich, da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch außen begreifen, und selbst der größte Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtsein und den Willen der Seele fortgeht? Nicht unsere Vernunft war's, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinaufgeführt, daß sie jetzt, von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umhüllt hat, ihre Schöpfungsstätte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken, bis, wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienste abruft und ihnen eine andere Wirkungsstätte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1) Daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber eins und dasselbe sei. Die Materie unsers Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2) Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch, denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet:

sie assimilirt die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3) Wenn die Hülle wegfällt, so bleibt die Kraft, die voraus, obwol in einem niedrigern Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existirte. War's möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte, so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Uebergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommener, hierherbrachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehn, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen Licht, Aether, Lebenswärme benennen, und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er alles belebt, alles erwärmt. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner; durch sein Vehiculum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch ebendeswegen aufgerichtet, daß wir selbst unsern gröbern Theilen nach von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unserer Organisation selbst Verarbeitetes, unendlich Feineres und dennoch ihr Aehnliches das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden: und sodann ist's weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke, noch wie andere Gegenstände auf sie zu wirken vermögen; oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte. Vermittels seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig und strahlte in sich selbst zurück mit einem Bewußtsein, das ihr Innerstes regt; vermittels seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen; und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöst wird: was ist natürlicher, als daß nach innigen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies zieht ihn — oder vielmehr du ziehest und leitest uns, allverbreitete, bildende

Gotteskraft, du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen; du leitest und bildest uns zu unserer neuen Bestimmung sanft hinüber!

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Moralisten unsere Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Laßt es sein, daß wir unsere Seele als einen reinen Geist nicht kennen: wir wollen sie auch als solchen nicht kennen lernen. Laßt es sein, daß sie nur als eine organische Kraft wirke: sie soll auch nicht anders wirken dürfen; ja, ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihrem Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Laßt es endlich sein, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes, der Bewegung, des Lebens ursprünglich eins sei und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern feinern Organisation wirke: hat man denn je auch nur eine Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen? Und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstätte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenkt: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen sie hinauszuführen? Und muß er es nicht thun, da er sie ebenso wunderbar, offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

III.

Aller Zusammenhang der Kräfte und Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschreitung.

Die Sache scheint durch sich klar; denn wie eine lebendige Kraft der Natur, ohne daß eine feindliche Uebermacht sie einschränkte und zurückstieße, stillstehen oder zurückgehen könne, ist nicht begreiflich. Sie wirkte als ein Organ der göttlichen Macht, als eine thätig gewordene Idee seines ewig dauernden Entwurfs der Schöpfung: und so mußten sich wirkend ihre Kräfte mehren. Auch alle Abweichungen müssen sie wieder zur rechten Bahn lenken, da die oberste Güte Mittel genug hat, die zurückprallende Kugel, ehe sie sinkt, durch einen neuen Stoß, durch eine neue Entdeckung wieder zum Ziel zu führen. Doch die Metaphysik bleibe beiseite, wir wollen Analogien der Natur betrachten.

Nichts in ihr steht still, alles strebt und rückt weiter. Könnten

wir die erste Periode der Schöpfung durchsehen, wie ein Reich der Natur auf das andere gebaut ward: welche Progression fortstrebender Kräfte würde sich in jeder Entwickelung zeigen! Warum tragen wir und alle Thiere Kalkerde in unsern Gebeinen? Weil sie einer der letzten Uebergänge gröberer Erdbildungen war, der seiner innern Gestaltung nach schon einer lebendigen Organisation zum Knochengebäude dienen konnte. So ist's mit allen übrigen Bestandtheilen unsers Körpers.

Als die Thore der Schöpfung geschlossen wurden, standen die einmal erwählten Organisationen als bestimmte Wege und Pforten da, auf denen sich künftig in den Grenzen der Natur die niedern Kräfte aufschwingen und weiter bilden sollten. Neue Gestalten erzeugten sich nicht mehr; es wandeln und verwandeln sich aber durch dieselben untere Kräfte, und was Organisation heißt, ist eigentlich nur eine Leiterin derselben zu einer höhern Bildung.

Das erste Geschöpf, das ans Licht tritt und unter dem Strahle der Sonne sich als eine Königin des unterirdischen Reichs zeigt, ist die Pflanze. Was sind ihre Bestandtheile? Salz, Oel, Eisen, Schwefel und was sonst an feinern Kräften das Unterirdische zu ihr hinaufzuläutern vermochte. Wie kam sie zu diesen Theilen? Durch innere organische Kraft, durch welche sie unter Beihülfe der Elemente jene sich eigen zu machen strebt. Und was thut sie mit ihnen? Sie zieht sie an sich, verarbeitet sie in ihr Wesen und läutert sie weiter. Giftige und gesunde Pflanzen sind also nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinern Theilen; das ganze Kunstwerk des Gewächses ist: Niedriges zu Höherm hinaufzubilden.

Ueber der Pflanze steht das Thier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elefant ist ein Grab von Millionen Kräutern; aber er ist ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animalisirt sie zu Theilen sein selbst — die niedern Kräfte gehen in feinere Formen des Lebens über. So ist's mit allen fleischfressenden Thieren; die Natur hat die Uebergänge rasch gemacht, gleich als ob sie sich vor allem langsamen Tode fürchtete. Darum verkürzte sie und beschleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Thieren ist das Geschöpf der feinsten Organe, der Mensch, der größte Mörder. Er kann beinahe alles, was an lebendiger Organisation nur nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln.

Warum wählte der Schöpfer diese dem äußern Anblick nach zerstörende Einrichtung seiner lebendigen Reiche? Waren es feindliche Mächte, die sich ins Werk theilten und ein Geschlecht dem andern zur Beute machten? Oder war es Ohnmacht des Schöpfers, der seine Kinder nicht anders zu erhalten wußte? Nehmt die äußere Hülle weg, und es ist kein Tod in der Schöpfung. Jede Zerstörung ist Uebergang zum höhern Leben; und der weise Vater

machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der Geschlechter und der Selbstgenuß des Geschöpfs, das sich seiner Hülle freuen und sie womöglich auswirken sollte, nur gestatten konnte. Durch tausend gewaltsame Tode kam er dem langsamen Ersterben vor und beförderte den Keim der blühenden Kraft zu höhern Organen. Das Wachsthum eines Geschöpfs, was ist's anders als die stete Bemühung desselben, mehrere organische Kräfte mit seiner Natur zu verbinden? Hierauf sind seine Lebensalter eingerichtet, und sobald es dies Geschäft nicht mehr kann, muß es abnehmen und sterben. Die Natur dankt die Maschine ab, die sie zu ihrem Zweck der gesunden Assimilation, der muntern Verarbeitung, nicht mehr tüchtig findet.

Worauf beruht die Kunst des Arztes, als eine Dienerin der Natur zu sein und den tausendfach arbeitenden Kräften unserer Organisation zu Hülfe zu eilen? Verlorene Kräfte ersetzt sie, matte stärkt, überwiegende schwächt und bändigt sie. Wodurch? Durch Herbeiführung und Assimilation solcher oder entgegengesetzter Kräfte aus den niedern Reichen.

Nichts anders sagt uns die Erzeugung aller lebendigen Wesen; denn so tief ihr Geheimniß liege, so ist's offenbar, daß organische Kräfte im Geschöpf zur größten Wirksamkeit aufblühten und jetzt zu neuen Bildungen streben. Da jeder Organismus das Vermögen hat, niedere Kräfte sich zu assimiliren, so hat er auch das Vermögen, sich gestärkt durch jene in der Blüte des Lebens fortzubilden und den Abdruck sein selbst mit allen in ihm wirkenden Kräften an seiner Statt der Welt zu geben.

So geht der Stufengang der Ausarbeitung durch die niedrige Natur: und sollte er bei der edelsten und mächtigsten stillstehen oder zurückgehen müssen? Was das Thier zu seiner Nahrung bedarf sind nur pflanzenartige Kräfte, damit es pflanzenartige Theile belebe. Der Saft der Muskeln und Nerven dient nicht mehr zur Nahrung irgendeines Erdwesens. Selbst das Blut ist nur Raubthieren eine Erquickung; und bei Nationen, die durch Leidenschaft oder Nothdurft dazu gezwungen wurden, hat man auch Neigungen des Thieres bemerkt, zu dessen lebendiger Speise sie sich grausam entschlossen. Also ist das Reich der Gedanken und Reize, wie es auch seine Natur fordert, hier ohne sichtbaren Fort- und Uebergang, und die Bildung der Nationen hat es zu einem ersten Gesetze des menschlichen Gefühls gemacht, jedes Thier, das noch lebt in seinem Blute, zur Speise nicht zu begehren. Offenbar sind alle diese Kräfte von geistiger Art; daher man vielleicht mancher Hypothesen über den Nervensaft als über ein tastbares Vehiculum der Empfindungen hätte überhoben sein mögen. Der Nervensaft, wenn er

da ist, erhält die Nerven und das Gehirn gesund, sodaß sie ohne ihn nur unbrauchbare Stricke und Gefäße wären. Sein Nutzen ist also körperlich, und die Wirkung der Seele nach ihren Empfindungen und Kräften ist, was für Organe sie auch gebrauchen möge, überall geistig.

Und wohin kehren nun diese geistigen Kräfte, die allem Sinn der Menschen entgehen? Weise hat die Natur hier einen Vorhang vorgezogen und läßt uns, die wir hierzu keine Sinne haben, in das geistige Reich ihrer Verwandlungen und Uebergänge nicht hineinschauen. Wahrscheinlich würde sich auch der Blick dahin mit unserer Existenz auf Erden und alle den sinnlichen Empfindungen, denen wir noch unterworfen sind, nicht vertragen. Sie legte uns also nur Uebergänge aus den niedern Reichen und in den höhern nur aufsteigende Formen dar. Ihre tausend unsichtbaren Wege der Ueberleitung behielt sie sich selbst vor: und so ward das Reich der Ungeborenen, die große ὕλη oder der Hades, in welchen kein menschliches Auge reicht. Zwar scheint diesem Untergange die bestimmte Form entgegenzustehn, der jede Gattung treu bleibt und in welcher sich auch das kleinste Gebein nicht verändert; allein auch hiervon ist der Grund sichtbar: da jedes Geschöpf nur durch Geschöpfe seiner Gattung organisirt werden kann und darf. Die feste ordnungsreiche Mutter hat also die Wege genau bestimmt, auf denen eine organische Kraft, sie sei herrschend oder dienend, zur sichtbaren Wirksamkeit gelangen sollte, und so kann ihren einmal bestimmten Formen nichts entschlüpfen. Im Menschenreich z. B. herrscht die größte Mannichfaltigkeit von Neigungen und Anlagen, die wir oft als wunderbar und widernatürlich anstaunen, aber nicht begreifen. Da nun auch diese nicht ohne organische Gründe sein können, so ließe sich, wenn uns über dies Dunkle der Schöpfungsstätte einige Vermuthung vergönnt ist, das Menschengeschlecht als der große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte ansehen, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten.

Aber nun weiter? Der Mensch hat hier das Bild der Gottheit getragen und der feinsten Organisation genossen, die ihm die Erde geben konnte: soll er rückwärts gehen und wieder Stamm, Pflanze, Elefant werden? oder steht bei ihm das Rad der Schöpfung still und hat kein anderes Rad, worein es greife? Das letzte läßt sich nicht gedenken, da im Reich der obersten Güte und Weisheit alles verbunden ist, und in ewigem Zusammenhange Kraft in Kraft wirkt. Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns alles aufs Menschengebilde zu reifen scheint, und sich im Menschen wiederum von dem, was er sein soll und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein, oder auch er rückt —

auf welchen Wegen und Gängen es nun auch sein möge — auch er rückt weiter. Laßt uns sehen, wie die ganze Anlage der Menschennatur uns darauf weise.

IV.

Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte.

Der vornehmste Zweifel, den man sich gegen die Unsterblichkeit organischer Kräfte zu machen pflegt, ist von den Werkzeugen hergenommen, durch die sie wirken; und ich darf behaupten, daß gerade die Beleuchtung dieses Zweifels uns das größte Licht nicht nur der Hoffnung, sondern der Zuversicht ewiger Fortwirkung anzünde. Keine Blume blüht durch den äußerlichen Staub, den groben Bestandtheil ihres Baues; viel weniger reproducirt sich durch denselben ein immer neu wachsendes Thier; und noch weniger kann durch die Bestandtheile, in die ein Hirn aufgelöst wird, eine innige Kraft so vieler mit ihr verbundener Kräfte, als unsere Seele ist, denken. Selbst die Physiologie überzeugt uns davon. Das äußerliche Bild, das sich im Auge malt, kommt nicht in unser Gehirn; der Schall, der sich in unserm Ohr bricht, kommt nicht mechanisch als solcher in unsere Seele. Kein Nerv liegt ausgespannt da, daß er bis zu einem Punkt der Vereinigung vibrire; bei einigen Thieren kommen nicht einmal die Nerven beider Augen, und bei keinem Geschöpf die Nerven aller Sinne so zusammen, daß Ein sichtbarer Punkt sie vereine. Noch weniger gilt dieses von den Nerven des gesammten Körpers, in dessen kleinstem Gliede sich doch die Seele gegenwärtig fühlt und in ihm wirkt. Also ist's eine schwache unphysiologische Vorstellung, sich das Gehirn als einen Selbstdenker, den Nervensaft als einen Selbstempfinder zu denken; vielmehr sind es, allen Erfahrungen zufolge, *eigene psychologische Gesetze*, nach denen die Seele ihre Verrichtungen vornimmt und ihre Begriffe verbindet. Daß es jedesmal ihrem Organ gemäß und demselben harmonisch geschehe, daß, wenn das Werkzeug nichts taugt, auch die Künstlerin nichts thun könne u. s. w. — das alles leidet keinen Zweifel, ändert aber auch nichts im Begriff der Sache. *Die Art*, mit der die Seele wirkt, *das Wesen ihrer Begriffe*, kommt hier in Betrachtung. Und da ist's

1) unleugbar, daß der *Gedanke*, ja die erste Wahrnehmung, damit sich die Seele einen äußern Gegenstand vorstellt, ganz *ein anderes Ding sei, als was ihr der Sinn zuführt*. Wir

nennen es ein Bild; es ist aber nicht das Bild, d. i. der lichte Punkt, der aufs Auge gemalt wird und der das Gehirn gar nicht erreicht: das Bild der Seele ist ein geistiges, von ihr selbst bei Veranlassung der Sinne geschaffenes Wesen. Sie ruft aus dem Chaos der Dinge, die sie umgeben, eine Gestalt hervor, an die sie sich mit Aufmerksamkeit heftet, und so schafft sie durch innere Macht aus dem Vielen ein Eins, das ihr allein zugehört. Dies kann sie sich wiederherstellen, auch wenn es nicht mehr da ist; der Traum und die Dichtung können es nach ganz andern Gesetzen verbinden, als unter welchen es der Sinn darstellte, und thun dies wirklich. Die Rasereien der Kranken, die man so oft als Zeugen der Materialität der Seele anführt, sind eben von ihrer Immaterialität Zeugen. Man behorche den Wahnsinnigen und bemerke den Gang, den seine Seele nimmt. Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, die also sein Werkzeug zerrüttete und den Zusammenhang mit andern Sensationen störte. Auf sie bezieht er nun alles, weil sie die herrschende ist und er von derselben nicht los kann; zu ihr schafft er sich eine eigene Welt, einen eigenen Zusammenhang der Gedanken, und jeder seiner Irrgänge in der Ideenverbindung ist im höchsten Maße g e i s t i g. Nicht wie die Fächer des Gehirns liegen, combinirt er, selbst nicht einmal wie ihm die Sensationen erscheinen, sondern wie andere Ideen mit seiner Idee verwandt sind, und wie er jene zu dieser nur hinüber zu zwingen vermochte. Auf demselben Wege gehen alle Associationen unserer Gedanken: sie gehören einem Wesen zu, das aus eigener Energie und oft mit einer sonderbaren Idiosynkrasie Erinnerungen aufruft und nach innerer Liebe oder Abneigung, nicht nach einer äußern Mechanik, Ideen bindet. Ich wünschte, daß hierüber aufrichtige Menschen das Protokoll ihres Herzens, und scharfsinnige Beobachter, insonderheit Aerzte, die Eigenheiten bekannt machten, die sie an ihren Kranken bemerkten, und ich bin überzeugt, es wären lauter Belege von Wirkungen eines zwar organischen, aber dennoch eigenmächtigen, nach Gesetzen geistiger Verbindung wirkenden Wesens.

2) **D i e k ü n s t l i c h e B i l d u n g u n s e r e r I d e e n v o n K i n d h e i t a u f** erweist dasselbe, und der l a n g s a m e G a n g, auf welchem die Seele nicht nur spät ihrer selbst bewußt wird, sondern auch mit Mühe ihre Sinne brauchen lernt. Mehr als Ein Psycholog hat die Kunststücke bemerkt, mit der ein Kind von Farbe, Gestalt, Größe, Entfernung Begriff erhält, und durch die es s e h e n l e r n t. Der körperliche Sinn lernt nichts, denn das Bild malt sich den ersten Tag aufs Auge, wie es sich den letzten des Lebens malen wird; aber die Seele durch den Sinn lernt messen, vergleichen, geistig empfinden. Hierzu hilft ihr das Ohr, und die Sprache ist doch gewiß ein geistiges, nicht körperliches Mittel der Ideenbildung. Nur

ein Sinnloser kann Schall und Wort für einerlei nehmen; und wie diese beiden verschieden sind, ist's Körper und Seele, Organ und Kraft. Das Wort erinnert an die Idee und bringt sie aus einem andern Geist zu uns herüber; aber es ist sie nicht selbst, und ebenso wenig ist das materielle Organ Gedanke. Wie der Leib durch Speise zunimmt, nimmt unser Geist durch Ideen zu; ja, wir bemerken bei ihm eben die Gesetze der Assimilation, des Wachsthums und der Hervorbringung, nur nicht auf eine körperliche, sondern eine ihm eigene Weise. Auch er kann sich mit Nahrung überfüllen, daß er sich dieselbe nicht zuzueignen und in sich zu verwandeln vermag; auch er hat eine Symmetrie seiner geistigen Kräfte, von welcher jede Abweichung Krankheit, entweder Schwachheit oder Fieber, d. i. Verrückung wird; auch er endlich treibt dieses Geschäft seines innern Lebens mit einer genialischen Kraft, in welcher sich Liebe und Haß, Abneigung gegen das mit ihm Ungleichartige, Zuneigung zu dem, was seiner Natur ist, wie beim irdischen Leben äußert. Kurz, es wird in uns — ohne Schwärmerei zu reden — ein innerer geistiger Mensch gebildet, der seiner eigenen Natur ist und den Körper nur als Werkzeug gebraucht, ja, der seiner eigenen Natur zufolge auch bei den ärgsten Zerrüttungen der Organe handelt. Je mehr die Seele durch Krankheit oder gewaltsame Zustände der Leidenschaften von ihrem Körper getrennt und gleichsam gezwungen ist, in ihrer eigenen Ideenwelt zu wandeln, desto sonderbarere Erscheinungen bemerken wir von ihrer eigenen Macht und Energie in der Ideenschöpfung oder Ideenverbindung. Aus Verzweiflung irrt sie jetzt in den Scenen ihres vorigen Lebens umher, und da sie von ihrer Natur und ihrem Werk, Ideen zu bilden, nicht ablassen kann, bereitet sie sich jetzt eine neue wilde Schöpfung.

3) Das hellere Bewußtsein, dieser große Vorzug der menschlichen Seele, ist derselben auf eine geistige Weise, und zwar durch die Humanität allmählich erst zugebildet worden. Ein Kind hat noch wenig Bewußtsein, ob seine Seele gleich sich unablässig übt, zu demselben zu gelangen und sich seiner selbst durch alle Sinne zu vergewissern. All sein Streben nach Begriffen hat den Zweck, sich in der Welt Gottes gleichsam zu besinnen und seines Daseins mit menschlicher Energie froh zu werden. Das Thier geht noch im dunkeln Traum umher; sein Bewußtsein ist in so viel Reize des Körpers verbreitet und von ihnen mächtig umhüllt, daß das helle Erwachen zu einer fortwirkenden Gedankenübung seiner Organisation nicht möglich war. Auch der Mensch ist sich seines sinnlichen Zustandes nur durch Sinne bewußt; und sobald diese leiden, ist's gar kein Wunder, daß ihn eine herrschende Idee auch aus seiner eigenen Anerkennung hinreißen kann und er mit sich selbst ein trauriges oder fröhliches Drama spielt. Aber auch dies

Hinreißen in ein Land lebhafter Ideen zeigt eine innere Energie, bei der sich die Kraft seines Bewußtseins, seiner Selbstbestimmung oft auf den irrigsten Wegen äußert. Nichts gewährt dem Menschen ein so eigenes Gefühl seines Daseins als Erkenntniß — Erkenntniß einer Wahrheit, die wir selbst errungen haben, die unserer innersten Natur ist und bei der uns oft alle Sichtbarkeit schwindet. Der Mensch vergißt sich selbst, er verliert das Maß der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft und er denselben verfolgt. Die scheußlichsten Qualen des Körpers haben durch eine einzige lebendige Idee unterdrückt werden können, die damals in der Seele herrschte. Menschen, die von einem Affect, insonderheit von dem lebhaftesten reinsten Affect unter allen, der Liebe Gottes, ergriffen wurden, haben Leben und Tod nicht geachtet und sich in diesem Abgrunde aller Ideen wie im Himmel gefühlt. Das gemeinste Werk wird uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet; aber die Liebe macht uns das schwerste Geschäft leicht, sie gibt uns zur langwierigsten, entferntesten Bemühung Flügel. Räume und Zeiten verschwinden ihr, sie ist immer auf ihrem Punkt, in ihrem eigenen Ideenlande. Diese Natur des Geistes äußert sich auch bei den wildesten Völkern: gleichviel wofür sie kämpfen, sie kämpfen im Drang der Ideen. Auch der Menschenfresser im Durst seiner Rache und Kühnheit strebt, wiewol auf eine abscheuliche Art, nach dem Genuß eines Geistes.

4) Alle Zustände, Krankheiten und Eigenheiten des Organs also können uns nie irre machen, die Kraft, die in ihnen wirkt, primitiv zu fühlen. Das Gedächtniß z. B. ist nach der verschiedenen Organisation der Menschen verschieden: bei diesen formt und erhält es sich durch Bilder, bei jenen durch Zeichen der Abstraction, Worte oder gar Zahlen. In der Jugend, wenn das Gehirn weich ist, ist es lebhaft; im Alter, wenn sich das Gehirn härtet, wird es träge und hält an alten Ideen. So ist's mit den übrigen Kräften der Seele: welches alles nicht anders sein kann, sobald eine Kraft organisch wirkt. Bemerkt indeß auch hier die Gesetze der Aufbewahrung und Erneuerung der Ideen; sie sind allesammt nicht körperlich, sondern geistig. Es hat Menschen gegeben, die das Gedächtniß gewisser Jahre, ja gewisser Theile der Rede, der Namen, Substantiven, sogar einzelner Buchstaben und Merkzeichen verloren; das Gedächtniß der vorigen Jahre, die Erinnerung anderer Theile der Rede und der freie Gebrauch derselben blieb ihnen; die Seele war nur an dem Einen Gliede gefesselt, da das Organ litt. Wäre der Zusammenhang ihrer geistigen Ideen materiell, so müßte sie, diesen Erscheinungen nach, entweder im Gehirn umherrücken und für gewisse Jahre, für Substantiven und Namen eigene Protokolle führen; oder sind die Ideen mit dem Gehirn verhärtet,

so müßten sie alle verhärtet sein, und doch ist bei den Alten eben das Andenken der Jugend noch so lebhaft. Zu einer Zeit, da sie ihrem Organ gemäß nicht mehr rasch verbinden oder flüchtig durchdenken kann, hält sie sich desto fester an das erworbene Gut ihrer schönern Jahre, über das sie wie über ihr Eigenthum waltet. Unmittelbar vor dem Tode und in allen Zuständen, da sie sich vom Körper weniger gefesselt fühlt, erwacht dies Andenken mit aller Lebhaftigkeit der Jugendfreude; und die Glückseligkeit der Alten, die Freude der Sterbenden beruht größtentheils darauf. Vom Anfang des Lebens an scheint unsere Seele nur Ein Werk zu haben, inwendige Gestalt, Form der Humanität zu gewinnen und sich in ihr, wie der Körper in der seinigen, gesund und froh zu fühlen. Auf dies Werk arbeitet sie so unablässig und mit solcher Sympathie aller Kräfte, als der Körper nur immerdar für seine Gesundheit arbeiten kann, der, wenn ein Theil leidet, es sogleich ganz fühlt und Säfte anwendet, wie er sie kann, den Bruch zu ersetzen und die Wunde zu heilen. Gleicherweise arbeitet die Seele auf ihre immer hinfällige und oft falsche Gesundheit, jetzt durch gute, jetzt durch trügliche Mittel, sich zu beruhigen und fortzuwirken. Wunderbar ist die Kunst, die sie dabei anwendet, und unermeßlich der Vorrath von Hülfs- und Heilmitteln, den sie sich zu verschaffen weiß. Wenn einst die Semiotik der Seele studirt werden wird wie die Semiotik des Körpers, wird man in allen Krankheiten derselben ihre so eigene geistige Natur erkennen, daß die Schlüsse der Materialisten wie Nebel vor der Sonne verschwinden werden. Ja, wer von diesem innern Leben seines Selbst überzeugt ist, dem werden alle äußern Zustände, in welchen sich der Körper wie alle Materie unablässig verändert, mit der Zeit nur Uebergänge, die sein Wesen nicht angehen; er schreitet aus dieser Welt in jene so unvermerkt, wie er aus Nacht in Tag und aus einem Lebensalter ins andere schreitet.

Jeden Tag hat uns der Schöpfer eine eigene Erfahrung gegeben, wie wenig alles in unserer Maschine von uns und voneinander unabtrennlich sei: es ist des Todes Bruder, der balsamische Schlaf. Er scheidet die wichtigsten Verrichtungen unsers Lebens mit dem Finger seiner sanften Berührung. Nerven und Muskeln ruhen, die sinnlichen Empfindungen hören auf; und dennoch denkt die Seele fort in ihrem eigenen Lande. Sie ist nicht abgetrennter vom Körper als sie wachend war, wie die dem Traum oft eingemischten Empfindungen beweisen; und dennoch wirkt sie, nach eigenen Gesetzen, auch im tiefsten Schlafe fort, von dessen Träumen wir keine Erinnerung haben, wenn nicht ein plötzliches Erwecken uns davon überzeugt. Mehrere Personen haben bemerkt, daß ihre Seele bei ruhigen Träumen sogar dieselbe Ideenreihe, unterschieden vom

wachenden Zustande, unverrückt fortsetze und immer in Einer, meistens jugendlichen, lebhaften und schönern Welt wandle. Die Empfindungen des Traums sind uns lebhafter, seine Affecte feuriger, die Verbindungen der Gedanken und Möglichkeiten in ihm werden leichter, unser Blick ist heiterer, das Licht, das uns umglänzt, ist schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsere Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsere Thätigkeit freier. Und obwol dies alles vom Körper abhängt, weil jeder kleinste Zustand unserer Seele nothwendig ihm harmonisch sein muß, solange ihre Kräfte ihm so innig einverleibt wirken, so zeigt doch die ganze gewiß sonderbare Erfahrung des Schlafs und Traums, die uns ins größte Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären, daß nicht jeder Theil unsers Körpers auf gleiche Art zu uns gehöre, ja daß gewisse Organe unserer Maschine abgespannt werden können, und daß die oberste Kraft aus bloßen Erinnerungen idealischer, lebhafter, freier wirke. Da nun alle Ursachen, die uns den Schlaf bringen, und alle seine körperlichen Symptome nicht blos einer Redeart nach, sondern physiologisch und wirklich ein Analogon des Todes sind, warum sollten es nicht auch seine geistigen Symptome sein? Und so bleibt uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder Mattigkeit befällt, Hoffnung, daß auch er wie der Schlaf nur das Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig und lang fortgesetzte Bewegung sanft umlenke, manche für dies Leben unheilbare Wunden heile, und die Seele zu einem frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite. Wie im Traum meine Gedanken in die Jugend zurückkehren, wie ich in ihm nur halb entfesselt von einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, mich freier und thätiger fühle, so wirst auch du, erquickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, die schönsten und kräftigsten Augenblicke meines Daseins mir schmeichelnd zurückführen, bis ich erwache in ihrem — oder vielmehr im schönern Bilde einer himmlischen Jugend.

V.

Unsere Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume.

Wir sahen, daß der Zweck unsers jetzigen Daseins auf Bildung der Humanität gerichtet sei, der alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsere Ver-

nunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsere feinern Sinne zur Kunst, unsere Triebe zur echten Freiheit und Schöne, unsere Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden. Entweder wissen wir nichts von unserer Bestimmung, und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und außen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat) — oder wir können dieses Zwecks so sicher sein als Gottes und unsers Daseins.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht, und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Ruchlosigkeit verderbt. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Worts eigentliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und mit der Organisation, die er zu Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellt werden, und der Mensch im ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja, auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit stattfinden, da alles auf der Erde so vielartig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegt. Der Entwurf der bildenden Vorsehung mußte also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählich und ihnen unbewußt höher führt. Es ist befremdend und doch unleugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unserer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinct, der sichere Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben und soll außer einigen nothdürftigen Trieben alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernt's also unvollkommen,

weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfang seines Geschlechts herreichen. Die Fußstapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten und leider oft wirksamer waren als jene wenigen erwählten, großen und guten Menschen. Man würde also — wie es auch viele gethan haben — die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen und ihm, da er dennoch nicht Thier sein sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instincts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortgangs Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigene Bemühung werde — und er wird's werden. Auch der Menschenähnliche wird Mensch sein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdörrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unserer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann: es ist eben diese gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unserer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Thiere der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde; jedes derselben sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist! Er wird unter dem Strahl einer schönern Sonne Blüte werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so unrechten Wegen, strebte. Das Labyrinth wird sich entwirren, die verführenden Zaubergestalten

werden schwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt sehen, zu dem sein Weg geht, sondern du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes, deß er bedarf, mit verzeihender sanfter Hand selbst zu ihm leiten.*)

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Gehirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indeß den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten und bemerken, wie die Bildnerin Schritt vor Schritt das Unedlere wegwirft und die Nothdurft mildert, wie sie dagegen das Geistige anbaut, das Feine feiner ausführt und das Schönere schöner belebt: so können wir ihrer unsichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die Efflorescenz unserer Knospe der Humanität in jenem Dasein gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre göttliche Menschengestalt ist und die kein Erdensinn sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ist's also auch, daß wir dichten; und ob ich wol überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs genaueste zusammenhangen, auch die organische Kraft unserer Seele in ihren reinsten und geistigen Uebungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege, oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe anspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Strahl einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier verborgenen Kräfte weckt: so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Verrichtungen uns noch so wenig bekannt sind. Genug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, Vervollkommnungen sind, und daß wir also wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe; und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehrern Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende Raupe: ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an, sie windet sich ein, sie hat das Gespinst zu ihrem Todtengewande sowie zum Theil

*) Auf welchen Wegen dies geschehen werde — welche Philosophie der Erde wäre es, die hierüber Gewißheit gäbe? Wir werden im Verfolg des Werks auf die Systeme der Völker von der Seelenwanderung und andern Reinigungen kommen, und ihren Ursprung und Zweck entwickeln. Ihre Erörterung gehört noch nicht hierher.

die Organe ihres neuen Daseins schon in sich. Nun arbeiten die Ringe, nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählich bilden sich diese und treten in Ordnung, das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist; nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten, und die zarten Flügel werden fünfmal größer als sie noch eben unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanz der Strahlen begabt, der unter dieser Sonne nur stattfand, zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert: statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldenen Kelch der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert: statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feinern, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schos der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht! Der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe! Wirf ab was unmenschlich ist, strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit: so kannst du deines Zieles nicht verfehlen!

Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogien werdender, d. i. übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Er ist die wohlthätige Betäubung, die ein Wesen umhüllt, in dem jetzt die organischen Kräfte zur neuen Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem wenigern oder mehrern Bewußtsein ist nicht stark genug, ihren Kampf zu übersehen oder zu regieren; es entschlummert also und erwacht nur, wenn es ausgebildet da ist. Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche milde Schonung; er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammelt und der entschlummerte Kranke genest.

VI.

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten.

Alles ist in der Natur verbunden; ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied schloß, so fängt er auch ebendadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei ineinandergreifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reich der wirksamsten Güte ruht: also muß ihm eine Stufe bevorstehen, die so dicht an ihm und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, ans Thier grenzt. Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruht, gibt uns allein den Schlüssel seiner wunderbaren Erscheinung, mithin die einzige Philosophie der Menschengeschichte. Denn nun wird

1) der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeigt. Als Thier dient er der Erde und hangt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgendeine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk. Das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen, für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweist dies sattsam. Hier und da kam ein Weiser, ein Guter, und streute Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Flut der Zeiten; einige Wellen kreisten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg: das Kleinod ihrer edeln Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Aeltern. Sowenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, sowenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen, jeder Augenblick bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von

der Erde; sie ist eine Herberge für Wanderer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus; und wenn es auch, höhern Zwecken zufolge, sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht, seine Geschicklichkeiten sind da, und es ist was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eigenen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein anderes Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Uebungen hier erscheint. Er stellt also zwei Welten auf einmal dar: und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens.

2) Sofort wird klar, welcher Theil bei den meisten hienieden der herrschende sein werde. Der größte Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! Und auch bei den besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen, und die meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es zieht also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will. Und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt als das Unsichtbare, so ist leicht zu erachten, wohin die Wage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend ist der Mensch fähig! Und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schiffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört, und der Schöpfer, barmherzig-strenge, hat beide Verwirrungen ineinander geordnet, um eine durch die andere zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein vielversuchter Mensch hat viel gelernt; ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbstgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben ist also ein Kampf, und die Blume der reinen unsterblichen Humanität eine schwer errungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

3) Wenn höhere Geschöpfe also auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Element ins andere übergeht. Der Strauß

schwingt matt seine Flügel nur zum Lauf, nicht zum Flug; sein schwerer Körper zieht ihn zum Boden. Indessen auch für ihn und für jedes Mittelgeschöpf hat die organisirende Mutter gesorgt; auch sie sind in sich vollkommen und scheinen nur unserm Auge unförmlich. So ist's auch mit der Menschennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette sieht, die füreinander gemacht sind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er sieht, warum Menschen in so vielerlei Zuständen aus der Welt gehen müssen, jung und alt, thöricht und weise, als Greise, die zum zweiten mal Kinder wurden, oder gar als Ungeborene. Wahnsinn und Misgestalten, alle Stufen der Cultur, alle Verirrungen der Menschheit umfaßte die allmächtige Güte, und hat Balsam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt, wie der unsere aus dem Zustande niedrigerer Organisationen, so ist ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unserm jetzigen Dasein verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blüht nur durch die Pflanzen, die hier keimten und unter einer rauhen Hülle die ersten Sprößchen trieben. Ist nun, wie wir gesehen haben, Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Theilnahme beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blüte des menschlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsere Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können; denn sie übersehen unsern Zustand klarer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber, alle Disharmonien sind aufgelöst, und sie erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glücks Theilnehmer, ihres Geschäfts Brüder. Nur Einen Schritt weiter, und der gedrückte Geist kann freier athmen, das verwundete Herz ist genesen; sie sehen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

4) Ich kann mir also auch nicht vorstellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zwei Klassen und gewissermaßen die Theilnehmer beider sind, der künftige Zustand von dem jetzigen so fern und ihm so ganz unmittheilbar sein sollte, als das Thier im Menschen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geschichte unsers Geschlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Daß z. B. der Mensch sich selbst auf den Weg der Cultur gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaft erfunden, scheint mir unerklärlich, und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzustand man bei ihm vor-

aussetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an gewaltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt. Je mehr aber die menschlichen Kräfte selbst in Uebung waren, desto weniger bedurften sie theils dieser höhern Beihülfe, oder desto minder wurden sie ihrer fähig; obwol auch in spätern Zeiten die größten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umstände entstanden sind oder mit ihnen begleitet gewesen. Selbst Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge; denn wenn das Organ aus seiner Proportion mit andern gesetzt und also für den gewöhnlichen Kreis des Erdenlebens unbrauchbar worden ist, so scheint's natürlich, daß die innere rastlose Kraft sich nach andern Seiten des Weltalls kehre und vielleicht Eindrücke empfange, deren eine ungestörte Organisation nicht fähig war, deren sie aber auch nicht bedurfte. Wie dem aber auch sei, so ist's gewiß ein wohlthätiger Schleier, der diese und jene Welt absondert, und nicht ohne Ursache ist's so still und stumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Mensch auf dem Gange seines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis seiner Ideen zerrütten und ihn für diese Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Wesen sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch sein, sondern, auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn stehen, daß er selbst handle. Zu seiner Beruhigung und zu dem edeln Stolz, auf dem seine Bestimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Wesen entzogen; denn wahrscheinlich würden wir uns selbst verachten, wenn wir diese kennten. Der Mensch also soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

5) So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorhersagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatz, der in menschlichen Seelen ruht; ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem Einen Gewicht seine Freiheit zu geben und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibniz', daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sei, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Orga-

nisationen nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte: sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir also keine Mühe! Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen:
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.
Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie; sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume dastand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so steht über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobenen Händen steht er da, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.

Anmerkungen.

Sämmtlichen Auflagen der „Ideen" liegt der erste Abdruck von 1784 unverändert zu Grunde; er ist auch in dieser Ausgabe beibehalten.

Einleitung. Man vergleiche damit meine Abhandlung „Herder und seine Bedeutung für die deutsche Literatur", welche zu dem Bande dieser Bibliothek, der Herder's „Cid" enthält, die Einleitung bildet. Sie ist ein Jahr früher geschrieben als die gegenwärtige Einleitung.

Erster Theil.

Vorrede. Der Unterschied, den Herder — wol zum Theil aus äußern Gründen — zwischen „Gott" und „Natur" zu machen erklärt, kommt auf den alten der Natura naturans und Natura naturata heraus.

S. 40, Z. 13 v. u.: „Süßgetäuschte Geschöpfe, genießet euerer Zeit." — Gerade wie Kant zwischen den Zwecken der Menschen und den Zwecken der Natur unterscheidet, an denen jene unbewußt arbeiten müssen.

S. 49, Z. 14 v. o.: „Nun ist unleugbar, daß u. s. w." — Die entscheidende Stelle über das Goethe'sche Thema von der Einheit der Organisationen. Vgl. Herder's Werke: „Zur Philosophie", VIII, 227. Ferner die betreffenden Stellen über das Os intermaxillare im Vierten Buch, I, und im Fünften Buch, I.

S. 62, Z. 5 v. o.: „Es mögen viel Medien in der Schöpfung sein." — Die Parallelstellen von Lessing in dessen Werken von Lachmann, XI, 458. Vgl. Guhrauer über „Lessing", II, 122 u. 123.

S. 106, Z. 7 v. o.: „Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht." — Eine von den Stellen, die nach Hamann's Ausdruck wie Pfeile gegen das Kant'sche System gerichtet zu sein scheinen, ohne daß sich Herder dessen bewußt geworden wäre.

S. 121: „Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet." — Vgl. den Brief an Lavater in „Aus Herder's Nachlaß von Düntzer", II, 46 fg.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



